Ludwigs Werke.

Dritter Band.

Ludwigs Werke.

Herausgegeben

von

Dr. Viktor Schweizer.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

Zwischen Himmel und Erde.

Erzählung.

Einleitung des Herausgebers.

Ludwigs Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" ist in Dresden im Sommer und Herbst des Jahres 1855 entstanden und im darauffolgenden Jahre als Buch im Meidingerschen Verlag zu Frankfurt a. M. erschienen, nachdem der Dichter den vergeblichen Versuch gemacht hatte, sein Werk erst in einer Zeitschrift, wie Keil's „Gartenlaube" oder Cotta's „Morgenblatt", unterzubringen. Ebenso amüsant wie charakteristisch für die Haltung des damals neu aufgeblühten Familienblattes muß der Brief gewesen sein, mit dem das Manuskript von der Redaktion der „Gartenlaube" zurückkam, und worin dem Dichter, wie Stern mitteilt, „neben Vorwürfen über die allzugroße Ausdehnung und die minutiöse Einzelausführung der Rat zu teil wurde, Balzac und die französischen Novellenvirtuosen der ‚Spannung' halber zu studieren". Trotz dieses schlimmen Omens ging die Buchausgabe weit besser, als der Autor erwartet hatte, und erlebte noch bei seinen Lebzeiten mehrere Auflagen.[1]

„Zwischen Himmel und Erde" ist die letzte Dichtung, die Ludwig vollendet, und zugleich auch die letzte, die er in prosaischer Form abgefaßt hat. Die Ausführung fällt in die Periode der eifrigsten ästhetischen und dramaturgischen Studien, und Moritz Heydrich hat vollkommen recht, wenn er die Erzählung als die „reifste Frucht seiner Shakespearestudien" bezeichnet. Gerade in der Zeit, wo Ludwig daran dichtete, hatte er sich nach des Freundes Mitteilung ganz besonders in das Thema der Leidenschaft und ihrer künstlerischen Behandlung vertieft, und an der energischen Art der Leidenschaftsdarstellung erkennen wir auch in dem epischen Werk den talentvollen Jünger Shakespeares.

[1] Die zweite Auflage erschien 1858 bei Meidinger; von der dritten (1862) ab ging das Werk in den Verlag von Otto Janke in Berlin über.

Als er schon wieder der erzählenden Dichtung den Rücken gewandt hatte, unternahm er es, in den „Romanstudien" ihre Gesetze in umfassender Weise zu entwickeln, und er hat sich später nie die Mängel verhehlt, die seine Erzählung aufweist, wenn man die hergebrachten Maßstäbe der epischen Gattung an sie legt. Heinrich von Treitschke hat in seinem Aufsatz[1] über Ludwig vom Jahr 1859 diesen Punkt weiter ausgeführt: „Während blinde Bewunderer das epische Talent des Dichters priesen, gestand der strenge Mann sich unbarmherzig ein, daß seine Novelle nur aus einer Reihe dramatischer Szenen bestand. Für das Epos bleibt das Berichten der Begebenheiten immer das Wesentliche. Doch wo war hier der leichte Fluß der Erzählung, wo die behagliche Freude des Epikers an der Detailschilderung der Außenwelt? Gewiß, die Geschichte ist, wie man sagt, novellistisch ‚spannend', aber nur, weil uns der dramatische Konflikt der Charaktere mächtig fesselt. Gewiß, das Buch ist reich an wunderschönen landschaftlichen Schilderungen, aber nur da, wo es gilt, die Stimmung der handelnden Personen in der Natur widerzuspiegeln. Laßt einen Charakter dieses großen Psychologen zwei Zeilen reden, und der ganze Mensch steht leibhaftig vor euch. Aber laßt Ludwig die Außenwelt um ihrer selbst willen schildern, und ihr empfangt einen verworrenen, unklaren Eindruck. Am allerseltsamsten spielt das epische und das dramatische Talent des Dichters durcheinander, wenn er die äußere Erscheinung seiner Helden zeichnet: er sieht sie vor sich, hell und bestimmt, wie der Epiker, aber er schildert mit peinlicher Unbeholfenheit; wir fühlen die Verlegenheit des Dramatikers, der, gezwungen, zu erzählen, sich verpflichtet meint, alles zu berichten, was der Schauspieler agiert."

Soweit Treitschke, einer der feinsinnigsten Beurteiler des Dichters vom Standpunkt jener Zeit aus. Heutzutage würde man Ludwig wohl weniger Vorwürfe machen wegen der Verletzung der epischen Gesetze: man hat in dieser Hinsicht ein weiteres Gewissen bekommen, und in der von unseren Modernen mit ganz besonderer Vorliebe gepflegten Sondergattung der „psychologischen Novelle" würde „Zwischen Himmel und Erde" ohne Zweifel einen ersten Preis davontragen.

Wenn auch die Mittel der künstlerischen Technik zu einem guten Teil aus der Rüstkammer des Dramatikers entlehnt sind, eignet sich doch

[1] Abgedruckt in den „Historischen und Politischen Aufsätzen" (4. Auflage, S. 434 ff., Leipzig 1871).

der Stoff an und für sich viel weniger für das Drama als für die Novelle, das hat noch vor kurzem der gänzlich mißlungene Versuch Otto Franz Gensichens bewiesen, Ludwigs Erzählung für die Bühne einzurichten.[1] Die wunderbare Psychologie wurde hier von den grellen Momenten der Handlung vollständig in den Hintergrund gedrängt, und anstatt eines Shakespeareschen Leidenschaftsdramas bekam man ein recht mittelmäßiges bürgerliches Rühr- und Schauerstück zu sehen.

Für ein Bühnenwerk höheren Stils war der Horizont von „Zwischen Himmel und Erde“ zu eng und die Atmosphäre zu gedrückt, für eine Novelle konnte sich Ludwig kaum ein besseres Milieu wünschen.[2] Ähnlich wie bei der „Heiterethei“ konnte der Dichter auch hier wieder aus der reichen Quelle seiner Jugend- und Heimaterinnerungen schöpfen, besonders aus jenen Tagen, wo er Zeuge der heftigen Szenen im Hause seines Oheims sein mußte, wo er nach seinen eigenen Worten „die Leidenschaft in ihren verstecktesten und furchtbarsten Regungen studieren“ konnte.

Fremde Motive lassen sich kaum nachweisen. Auf eine gewisse stoffliche Ähnlichkeit mit Viktor Hugos Roman „Notre-Dame de Paris“ hat Rudolf von Gottschall in einem Aufsatz über Otto Ludwig[3] hingewiesen: „Die fieberhafte Spannung, welche dadurch erzeugt wird, daß die Situationen sich zum Teil auf schwindelnder Höhe abspielen, ist beiden gemein. Wir klettern mit Quasimodo und dem dämonischen Priester auf den Turmdächern herum, und für die eine Katastrophe, den

[1] Als vieraktiges Schauspiel zum erstenmal am 8. Dezember 1896 im „Theater des Westens“ zu Berlin aufgeführt. — Eine neue Dramatisierung unsrer Erzählung von einem anonymen Verfasser unter dem Titel: „Das Gewissen“ ist eben erst (Frühjahr 1898) auf dem „Berliner Theater“ durchgefallen.

[2] Er war einer der ersten modernen Dichter, die im Sinne H. W. Riehls den reichen Schatz von Poesie, den das deutsche Familienleben birgt, zu heben versuchten; vgl. Ludwigs Notiz in einem der letzten Hefte der „Shakespearestudien“: „Bei Riehl heißt es: ‚der Quell der Poesie, der in dem deutschen Hause verborgen ist und nur des Poeten harrt, der den Mosesstab besitzt, um ihn herauszuschlagen. Diese einfachen und doch so großen Motive des deutschen Hauses und der Familie, das sind die Perlen, welche wir in unsrer glänzendsten Litteraturperiode vor die Säue geworfen haben, oder wo sie diese nicht mochten, kam höchstens der hinkende Bote oder ein ähnlicher Kalendermann, um sie aufzuheben und in seinen Schnappsack zu stecken.‘ Es wäre nun leicht Stoff gefunden zu Erzählungen dieser Art: man braucht nur die Feinde und Verderber des deutschen Hauses aufzusuchen und durch die in unsrer Macht liegenden Mittel ihnen siegreich zu begegnen. Einen oder wohl auch gar zwei Beiträge habe ich bereits geliefert, ohne daran zu denken, daß es solche waren: ‚Zwischen Himmel und Erde‘ und ‚Die Heiterethei‘.“

[3] „Unsre Zeit“, 1870, Bd. I, S. 700 ff.

Sturz des Priesters durch den Kretin vom Kirchendach, finden wir bei Ludwig eine sehr entsprechende Szene, welche kaum die Reminiscenz verleugnet. Nach dieser Seite hin erscheint ‚Zwischen Himmel und Erde‘ als ein aus dem Neuromantischen ins Kleinbürgerliche übersetztes ‚Notre-Dame de Paris‘.“ Es liegt kein Grund vor, an eine bewußte Nachahmung von seiten Ludwigs zu denken, aber man kann immerhin den französischen Roman wenn nicht als maßgebendes Vorbild, so doch als interessante Parallele zu unserer Erzählung erwähnen.

Daß der Erfolg der Novelle ein nachhaltiger war, kann man schon aus den rasch aufeinander folgenden neuen Auflagen sehen. Sie war so recht geeignet als Kampfobjekt für die zwei Parteien der Naturalisten und Idealisten, die sich schon damals ähnlich wie heutzutage in den Haaren lagen, und die sich selbstverständlich beide in erster Linie an gewisse Äußerlichkeiten, wie die wirklichkeitsgetreue Schilderung der Schieferdeckerkunst und ähnliches, hielten. Ebensowenig echtes Kunstverständnis zeigten viele von des Dichters Landsleuten, die wie bei der „Heiterethei“ darauf ausgingen, für jeden Punkt der Erzählung ein Pendant in der Wirklichkeit festzustellen.

Auch unter schiefen Ausdeutungen des Gehaltes und der Idee seines Werkes hatte der Dichter zu leiden. Zweimal hat er daher noch in späteren Jahren das Wort pro domo ergriffen. In den „Shakespearestudien“ äußert er sich über seine poetische Intention folgendermaßen: „Im Apollonius ist die Scheu vor Belastung seines zu zarten Gewissens — ähnlich wie bei manchen Frommen die Angst vor dem Zweifel — zur Leidenschaft geworden, die seinen Verstand verdunkelt. Meine Absicht war, das typische Schicksal eines Menschen darzustellen, der zu viel Gewissen hat; das zeigt neben seiner Zeichnung der Gegensatz seines Bruders, der das typische Schicksal des Menschen, der zu wenig Gewissen hat, versinnlichen soll. Dann die Wechselwirkung, wie der zu gewissenhaft Angelegte den andern immer schlimmer, dieser jenen immer ängstlicher macht. Es ist des Allzugewissenhaften, des geborenen sittlichen Hypochondristen (und solcher Menschen sind mir genug vorgekommen, um sie als eine Gattung zu betrachten) typisches Schicksal, daß er gewissermaßen den Katzenjammer hat von den Räuschen, die sich andere trinken.“ Eine andere briefliche Äußerung, in der Ludwig den häufig erhobenen Vorwurf zurückweist, sein Werk laufe auf eine „trübe Askese“ hinaus, hat Adolf Stern mitgeteilt. „Ich zeigte

in zwei Menschen die Extreme, zwischen denen es tausend Nüancen gibt, in deren Mitte das absolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für tausend andre ein Glück gewesen, für Apollonius ist er keins. Seine zu große Gewissenhaftigkeit ist nahe daran, ebenso sein Verderben zu werden, als die Gewissenlosigkeit das des Bruders wurde. Meine Absicht war, zu zeigen, wie jeder Mensch seinen Himmel sich fertig mache, wie seine Hölle. Er hat sich zuletzt seinen Himmel geschmiedet, *seinen*. Sie und ich beneiden ihn nicht um diesen Himmel, uns wäre er keiner, ihm ist er einer, wie unser Himmel ihm keiner sein würde. Es galt eben die Darstellung eines Hypochonderschicksales; die Schicksale beider Enden der Menschheit sind im Werke dargestellt, des Frivolen und des Ängstlichen. Das Ideal liegt in der Mitte. Heiratete Apollonius die Christiane, so würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, sein Wort zu halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch die, die auf ihm ankern, mit scheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute That gibt, ist keine, die einen absolut neuen Menschen aus ihm machte — eine solche Wirkung ist nichts als ein Taschenspielerstück des Dichters und selber eine unsittliche Handlung —, sie gibt ihm bloß die Kraft, einen Entschluß zu fassen, der für ihn, wie er einmal ist, der rettende wird, nämlich die Christiane nicht zu heiraten. Dies gegen den Vorwurf der Asketik."

Wie wohl mag dagegen den Dichter der begeisterte Brief berührt haben, in dem ihm Paul Heyse von München aus (3. Dez. 1856) über die Wirkung der Novelle berichtete. „Ich kann mich noch jetzt", schreibt Heyse unter anderm, „wenn ich der Höhepunkte ihres Werkes gedenke, sogar physisch auf die Erschütterung zurückbesinnen, mit der mich das wunderbare Schicksal anrührte. Wie Orgelmusik, in welche sich vom Chor herunter Posaunen mischen, durchdröhnte mich's feierlich und gewaltsam und melodisch zugleich. Dergleichen ist wohl in Prosa nie erschaffen worden."

Unter den kritischen Besprechungen, die das Werk erfuhr, war wieder die in den „Grenzboten"[1] die eingehendste und einsichtsvollste. „Wenn man in der deutschen Poesie", so heißt es unter anderem, „bereits von einer Schule der Realisten sprechen kann, so ist Otto Ludwig einer ihrer begabtesten Vertreter. Schon in seinen Dramen hat er die

[1] Jahrg. 1856, Bd. IV, S. 121 ff.

seltenste Eigenschaft deutscher Dichter in hohem Grade gezeigt: die Fähigkeit, menschliche Leidenschaft mit intensiver Kraft zu schildern und durch einen merkwürdigen Reichtum an Detail wirksam zu machen.... Wenn in Otto Ludwigs mächtiger Kraft etwas Bedenkliches ist, so liegt dies in dem Mangel an Freiheit gegenüber seinen Helden. Zu leidenschaftlich, ja mit überwältigender Macht steigen seine Gestalten und die einzelnen großen Situationen derselben in ihm auf, und sie füllen seine Seele zu sehr mit der düstern und schwülen Luft, in welcher sie selbst atmen sollen. Sein Schaffen erscheint so wie ein gewaltiges Ringen, welches ihm eher Schmerzen macht als Behagen. Auch wenn er nicht der Diener seiner Gewaltigen wird, die Heiterkeit und den klaren Frieden vermißt man, und das Ganze macht am Schluß vielleicht einen beängstigenden Eindruck, nach dem Kampfe dämonischer Leidenschaften schwebt über der ausgebrannten Stätte ein düsteres Grau. Wenn auch in der neuen Erzählung des Dichters diese Eigentümlichkeit seines Schaffens bemerkbar wird, so soll doch gleich hier gesagt werden, daß die Novelle zu dem Bedeutendsten gehört, was in den letzten fünfundzwanzig Jahren in dieser Gattung bei uns geschrieben wurde; und da dies nicht grade viel sagen will, sei noch hinzugesetzt, daß sie zu aller Zeit für ein merkwürdiges und bedeutendes Werk gelten wird, denn es sind Schönheiten darin, die kaum ein andrer deutscher Schriftsteller erreichen mag." Und nach einer ausführlichen Wiedergabe und Analyse des Inhalts schließt die Recension mit folgenden Worten: „Die Sprache ist klar und rein, die Herrschaft über das Material des Ausdrucks ist sehr respektabel. Der Dichter weiß genau zu sagen, was er will. — So sei zum Schluß die Erzählung allen Lesern mit Wärme empfohlen. Sie wird nicht den Eindruck reiner Kunstschönheit machen, soviel Talent, Kunst und schöne Erfindung darin sind, aber alle, Schaffende und Genießende, werden darin eine wahre und ungewöhnliche Dichterkraft und eine Seele, in welcher nichts Gemeines und ein ernsthaftes Ringen nach dem Höchsten in der Kunst sichtbar ist, zu ehren haben."

Das Gärtchen liegt zwischen dem Wohnhause und dem Schieferschuppen; wer von dem einen zum andern geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend, hat man es zur linken Seite; zur rechten sieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremise und Stallung, vom Nachbarhause durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal sechs grünangestrichene Fensterladen nach einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, der Schuppen ein großes graues Thor nach einer Nebengasse; die Rosen an den baumartig hochgezogenen Büschen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausschauen, das den Vermittler macht zwischen den beiden größern Schwestern. Jenseits des Gäßchens steht ein hohes Haus, das in vornehmer Abgeschlossenheit das enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptstraße offene Augen; und sieht man die geschlossenen nach dem Gäßchen zu genauer an, so findet man bald die Ursache ihres ewigen Schlafes: sie sind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, sieht nicht nach allen Seiten so geschmückt aus als nach der Hauptstraße hin. Hier sticht eine blaß rosenfarbene Tünche nicht zu grell von den grünen Fensterladen und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu, die Wetterseite des Hauses erscheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharnischt, mit der andern Giebelwand schließt es sich unmittelbar an die Häuserreihe, deren Beginn oder Ende es bildet; nach hinten aber gibt es einen Beleg zu

dem Sprüchwort, daß alles seine schwache Seite habe. Hier ist dem Hause eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzstämmen gestützt, zieht es sich längs des obern Stockes hin und erweitert sich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer Durchgang aus dem obern Stock des Hauses. Wer von da nach der „Gangkammer" will, muß aus der hintern Hausthür heraus und an der Wand hin wohl sechs Schritt an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnersteigartigen Treppe, und wenn er diese hinaufgestiegen, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reise wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigstens im Sommer; und vorausgesetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezogene Leine ist nicht durchaus mit Wäsche behängt. Denn im Winter schließen sich die Laden, die man im Frühjahre wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zusammen, deren Lichtöffnungen über dem Bereiche angebracht erscheinen, den eine gewöhnliche Menschenlänge beherrscht.

Ist die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche, und stechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, so vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Gestalt und glänzender Putz. Die äußerste Sauberkeit lächelt dem Beschauer aus dem versteckteften Winkel entgegen. Im Gärtchen ist sie fast zu ängstlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen scheint nicht mit Hacke und Besen gereinigt, sondern gebürstet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die so scharf von dem gelben Kies der Wege abstechen, das Ansehen, als wären sie nicht mit der Schnur, als wären sie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaumeinfassung, als würde sie von Tag zu Tag von dem akkuratesten Barbier der Stadt mit Kamm und Schermesser bedient. Und doch ist der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten sehen kann, wenn man auf der Emporlaube steht,

und zwar einen Tag wie den andern zu derselben Minute, noch sauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geschieht täglich so pünktlich um dieselbe Zeit wie sein Kommen — in so untadelhafter Weise, daß eigentlich nicht einzusehen ist, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwischen den hochstämmigen Rosen hin, die sich die Haltung des alten Herrn zum Muster genommen zu haben scheinen, so ist ein Schritt wie der andere, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Taktes. Betrachtet man ihn genauer, wie er so inmitten seiner Schöpfung steht, so sieht man, daß er äußerlich nur das nachgethan, wozu die Natur in ihm selber das Muster geschaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile seiner hohen Gestalt scheint so ängstlich abgezirkelt worden zu sein wie die Beete des Gärtchens. Als die Natur ihn bildete, mußte ihr Antlitz denselben Ausdruck von Gewissenhaftigkeit getragen haben, den das Gesicht des alten Herrn zeigt, und der in seiner Stärke als Eigensinn erscheinen mußte, war ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemischt, ja fast von Schwärmerei. Und noch jetzt scheint sie mit derselben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der sein Auge sein kleines Gärtchen übersieht. Sein hinten kurzgeschnittenes und über der Stirn zu einer sogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar ist von derselben untadelhaften Weiße, die Halstuch, Weste, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in seinem Gärtchen vollendet er das geschlossene Bild desselben; außerhalb seines Hauses muß sein Ansehen und Wesen etwas Fremdartiges haben. Pflastertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu spielen, kommt der alte Herr Nettenmair dahergestiegen, das silberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die spitze Höhe, sein blauer Überrock zeigt noch den schmalen Kragen und die bauschigen Schultern einer lang vorübergegangenen Mode. Das sind Haken genug, schlechte Witze daran zu hängen; dennoch geschieht dies

nicht. Es ist, als ginge ein unsichtbares Etwas mit der stattlichen Gestalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die älteren Einwohner der Stadt, begegnet ihnen Herr Nettenmair, eine Pause in ihrem Gespräche machen, um ihn respektvoll zu grüßen, so ist es jenes magische Etwas nicht allein, was diese Wirkung thut. Sie wissen, was sie in dem alten Herrn achten; ist er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verschwindet; dann hebt sich wohl eine Hand, und ein aufgereckter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund vermöchte, von einem langen Leben mit allen Bürgertugenden geschmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geschändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wie viel schärfer einem nach außen abgeschlossenen Dasein nachgerechnet wird. Und ein solches führt Herr Nettenmair. Man sieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn sein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er sich gönnt, sucht er in seinem Gärtchen. Sonst sitzt er hinter seinen Geschäftsbüchern oder beaufsichtigt im Schuppen das Ab- und Aufladen des Schiefers, den er aus eigener Grube gewinnt und weit ins Land und über dessen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwitwete Schwägerin besorgt sein Hauswesen, und ihre Söhne das Schieferdeckergeschäft, das mit dem Handel verbunden ist und an Umfang diesem wenig nachgibt. Es ist der Geist des Oheims, der Geist der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit bis zum Eigensinn, der auf den Neffen ruht und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das sie von weit umher beruft, wo man zur Deckung eines neuen Gebäudes oder zu einer umfassenderen Reparatur an einem alten des Schieferdeckers bedarf.

Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Die Schwägerin, eine noch immer schöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt diesen mit einer Art stiller Verehrung, ja Andacht. Ebenso die Söhne. Der alte Herr dagegen widmet der Schwägerin eine achtungsvolle Rück-

sicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernsten Zurückhaltung etwas Rührendes hat, den Neffen beweist er die Zuneigung eines Vaters. Doch steht auch hier etwas zwischen beiden Teilen, das dem ganzen Verkehr etwas rücksichtsvoll Förmliches beimischt. Das liegt wohl zum Teile in der schweigsamen Geschlossenheit des alten Herrn, die sich den übrigen Familiengliedern mitgeteilt hat, wie denn alle seine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendsten Einzelnheiten, so in körperlicher Haltung und Bewegung, wie in Urteil und Liebhaberei, auf sie übergegangen erscheinen. Wird in dem Familienkreise weniger gesprochen, so scheint ein Aussprechen von Wünschen und Meinungen des einen überflüssig, wo der andere mit so sicherem Instinkte zu raten weiß. Und wie soll das schwer sein, wo alle eigentlich ein und dasselbe Leben leben?

Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen.

Die Nachbarn wundern sich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheiratet. Es ist nun dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herr Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünschte das sogar, und der Sohn selbst schien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geschah nicht, wennschon Herr Nettenmair sich des Familienwesens seines Bruders und der Kinder desselben väterlich annahm, auch sich sonst nicht verheiratete, soviel gute Partien sich ihm auch anboten. Damals schon begann das eigene Zusammenleben.

Es ist natürlich, daß die guten Leute sich wundern; sie wissen nicht, was damals in vier Seelen vorging; und wüßten sie es, sie wunderten sich vielleicht nur noch mehr.

Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt selbst über die angestrengteste Geschäftigkeit der Bewohner des Hauses mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit

darüber hin, wo bittrer Schmerz über gestohlenes Glück, wilde Wünsche seine Bewohner entzweiten, wo selbst drohender Mord seinen Schatten vor sich her warf in das Haus; wo Verzweiflung über selbstgeschaffenes Elend händeringend in stiller Nacht an der Hinterthür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwischen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor- und wieder hinterschlich. Damals schon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Gestalt, aber den Eigensinn des greisen Gesichts dämpfte nicht Milde; wenn sie über die Straße schritt, hielten auch die Knaben im lustigen Spiele an; aber die Gestalt sah nicht so freundlich auf sie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht fast erloschen war. Wohl war auch der ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und verdiente die Achtung seiner Mitbürger, nicht weniger als sein milderes Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von strenger Ehre. Er war es nur zu sehr!

Was dazumal die Herzen in dem Hause bis zum Zerspringen schwellen machte, was in den verdüsterten Seelen umging und zum Teile heraustrat in der Selbstvergessenheit der Angst, oder zur That wurde, zur Verzweiflungsthat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beschäftigt. Es ist Sonntag, und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienstes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weise zu dieser Stunde auf einer Bank in seiner Laube sitzt. Seine Augen ruhen auf dem schiefergedeckten Turmdach von Sankt Georg, das auch nach ihm zu schauen scheint. Heute sind es einunddreißig Jahre, seit er nach längerer Abwesenheit auf der Wanderschaft in die Vaterstadt heimkehrte. Ebenso riefen die Glocken, als er durch eine Schnei[1] hindurch an der Straße den alten Turm zum ersten Male wiedersah. Damals knüpfte sich seine nächste Zukunft an das alte Schieferdach;

[1] Lichtung.

jetzt liest er seine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergesse, der Leser weiß nicht, wovon ich spreche. Es ist ja eben das, was ich ihm erzählen will.

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann statt des alten, den wir verlassen. Er ist hochgewachsen wie dieser, aber nicht so stark. Er trägt die braunen Haare wie der Alte, am Hinterkopfe kurz geschoren, über der weißen hohen Stirn in eine sogenannte Schraube künstlich gedreht. Auf seinem Gesicht erscheint noch nicht die Strenge des Alten, dem gutmütigen Ausdrucke ist die Narbe erlittenen Seelenschmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtsinnige Unbekümmertheit, die sonst seinem Alter eigen, und auch nicht das bequeme, nachlässige Wesen, das dem fahrenden Handwerksburschen so leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt Georgenglocken aus der tief unten liegenden Stadt steigen herauf zur waldigen Höhe und dringen durch Baum und Busch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimat! Was liegt in diesen zwei kleinen Silben! Was alles steht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum ersten Genusse des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach! Im Gedanken Heimat umarmen sich all unsre guten Engel.

Unserm jungen Wanderer drangen Thränen aus den ernsten und doch so freundlichen Augen. Schämte er sich nicht vor sich selbst, er hätte laut geweint. Er kam sich vor, als hätte er seinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt und könne sich, nun er erwacht, auf den Traum kaum mehr besinnen, als hätte er nur geträumt, er sei ein Mann geworden in der Fremde; als sei es ihm immer schon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht sei, davon erzählen zu

können. Es könnte auffallen, wie er bei alledem in diesem Augenblicke der Aufregung seines ganzen Innern den Spinnenfaden nicht übersah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen seinen Rockkragen wehte, und daß er die Thränen vorsichtig abtrocknete, damit sie nicht auf das Halstuch fallen möchten, und mit der eigensinnigsten Ausdauer erst die letzten kleinsten Reste des Silberfadens entfernte, ehe er sich mit ganzer Seele seinem Heimatsgefühle überließ. Aber auch sein Hängen an der Heimat war ja zum Teile nur ein Ausfluß jenes eigensinnigen Sauberkeitsbedürfnisses, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung ansah; und wiederum entsprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherem Bezuge zu seiner Persönlichkeit stand. Das Kleid auf seinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Bergrücken, der vorhin die Aussicht verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs stieg eine Turmspitze auf. Es war die Spitze des Sankt Georgenturms. Der junge Wanderer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchste Gebäude der Stadt ihm zuerst und vor den übrigen sichtbar werden mußte, seine Sinnigkeit vergaß es über der innigen Bedeutung, die sie in den Umstand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Turms bedurfte einer Reparatur. Diese war seinem Vater übertragen worden, und sie war der Grund, wenigstens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreise gewillt gewesen. Vielleicht morgen schon begann er seinen Teil Arbeit. Dort, senkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken sich bewegen sah, war die Aussteigethüre angebracht. Dort sollten die beiden Balken sich herausschieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmte bis zur Helmstange, das Tau seines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die luftige Fahrt um das Dach. Und wie es seine Natur war, sich mit festen Herzensfäden an die Gegenstände

anzuspinnen, mit denen er in Arbeitsberührung kommen sollte, so sah er in dem Auftauchen der Turmspitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als gält' es, eine freundlich dargebotene Hand zu drücken. Dann beschleunigte der Gedanke an die Arbeit seinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchsten Kante des Berges ihm die ganze Heimatsstadt vor seinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er stehen. Dort stand das Vaterhaus, dahinter der Schieferschuppen; in derselben Vorstadt, nicht weit davon, das Haus, wo sie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte sie in seinem Vaterhaus, war seines Vaters Tochter, seines Bruders Weib, und er sollte von heute an in demselben Hause leben und sie täglich sehen als seine Schwägerin. Sein Herz schlug stärker bei dem Gedanken an sie. Aber keine von den Hoffnungen, die sich ihm sonst an ihr Andenken geknüpft, ließ es schwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schwester geworden, und was ihn jetzt bewegte, sah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, sie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die einzige im ganzen Vaterhause, die sein Kommen ungern sah. Wie war das alles geworden? War nicht eine Zeit gewesen, wo sie ihm gut zu sein schien? Wo sie ihm so gern zu begegnen schien, als später beflissen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie sind die Bäume um das Haus größer geworden, seit er von dieser Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher gestanden — es war an einem schönen Frühlingsabend gewesen, dem schönsten, meinte er, den er erlebt — am Pfingstschießen. Drin tanzte das übrige junge Volk; er ging selig um das Haus herum, in dem er sie tanzend wußte. Er fühlte sich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war er damals noch mehr gewesen als jetzt. Wie gern hätte er ihr gesagt — wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu sagen, und wie gut wußte er es zu sagen, und führte es ein Zu=

fall, daß er sie allein traf — und wunderbar, wie geschäftig der Zufall sich zeigte, ein solch Zusammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt sei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Versteck der tiefsten Seele zurück. So war es gewesen, wie sie, die Wangen vom Tanze glühend, allein herausgetreten war aus dem Hause. Es schien ihr nur um Kühlung zu thun; sie wehte sich mit dem weißen Tuche zu; aber ihre Wangen wurden nur röter. Er fühlte, sie hatte ihn gesehen, sie erwartete, er sollte näher treten, und daß sie wußte, er verstand sie, das färbte ihr die Wangen röter. Das trieb, da er zögerte, sie wieder hinein in den Saal. Vielleicht auch, daß sie einen Dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer andern Thür des Saals. Er hatte die beiden noch schweigend einander gegenüberstehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden gesehen. „Du suchst die Beate?" fragte unser Held, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Nein", entgegnete der Bruder. „Sie ist nicht zum Tanze, und das ist gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine andere anschaffen, und bis ich eine finde, ist böhmisch Bier mein Schatz."

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unser Held sah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. „Warum kann nichts werden?" fragte er. „Und wie bist du nur?"

„Ja, du meinst, ich soll sein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen etwa an deinem Rocke sitzt. Ich bin ein andrer Kerl, und wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht, muß ich mich austoben. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauen Rock es nicht will."

„Der Vater rief dich gestern in das Gärtchen —"

„Ja, und zog seine weißen Augenbrauen, die wie mit dem Lineal gemacht sind, anderthalb Zoll in die Höh'. Ich hatte mir's wohl gedacht. ‚Du gehst mit der Beate vom Einnehmer. Das hat aufgehört von heut' an!'"

„Ist's möglich? Und warum?"

„Ja, hast du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum

vorgebracht hätte? Und hast du ihn je gefragt: ‚Warum denn aber, Vater?‘ Ich möchte sein Gesicht sehen, fragte ihn einer von uns: ‚Warum?‘ Er hat's nicht gesagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben soll mit mir und der Beate. Ich hab's die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint' ich, er deutet nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Da ist ja der Ort, wo er seine Kabinettsbefehle austeilt. Mit dem Einnehmer soll's nicht gut stehn. Es geht eine Rede, er braucht mehr, als seine Besoldung hergeben will. Und — nun du bist ja auch ein Federchensucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun, aufgehört muß die Geschichte haben, aber das Mädel dauert mich, und ich muß sehn, wie ich sie vergesse. Ich muß trinken oder mir eine andere anschaffen."

Unser Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß seine Reden nicht so wild gemeint waren, als sie klangen, und der Bruder bewies ja seine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die That seines Gehorsams; dennoch wäre es unserm Helden lieb gewesen, der Bruder hätte sie auch im Reden gezeigt wie im Thun. Der Bruder hatte mit seiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unsauberes auf der Seele des Bruders, und er strich unwillkürlich mehrmal mit der Hand über den Rockkragen desselben hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwischen. Vom Tanze hatte sich Staub darauf gelagert; wie dieser entfernt war, kam ihm die Empfindung, als sei wirklich entfernt, was ihn gestört.

Das Gespräch tauschte seinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu sprechen, das vorhin sich Kühlung zugeweht; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege seines Denkens führten, so hielt es ihn, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar fest. Er vergaß den Bruder so, daß er zuletzt eigentlich mit sich selbst sprach. Der Bruder schien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Bered-

samkeit pries, erst wahrzunehmen. Er stimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus seiner Selbstvergessenheit weckte und seine Wangen so rot färbte, als die des Mädchens vorhin gewesen waren.

„Und da schleichst du um den Saal, wo sie mit andern tanzt, und zeigt sie sich, so hast du nicht das Herz, mit ihr anzubinden. Wart', ich will dein Gesandter sein. Von nun soll sie keinen Reihen tanzen als mit mir, damit kein anderer dir die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehen. Laß mich machen für dich."

Sie standen etwa zehn Schritt von der großen Saalthüre entfernt, Apollonius mit dem vollen, der Bruder mit dem halben Angesichte derselben zugewandt. Unser Held erschrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren sollte, was er für sie fühlte. Dazu kam die Scham über sein eigenes befangenes, ungeschicktes Wesen ihr gegenüber, und wie sie davon würde denken müssen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hatte schon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu thun, als die Erscheinung des Mädchens selbst ihm alles andere verdunkelte. Leise und allein wie vorhin kam sie aus der Thüre geschritten. Unter dem Tuche, mit dem sie sich Kühlung zuwehte, schien sie verstohlen um sich zu sehen. Er sah wieder ihre Wangen röter werden. Hatte sie ihn gesehen? Aber sie wandte ihr Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Sie schien etwas zu suchen im Grase vor ihr. Er sah, wie sie eine kleine Blume pflückte, diese auf eine Bank legte und, nachdem sie eine Weile wie zweifelnd gestanden, ob sie die Blume wieder aufnehmen sollte, wie mit schnellem Entschluß sich wieder nach der Thür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung schien zu sagen: „mag er sie nehmen; sie ist für ihn gepflückt". Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar, und die Hast, mit der sie in der Thür verschwand, schien einer Reue vorbeugen zu sollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Thun verstanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren schien, hatte noch in seiner lebendigen, heftigen Weise fortgesprochen; seine Worte waren verloren; unser Held hätte zwei Leben haben müssen, sie zu hören, denn das eine, was er besaß, war in seinen Augen. Jetzt sah er den Bruder nach dem Saale stürmen. Zu spät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Thüre. Dort nahm ihn wiederum die Blume gefangen, die das Mädchen für einen Finder hingelegt, für einen glücklichen, fand sie der, dem sie zugedacht war. Und unter den leisen, mechanisch fortgesetzten Zurufen seines Mundes an den Bruder, der sie nicht mehr hörte, er solle schweigen, fragte er sich innerlich: „Bist du's auch, für den sie die Blume hierhergelegt? Hat sie die Blume für jemand hierhergelegt?“ Sein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, so war es das letzte.

Zweimal sah er verstohlen in den Saal, wenn die Thür sich öffnete; er sah sie mit seinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in seiner hastigen Weise auf sie hineinreden. ‚Jetzt spricht er von mir‘, dachte er, über das ganze Gesicht erglühend. Er stürzte in den Schatten der nahen Büsche, als sie den Saal verließ. Der Bruder führte sie heim. Er folgte den beiden in so großer Entfernung, als er nötig hielt, von ihr nicht gesehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Thüre weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er sagte: „Noch will sie nichts von dir wissen; ich weiß nicht, ist es Ziererei oder ihr Ernst. Ich treffe sie schon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugestehen, Geschmack hast du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe seither. Die ist noch ganz anders als die Beate. Und das will viel sagen!“

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walthers

Christianen getanzt und für den Bruder gesprochen und jedesmal, nachdem er sie heimgeführt, dem Helden Rechenschaft abgelegt von seinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob sie sich nur ziere, oder ob sie unserm Helden wirklich abgeneigt sei. Er erzählte gewissenhaft, was er zu des Helden gunsten ihr gesagt, was sie auf seine Fragen und Versicherungen geantwortet. Er hatte noch Hoffnung, als unser Held sie schon aufgegeben hatte. Und dieser hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müssen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, seine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo sie ihn sah, so angelegentlich, als sie ihn früher gesucht zu haben schien. Und war er es denn gewesen, den sie damals suchte, wenn sie überhaupt jemand gesucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, sie abzupassen und selbst seine Sache bei ihr zu führen. Er bot seine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verschaffen, sie allein zu sprechen. Unser Held wies die Aufforderungen ab wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, sie nur noch mehr zu erzürnen.

„Ich kann's nicht mehr mit ansehen, wie du abmagerst und immer bleicher wirst", sagte der Bruder eines Abends zu unserm Helden, nachdem er ihm gemeldet, wie er heute wieder erfolglos für ihn gesprochen. „Du mußt fort eine Zeitlang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr sage, du bist um ihretwillen in die Welt gegangen, wird sie sich vielleicht bekehren. Glaub' mir, ich kenne, was lange Haare trägt, und weiß damit umzugehen. Du schreibst ihr einen beweglichen Brief zum Abschied, den bekommt sie durch mich, und ich will ihr schon das Herz weich machen. Und ist's nicht zu erreichen, so wird dir's gut thun, wenn du ein oder mehre Jahre von hier weg bist, wo dich alles an sie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen andern Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, besser umzuspringen weiß. Du mußt tanzen

lernen, das ist schon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock ist ohnehin vom Vetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu schicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Tasche gefallen war. Sag' ihm nur, du hättest aus seinen Reden so was gemerkt, und wenn er's haben wollte, so wollest du gehn. Oder laß mich das machen. Du bist zu ehrlich."

Und er machte es wirklich. Es ist die Frage, ob sich unser Held freiwillig hätte entschließen können, die Heimat zu verlassen, er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne, als in seiner Vaterstadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andere Städte gäbe und Menschen drin wohnten, der sich das Leben und Thun und Treiben dieser Menschen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner seiner Heimat es führten, sondern als eine Art Schattenspiel vorgestellt hatte, das nur für den Betrachter existierte, nicht für die Schatten selbst. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte wie zufällig das Gespräch auf den Vetter in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in seiner diplomatischen Weise gab, als vorbereitende Winke aufzufassen, faßte andere, die unsern Helden betrafen, damit zusammen. Nach öfterem Gespräche schien er's für den ausgesprochenen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müsse. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den seinen galt, nach seiner Weise brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden und auch für die nächste Zeit keine Aussicht auf eine bedeutende Vermehrung derselben. Zwei Hände waren zu entbehren, und blieben die im Geschäft, so waren die Kräfte desselben zu einem halben Müßiggang verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er leiern nannte. Es fehlte nur an einem Widerstande von seiten unsers Helden. Dieser wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorschub von ihm zu erwarten bei einem

Thun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

„Du willst den Apollonius nach Köln schicken", sagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. „Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirst mich auf die Wanderschaft schicken müssen. Der Apollonius wird nicht gehen. Wenigstens heut' und morgen noch nicht."

Das war genug. Noch denselben Abend winkte der alte Herr unseren Helden sich in das Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaum blieb er stehen und sagte, indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachsen war, entfernte: „Morgen gehst du zum Vetter nach Köln."

Mit schneller Wendung drehte er sich nach dem Angeredeten um und sah verwundert, daß Apollonius gehorsam mit dem Kopfe nickte. Es schien ihm fast unlieb, daß er keinen Trotz zu brechen haben sollte. Meinte er, der arme Junge denke trotzige Gedanken, wenn er sie auch nicht ausspreche, und wollte er auch den Trotz der Gedanken brechen? „Heut' noch schnürst du deinen Ranzen, hörst du?" fuhr er ihn an.

Apollonius sagte: „Ja, Vater."

„Morgen mit Sonnenaufgang machst du dich auf die Reise." Nachdem er so eine trotzige Antwort fast erzwingen zu wollen geschienen, mochte er seinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorsam. Der alte Herr folgte ihm und kam einigemal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergessen solle.

Und vom Georgenturme tönte eben der letzte von vier Glockenschlägen, als sich die Thüre des Hauses mit den grünen Fensterladen aufthat und unser junger Wanderer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derselben Stelle, von der er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt herabsah, hatte der Bruder Abschied von ihm genommen, und er ihm lange, lange nachgesehen. „Vielleicht gewinn' ich dir sie doch", hatte der Bruder

gesagt, „und dann schreib' ich dir's sogleich. Und ist's mit der nichts, so ist sie nicht die einzige auf der Welt. Du bist ein Kerl, ich kann dir's wohl sagen, so hübsch wie einer, und legst du nur dein blödes Wesen ab, kann dir's bei keiner fehlen. Es ist einmal so, die Mädel können nicht um uns werben, und ich möchte die nicht einmal, die sich mir von selbst an den Hals würfe. Und was soll ein rasches Mädel mit einem Träumer anfangen? Der Vetter in Köln soll ein paar schöne Töchter haben. Und nun leb' wohl. Deinen Brief besorg' ich noch heut'."

Damit war der Bruder von ihm geschieden.

„Ja", sagte Apollonius bei sich, als er ihm nachsah. „Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder sonst einer andern, und wär' sie noch so hübsch. Wär' ich anders gewesen, jetzt müßt' ich vielleicht nicht in die Fremde. War ich's, dem sie die Blume hingelegt hat am Pfingstschießen? Hat sie mir begegnen wollen damals und früher? Wer weiß, wie schwer's ihr geworden ist. Und wie sie das alles umsonst gethan, hat sie sich nicht vor sich selber schämen müssen? O sie hat recht, wenn sie nichts mehr von mir wissen will. Ich muß anders werden."

Und dieser Entschluß war keine taube Blüte gewesen. Das Haus seines Vetters in Köln zeigte sich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz anderes Zusammenleben als daheim. Der alte Vetter war so lebenslustig als das jüngste Glied der Familie. Da war keine Vereinsamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Absonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf seiner Hut sein; keiner konnte sich gehen lassen. Apollonius hätte ein anderer werden müssen, und wenn er nicht wollte. Auch im Geschäfte ging es anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte seinem Ansehen etwas zu vergeben geglaubt durch Aussprechen seiner Gründe, er gab kein Warum, und seine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und selbst das Verkehrte mußte durchgeführt werden,

war der Befehl einmal ausgesprochen. Über Dinge, die das Geschäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Vetters Weise, ehe er selbst seine Ansicht über einen Punkt des Geschäftes aussprach, seine Gehülfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wissen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten sie dieselbe siegreich durchkämpfen; irrten sie, nötigte er sie, durch eigenes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er sich Helfer, denen er manches überlassen konnte, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten. Und so hielt er es auch mit andern Dingen. Es waren wenig Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach seiner Weise mit seiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchsprach. Indem er zunächst nur darauf auszugehen schien, das Urteil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundsätzen, die um so mehr Frucht versprachen, da die jungen Leute sie hatten selbst finden müssen. Woran der Vetter bei seinem Verwandten nicht tastete, das war dessen Gewissenhaftigkeit, Eigensinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beispielen fehlen, wie auch diese Tugenden an Übermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte deutlich, daß sein Glück ihn zu dem Vetter geführt. Er verlor das träumerische Wesen immer mehr; bald konnte der Vetter die schwierigste Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen, und er vollendete jede ohne die Hülfe fremden Rates zu solcher Zufriedenheit des Vetters, daß dieser sich gestehen mußte, er selbst würde die Sache nicht umsichtiger begonnen, nicht energischer betrieben, nicht schneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling sich ein Urteil bilden über die Art, wie sie daheim die Geschäfte geführt hatten. Mußte er sich sagen, daß sie nicht die zweckmäßigste gewesen, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, verkehrt genannt werden mußte, dann warf er sich wohl seinen unkindlichen

Sinn bitter vor, strengte sich an, das Thun des Vaters bei sich zu rechtfertigen, und zwang sich, war ihm das unmöglich gewesen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe seine guten Gründe gehabt, und er selbst sei nur zu beschränkt, um sie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im ersten schrieb dieser, er sei nun so weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen Apollonius von einer andern Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenstand zu nennen sie nicht zu bewegen sei. Aus dem nächsten, der kaum von dem Mädchen sprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, dessen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab diesen Grund nur zu deutlich an. Der Bruder selbst war der Gegenstand der verschwiegenen Neigung des Mädchens gewesen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen seiner ersten Geliebten entsagt. Er hatte nichts davon geahnt, und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten, hatte Scham und Überzeugung, er selbst liebe sie nicht, ihren Mund verschlossen.

Nun begriff Apollonius unter Schmerzen, daß er sich geirrt, als er gemeint, jene stummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte sich, daß er seinen Irrtum nicht damals schon eingesehen. War nicht sein Bruder ihr so nah' als er, da sie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn sie ihm so absichtlich unabsichtlich allein begegnete — ja, wenn er sich die Augenblicke, die Eigentümer seiner Träume, vergegenwärtigte — sie hatte seinen Bruder gesucht, darum war sie erschrocken, ihm zu begegnen, darum floh sie jedesmal, wenn sie ihn erkannte, wenn sie den fand, den sie nicht suchte. Mit ihm sprach sie nicht; mit dem Bruder konnte sie Viertelstunden lang scherzen.

Diese Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnersten Schmerzes; aber das Vertrauen des Vetters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emsigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der sein Wesen durch beides schon gereift war, bewährten sich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein späterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walther, der des Mädchens Neigung entdeckt, und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder solle das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte Apollonius so gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; sie war schön und brav; sollte er sich dem Willen des Vaters entgegensetzen um Apollonius willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zustimmung Apollonius' im voraus gewiß, hatte er sich in die Schickung des Himmels ergeben.

Die ganze erste Hälfte des folgenden Briefs, in welchem er seine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Trostesworten kam die Entschuldigung oder vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwischen diesem und dem vorigen Briefe zwei Jahr lang nicht geschrieben. Darauf eine Beschreibung seines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm sein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geschäft nach seiner souveränen Weise allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeitlang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlassen, dann hatte ihn das alte Bedürfnis zu herrschen, durch die Langeweile der gezwungenen Muße noch geschärft, sich wieder aufraffen lassen. Nun kannte er die Sache, um die es sich eben handelte (und an die er sich bisher nichts gekehrt), nur unzureichend; und wenn er sie kannte, so war ihm darum zu thun, seinen Willen als den herrschenden durchzusetzen. Und schon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt. Was bereits geschehen, Arbeit und Auslage waren verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn zu Hülfe nehmen, und die beste Darstellung des Verhaltes ersetzte dem alten Herrn den Mangel der eigenen Anschauung nicht. Zuletzt mußte er einsehen, daß die Sache auf seinem Wege nicht

ging. Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet, und, was ihn noch tiefer traf, er hatte sich bloßgegeben. Nach einigen dergestalt mißlungenen Versuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an sich zu reißen, hatte er sich von den Geschäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer sich einem andern unterzuordnen und gar dem eigenen Sohne, der bis vor kurzem noch der ungefragte und willenlose Vollzieher seiner Befehle gewesen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beschäftigung; er konnte sich neue machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt seinen Besorgern von selbst abgefordert. Er konnte das Alte entfernen, Neues ersinnen und wieder Neuerem Platz machen lassen, und er that es. Unumschränkt herrschend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun an kein Warum mehr laut werden durfte, wo neben dem Gesetze der Natur nur noch ein einziges waltete, sein Wille, vergaß oder schien er zu vergessen, daß er früher einen mächtigeren Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geschäfte und dem wunderlichen alten Herrn schrieb der Bruder in seinen folgenden Briefen von den Festlichkeiten der Schützengesellschaft der Vaterstadt und einem Bürgervereine, der zusammengetreten war, sein Ergötzen von dem der niedriger stehenden Schichten der Bevölkerung abzusondern. Aus allen den Beschreibungen von Vogel- und Scheibenschießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und seine junge Frau dastanden, lachte die höchste Befriedigung der Eitelkeit des Briefstellers. Nur in einer Nachschrift war in dem letzten Briefe des ernsteren Umstandes leicht Erwähnung gethan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen lassen und habe ihn mit Ausführung derselben betraut. Der im blauen Rocke dringe in ihn, Apollonius aufzufordern, in die Vaterstadt und das Geschäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, Apollonius werde die ihm liebgewordenen Verhältnisse in Köln nicht um einer so geringfügigen Ursache willen verlassen mögen.

Die Reparatur werde mit den vorhandenen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden sein. Der schadhaften Stellen an Turm- und Kirchendach seien nur wenige. Überdies, sehe er auch ab von dem Widerwillen seiner Frau gegen Apollonius, den er seither so vergebens bekämpft, würde es diesem eine unnütze Quälerei sein, alles das sich wieder aufzufrischen, was er froh sein müsse, vergessen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorsam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anspielung auf ein Verhältnis unseres Helden mit der jüngsten Tochter des Vetters, von dem die Vaterstadt voll sei. Der Bruder ließ sich ihr als seiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein solches Verhältnis nicht bestand, Apollonius konnte sich sagen, es lag nur an ihm, es in das Leben zu rufen. Der Vetter hatte schon manchen Wink fallen lassen, der dahin zielte; und das Mädchen, von dem die Rede war, hätte sich nicht gesträubt. Unser Apollonius war ein Bursche geworden, den so leicht keine ausgeschlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung stand. Die Gewohnheit, nach seinem eigenen Ermessen zu handeln und über die Thätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter selbständig zu verfügen, hatte seinem Äußern Haltung, seinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von seiner frühern Schüchternheit gegen Frauen und der Neigung, sich träumend in sich selbst zu versenken, noch übriggeblieben war, erhöhte noch die sichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Vetters Schwiegersohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübsch, brav und ihm zugethan wie eine Schwester. Aber nur als eine Schwester sah er sie an; es war ihm nie der Wunsch gekommen, sie möchte ihm mehr sein. Die Neigung zu Christianen glaubte er besiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur sie es war, die zwischen ihm und des Vetters Tochter stand und zwischen ihm und jeder

andern gestanden hätte. Als er erfuhr, Christiane liebte seinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapsel mit der Blume von der Brust genommen, wo er sie seit jenem Abende trug, da er sie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben. Als Christiane seines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapsel mit der Blume ein und schickte sie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer gewesen, aber besitzen durfte er die Blume nicht mehr. Besitzen durfte sie nur der, für den sie bestimmt gewesen, dem die Hand gehörte, die sie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorsam in ihm lebendig. Er ging nicht nur; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr Erlaubnis als Befehl. Wenn die Frühlingssonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verschlossen stand, dann sieht man, es war schlafendes Leben, was wie vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt es sich und dehnt sich und wird zur summenden Wolke und braust jubelnd hinein in den goldenen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der Vaterstadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schwester — diesen Namen gab er Christianen — riefen ihn. Er fühlte sich sicher, daß es nur die Schwester war, die ihn zu ihr zog. Doch sie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geschrieben; einen Widerwillen, so stark, daß sechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft. Es war ihm, als müsse er schon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er sei wert, ihr Bruder zu sein. Das schrieb er dem Bruder in dem Briefe, der seinen Gehorsam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten sollte. Er konnte ihn versichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet sei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an sie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe herabsah,

fragte er sich: „Wird mir's gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schwester ist?“

Noch eine Weile stand er und sah hinab. Aber seine Haltung hatte sich verändert und sein Blick war ein anderer geworden. In Gedanken hatte er die letzten sechs Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden, träumerischen Knaben zum Manne geworden. Als sein Blick wieder auf den Turm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob sich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unsichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er schalt sich über sein kindisches Gaffen. Er mußte sobald als möglich die Dinge in der Nähe sehen, um sich ein Urteil zu bilden, was zu thun sei. Die Liebe zur Heimat war noch so stark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter ist, die ihn hätschelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu schaffen es ihn trieb.

Wer heute in das Haus hineinsehen konnte mit den grünen Fensterladen, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken seiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleise gingen. Man konnte es sehen an der Art, wie die Leute aufstanden und wie sie sich setzten, wie sie die Thüren öffneten und schlossen, wie sie Dinge anfaßten und wieder wegstellten, mit denen sie weiter nichts thaten, als sie nehmen und wieder hinstellen, und offenbar auch weiter nichts thun wollten. Wer sich besinnt, in welcher Gemütslage er am öftesten die Uhr aus der Tasche zog, und noch ehe er sie wieder in die Tasche versenkt, schon vergessen hatte, welche Zeit es sei, und sie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das gethan, sie an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob sie noch ging oder nicht, den Uhrschlüssel suchte und sie aufzog, vielleicht zum dritten Male in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er sich noch besinnen kann auf das, was er schon damals nicht wußte,

als er es that, erraten können, was die Leute zu aller der zwecklosen Thätigkeit verleitet. Auch der junge Herr, der eben zum sechsten Male seit einer Stunde seine Uhr aufziehen will, ist so wenig mit dem Bewußtsein bei diesem Geschäft, daß er es in der nächsten Viertelstunde zum siebenten Male versuchen wird. Dann setzt er seine wohlgenährte, kurze Gestalt auf den Stuhl am Fenster, und es ist ungewiß, ob er hinaus auf die Straße sieht, oder ob er bei den Gedanken ist, die in derselben zwecklosen Unruhe, die sein Äußeres zeigt, wie Wolkenschatten an seinem Bewußtsein vorbeiflattern. Er sitzt in schwarzer Sonntagskleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug, zu sehen, wie schön sie ist, wie anmutig ihr das zerstreute Wesen ansteht, — und es kleidet sie weit besser als ihn. Zuweilen scheint er es auch zu sehen, aber dann ist es, als wäre es ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenschatten auf seinem Gesichte tiefer und flattern nicht mehr so schnell darüber hin. Er betrachtet die schönen Zügen der jungen Frau genauer, ja es ist, als ob er sie belauere, als ob er sich sorgenvoll frage, ob sie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis — und klingt dann zufällig ein stärkerer Tritt von der Straße herein an sein Ohr, dann schrickt er auf, aber er vermeidet ihre schönen offenen Augen, die sie, vom Klange des Tritts geweckt, nach ihm hin aufschlagen kann.

Im Gärtchen kann der alte Valentin einem ebenso alten Herrn im blauen Rock nichts recht machen. Er ist zu aufgeregt und horcht und sieht viel durch den Zaun nach der Straße, darüber thut er bald zu wenig, bald zu viel; und der alte Herr schilt manchmal, scheint es auch nur, um seine eigene Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er untersucht, ob die Buchsbaumeinfassung der kleinen Beete auch so eigensinnig gleichmäßig geschoren ist, wie er sie geschoren haben würde, besäße er noch das scharfe Auge von ehedem. Der alte Valentin müßte eine Thräne von den hohlen Backen wischen, wie es so oft geschieht, über die Hülflosigkeit des alten Herrn

und tausend Vergleiche zwischen sonst und jetzt, die ihm der Anblick derselben herbeiruft; aber seine Augen und seine Gedanken sind auf der Straße vor dem Zaun.

Hinten am Ende des Ganges neben der Thür des Schuppens sitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemütlicher Gesell in Hemdärmeln. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselt ohne sichtbaren äußeren Anlaß zwischen widerwärtiger Zuthulichkeit und tückischem Trotz. Er kramt, scheint es, unter seinen Gesichtern wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Vorn durch den Spalt der wenig geöffneten Hausthüre lauscht das Dienstmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird sie auf einen Vorwand sinnen, die erste beste vorüberwandelnde Gestalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute seinen jüngeren Sohn aus der Fremde zurück. Einstweilen sagt sie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verschiedenen Gruppen durch sein Ab- und Zugehen in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen ist. Und sogleich wendet er sich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu sagen, was er vernommen. Der alte Hund ist von der Unruhe der Menschen angesteckt. Ist doch jetzt die Stunde, die er an andern Tagen vor seiner Hütte schlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit scheint ihn zu mahnen, als er an seiner Hütte vorbeilaufen will. Er legt sich daneben, aber er schließt die Augen nicht; er scheint in tiefe Gedanken versunken. Denkt er sich die weite Erde mit ihren Bergen und Thälern und Flüssen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Orte Straßen und auf jeder Straße Wanderer, fortziehende und heimkehrende?

Wer ein scharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu sehen, die sich spinnen die Straßen entlang über Hügel und Thal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Entsagung an der Spule saß, ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle

dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgespannt, solang' die Herzen leben, aus denen sie gesponnen sind; manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wanderers Seele vor ihm her und pocht schon an des Vaterhauses Thür und liegt an warmen Herzen, an Wangen von Freudenthränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfangen und ihn nicht lassen wollen, während sein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden schreitet. Und steht er auf der Flur des Vaterhauses, wie anders dann, wie anders oft ist sein Empfang, als er geträumt! Wie anders sind die Menschen geworden! In einer Minute sagt er zweimal: „sie sind's", und zweimal: „sie sind's nicht". Dann sucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuser, den Fluß, die Berge, die das Heimatsthal umgürten; die müssen doch die alten geblieben sein. Aber auch sie sind anders geworden. Oft sind es die Dinge, die Menschen, oft nur das Auge, das sie wiedersieht. Die Zeit malt anders als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zusammen war, in der Wirklichkeit muß er sich erst wieder an sie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen sollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müsse nach ihm aussehen, als er so schnell von seinem Stuhle aufstand? Er hatte schon die Thürklinke in der Hand. Er ließ sie fahren. Fiel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblickes ersparen wollte, in dem sie einander allein gegenüberstehen müßten? Sie mit dem Widerwillen und er mit dem Bewußtsein jenes Widerwillens. Jetzt stieg die alte Gestalt des Geschiedenen vor dem Bruder auf, und es war, als befreite sie ihn von schweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er sich sonst von dem Gegenwärtigen abwandte und dabei aussah, als sagte er zu sich: „der Träumer!" und eine rasche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch ein anderer er sei, wie besser er sich auf das Leben verstehe und

auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt". Er musterte mit einem beruhigten Blick in dem Spiegel seine gedrungene Gestalt, sein volles rotes Gesicht, das tiefer in den Schultern stak, als er meinte, wenigstens nicht tiefer, als er für schön hielt; er steckte die Hände in die Beinkleidertaschen und klapperte mit dem Gelde darin. Er besann sich, schon dem Gesellen am Schuppen gesagt zu haben: „Es bleibt beim Alten in der Arbeit. Du nimmst von niemand Befehle als von mir. Ich bin Herr hier." Und der hatte so eigen zweideutig gelacht, als sagte er ein lautes Ja zu dem Redenden und zu sich: „Ich lass' dich so reden, weil ich es bin." Fritz Nettenmair dachte: „Lange wird er nicht bleiben; dafür will ich schon thun." Und über der Bewegung, die wiederum sagte: „Ich bin ein Kerl, der das Leben versteht", fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute abend noch viel genugthuender empfinden wird, weil er es in allen Augen lesen kann, was er ist, und kein anderer so außer ihm.

Seine junge Frau scheint Ähnliches zu denken. Auch sie sieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen sich darin. Die Ehe soll die Gatten sich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung. Das Zusammenleben hatte hier zwei Gesichter sich ähnlich gemacht, die unter andern Umständen sich vielleicht ebenso unähnlich sehen würden. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, sondern nur eins davon dem andern. Die übereinstimmenden Züge, das konnte ein scharfes Auge sehen, waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wäre es umgekehrt besser gewesen für beide, wenn er es auch nicht eingestehen würde und sie es nicht fühlte, wenigstens in diesem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wieviel Zeit mag nötig sein, wieviel Schmerzen wird sie zu Hülfe nehmen müssen, von einem ursprünglich so schönen Menschenbilde abzuwaschen, womit die Gewohnheit von Jahren es beschmutzt!

Die Thür flog auf, das hochgerötete Antlitz des Dienstmädchens erschien in ihr. „Er kommt!" Wer in der Straße

zufällig am Fenster steht, schaut mit Wohlgefallen auf die frische, schlanke, männliche Gestalt herab, die daher kommt, den Tornister auf dem Rücken, den Stock unter dem Arm. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten sich zugleich an seiner linken fest; ein Umstand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbarn, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenster und Thüren. Er hat nun nicht bloß den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch andern zu antworten Den Alten muß er auf Grüße und Scherzreden erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor errötenden Mädchengesichtern sich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben seine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; sie sehen, wie unmöglich es ihm ist. Und wo er vorübergegangen, da sagt ein Winken hinter ihm her: „Er ist noch der alte, hübsche, bescheidene Junge", und ein gehobener Finger setzt hinzu: „Aber er ist kein Junge mehr; er ist ein Mann geworden und was für einer!" Ist das Fenster geschlossen, wird alles zu seinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, sein Neigen mit unwillkürlichem Erröten zu erwidern; die sind stiller als sonst, und die Sonne, die heut' so viel heller scheint als an andern Tagen, bringt die seltsamsten Wirkungen auf sie hervor. Zunächst einen eigenen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenstern sich zu bewegen; dann ein ebenso wunderbar plötzliches Wiedererwachen längst entschlafener Freundschaften, deren Gegenstände in der Nähe des Nettenmairschen Hauses wohnen, und die man besuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröten angesehen hätte, war nur irgend ein Grund dazu vorhanden.

Ob die Veränderung, die mit unserm Wanderer in der Fremde vorgegangen, seinen Bruder ebenso erfreuen wird als die Nachbarn?

Er ist an der Thür des Vaterhauses angekommen. Vergeblich hat er an den Fenstern nach einem bekannten Antlitz gesucht.

Jetzt kommt ein untersetzter Herr im schwarzen Frack herausgestürzt. So hastig kommt er gestürzt, so wild umschlingt er ihn, so fest drückt er ihn an seine weiße Weste, so nahe drängt er Wange gegen Wange, so lange läßt er sie da ruhen, daß man die Wahl hat, zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will sich nicht gern in die Augen sehen lassen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen lassen; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Thüre.

„Schön, daß du kommst! herrlich, daß du kommst! Es war eigentlich nicht nötig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geschäft. Aber es ist wirklich schön von dir; es thut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen rot machst." — „Deiner Braut!" das sprach er so deutlich und mit so erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnstube vernehmen und verstehen konnte.

Der Ankömmling suchte mit feuchten Augen in des Bruders Angesicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch alles noch darin sei, was ihm so lieb und teuer gewesen. Der Bruder that nichts dazu, ihm das Geschäft zu erleichtern. Was ihn auch hindern mochte: er sah nur, was sich zwischen Apollonius' Kinn und Fußspitzen befand. Er hatte vielleicht gedacht, sich mit der alten Wendung auf den Fersen an die Spitze des Zuges zu stellen. Aber nach dem Wenigen, das er gesehen, paßte „der Träumer" nicht mehr, und die Wendung unterblieb.

„Der Vater hat es haben wollen", sagte der Ankömmling unbefangen. „Und was du da von einer Braut sagst —"

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in seiner alten Weise, so daß man, sprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verstanden hätte. „Schon gut! Schon gut! Noch einmal, es ist prächtig, daß du uns besuchst, und vierzehn Tage wenigstens wirst du festgehalten, magst du wollen oder nicht. Kehr' dich nicht an die", setzte er leiser hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Thüre, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau stand mit dem Rücken gegen die Thür an

einem Schrank, in welchem sie kramte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte sie sich, und nur nach dem Manne. Noch sah der Schwager nichts als einen Teil ihrer rechten Wange und eine brennende Röte darauf. Was man sonst an ihrem Benehmen auszusetzen fände, es zeigte sich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, sich anders zu geben, als sie war. Sie stand da, als mache sie sich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müssen. Der Ankömmling ging auf sie zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm erst schien entziehen zu wollen und dann regungslos in der seinen liegen ließ. Er freute sich, seine werte Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch sein Kommen sie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu besiegen, den sie gegen ihn trage. . . .

In so schonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er sprach beide bloß in Gedanken aus. Daß alles so war, wie er es sich gedacht, und doch wieder so ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Mut.

Der Bruder machte der peinlichen Pause — denn seine Frau antwortete mit keinem Laute — ein willkommenes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten sich noch immer, unbeirrt von allem, was die Erwachsenen bedrängte und sie nicht bemerkten und verstanden, um den neuen Onkel; und dieser war froh über den Anlaß, sich zu ihnen herabzubeugen und tausenderlei Fragen beantworten zu müssen.

„Die Brut ist aufdringlich“, sagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er sah verstohlen nach der Frau. „Bei alledem wundert's mich, wie ihr bekannt geworden seid. Und so schnell so vertraut“, fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken seine letzte Bemerkung weiter spinnen: „Es scheint, du verstehst schnell vertraut zu werden und zu machen.“ Ein Schatten wie von Besorgnis legte sich über sein rotes Gesicht. Aber den Kindern galt die Besorgnis nicht; er hätte sonst dabei nach den Kindern gesehen und nicht nach seiner Frau.

Der Ankömmling sprach immer eifriger mit den Kindern. Er

hatte die Frage überhört, oder er wollte vor der zürnenden Frau nicht merken lassen, wessen Bild er so lebendig in sich trage. Die Ähnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegnet, als seines Bruders Kinder erkennen lassen. Die Frage aber, wie sie so schnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin thun müssen. War er es doch gewesen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um mit jemand von dem sprechen zu können, von dem er so gern sprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen solchen Gesprächen aus, und der alte Herr machte sich nicht so gemein mit dem alten Gesellen, über Dinge mit ihm zu sprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgend eine Art Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch sagen können, die Kinder waren nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tausend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegeneilt; es hatte ihm weh gethan, daß nur seinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Thür.

Apollonius verstummte plötzlich. Er erschrak, daß die Verlegenheit ihn des Vaters vergessen gemacht. Der Bruder verstand seine Bewegung und sagte erleichtert: „Er ist im Gärtchen.“ Apollonius sprang auf und eilte hinaus.

Da unter seinen Beeten kauerte die Gestalt des alten Herrn. Er folgte der Schere des alten Valentin, der auf den Knieen vor ihm herrutschte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geselle sofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: „jetzt kommt er!“ und wenn er so dachte, fuhr die Schere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebrummt haben, hätte nicht derselbe Gedanke die Hand unsicher gemacht, die nun sein Auge war.

Apollonius stand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht sprechen. Er hatte lange gewußt, der Vater war blind,

er hatte sich ihn oft in schmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er gewesen wie sonst, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte sich ihn sitzend oder auf den alten Valentin sich lehnend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt sah, die hohe Gestalt hülflos wie ein Kind, die kauernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor sich hingreifenden Hände. Nun wußte er erst, was blind sein heißt.

Valentin setzte die Schere ab und lachte oder weinte auf den Knieen; man konnte nicht sagen, was er that. Der alte Herr neigte erst wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er sich zusammen. Apollonius sah, der Vater empfand seine Blindheit als etwas, des er sich schämen müsse. Er sah, wie der alte Herr sich anstrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er sei blind. Er wußte nun erst, was bei dem alten Mann, den er so liebte, blind sein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in seiner Nähe war. Aber wo? Auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand diese Ungewißheit mit Beschämung, und zwang die versagende Brust zu dem Rufe: „Vater! lieber Vater!" Er stürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn schlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten schien, obgleich sie nur den Jüngling von ihm abhalten sollte. Der schlug die zurückgewiesenen Arme um die eigene Brust, den Schmerz da fest zu halten, der, über die Lippen gestiegen, dem Vater verraten hätte, wie tief er dessen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn sich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Schere machen, die zwischen ihm und diesem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er sich in seinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte sich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieser so viel Tage fortgewesen, als er Jahre fortgewesen war. „Du wirst müde sein und hungrig! Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Wegen

des Geschäftes rede mit dem Fritz. Ich hab's aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das ist's eigentlich nicht; junge Leute müssen auch einmal selbstständig werden. Das gibt mehr Lust zum Geschäft."

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas sagen, das niemand hören sollte als der Sohn. Aber er schwieg. Ein Gedankenschatten von Mißtrauen und Furcht, sich etwas zu vergeben, flog über sein steinernes Gesicht. Er winkte dem Sohn, zu gehen. Aber er selbst blieb regungslos stehen, bis sein scharfes Ohr die Thür der Wohnstube öffnen und schließen gehört. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anstrengung und scheinbarer Sorglosigkeit. Drin stand er lang', mit dem Gesichte der grünen Hinterwand zugekehrt, und schien die Ranken von Teufelszwirn, die diese bildeten, angelegentlich zu mustern. Allerlei Gedanken zogen über seine Stirn. Es waren sorgenvolle, seltener von Hoffnung angeschimmert, als von Argwohn überdunkelt; und alle galten dem Geschäft und der Ehre des Hauses, um das er vor allen, selbst vor den Gliedern dieses Hauses, sich nicht im entferntesten zu kümmern den Anschein gab.

Warum er unterdrückt, was er dem Ankömmling sagen wollte? War es vom Geschäft oder von der Ehre des Hauses? Und wußte oder ahnte er, der anstatt seiner nun um beides zu sorgen hatte, stand an die Thür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er mit dem Ankömmling sprach, und wenn er heimlich mit ihm sprach, wenigstens sehen, daß er dies that? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen lassen aus der Fremde? Und schien ihm noch jetzt jedes Aussprechen eines Warum mit seinem Ansehn unverträglich?

Es war ein wunderlich Beisammensein drin in der Wohnstube am Mittagstisch. Der alte Herr aß wie immer allein auf seinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erst nach dem Essen wieder herein. Die junge Frau hielt sich mehr in der Küche oder sonst wo draußen auf; und saß sie

einmal wenige Minuten lang am Tisch, so war sie stumm wie bei der Begrüßung; die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zustand gewohnt, der Apollonius noch mit erster Schärfe in das Herz schnitt; er erzählte nur von den Wunderlichkeiten desselben; der im blauen Rock wisse selbst nicht, was er wolle, und mache sich und allen im Hause ohne Not das Leben sauer. Begann Apollonius von dem Geschäft, von der bevorstehenden Reparatur des Kirchendachs von Sankt Georg, dann sprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er sich freue, dem Bruder seinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu machen, und gedachte dieses Aufenthalts stets als eines vorübergehenden Besuches. Sagte der ihm, er sei nicht gekommen, sich zu vergnügen, sondern zu arbeiten, dann lachte er wie über einen unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu thun, und zeigte, er verstehe Spaß, und wäre er auch noch so trocken vorgetragen. Dann, war seine Frau hinausgegangen, forschte er nach dem Verhältnis Apollonius' zu der Tochter des Vetters, und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tisch kamen die Kinder wieder herein und mit ihnen mehr Leben und Gemütlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältnissen noch als vor neuen und fremden stand, hatte das neue zu den Kleinen schon die ganze Vertraulichkeit eines alten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beschäftigte den Bruder und, wie es schien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich sein mochte, über dem Eindruck, den er als Hauptperson bei dem Feste auf den Ankömmling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum Beginne desselben, ihm durch Erzählungen und hingeworfene Winke von Ehre und Aufmerksamkeit, die ihm bei solchen Gelegenheiten von den angesehensten Bürgern erwiesen werde, einen Vorgeschmack zu geben. Er wurde zusehends heiterer und schritt immer stolzer in der Stube hin und her. Das

Knarren seiner wohlgewichsten Stiefel sagte einstweilen, ehe es die Ballgäste thaten: „Ei, da ist er ja! da ist er ja!“ und wenn er dazwischen mit beiden Händen in den Hosentaschen mit Geld klapperte, klang es aus allen Saalecken: „Nun wird's famos! Nun wird's famos!“ Und dahin zwischen den Bewillkommenden — aber schon ging er nicht mehr, er schwebte, er schwamm auf der Musik — jeder Tanz war eine Jubelouvertüre auf den Namen Nettenmair — er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine mehr unter sich, kaum noch die junge Frau Nettenmair, die neben ihm schwamm, an seiner rechten Floßfeder hangend, die Schönste unter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.

Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von allen Seiten: „Da ist er!“ rief es wirklich aus allen Ecken: „Nun wird's famos!“ Wo sie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde so oft und anhaltend geschüttelt als des jovialen Fritz Nettenmairs, keinem Gesellschaftsmitgliede so viel ungeheucheltes Lob in die Ohren gegossen als ihm. Aber wie liebenswürdig war er auch! Wie herablassend nahm er alle die verdienten Huldigungen auf. Wie witzig zeigte er sich; wie gefällig lachte er. Und nicht allein über seine eigenen Späße — denn das war keine Kunst; sie waren so geistreich, daß er lachen mußte, wenn er nicht wollte — auch über andere, so wenig die es, gegen die seinen gehalten, verdienten. Es gab freilich auch Leute, die sich wenig an ihn kehrten, aber er bemerkte sie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren „Philister, Alltagskerle, unbedeutende Menschen“, wie er dem Bruder mit verächtlichem Bedauern in das Ohr sagte. Es war ganz eigen; man konnte an dem Grad ihrer Verehrung von Fritz Nettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Menschen und Bürger ganz genau ermessen. Da stand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl seiner Wichtigkeit — und seine eigene stille Meinung von sich war noch ungeheuchelter als die laut ausgesprochene der bedeutendsten Leute im Saale über ihn — noch mehr als ge=

wöhnlich in die Höhe gezogen, die Arme bald in graziöser Eckigkeit an den Leib gedrückt, bald ausgestreckt, um mit dem Stocke irgend einem der bedeutendsten Leute eine klatschende Liebkosung zu versetzen, die jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert wurde.

Als der Tanz begann, zog Fritz Nettenmair den Bruder in eine Nebenstube. „Du mußt tanzen", sagte er. „Von meiner Frau würdest du einen Korb holen, und das wär' mir unangenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm ist und dich im Takt erhalten kann. Nur herzhaft, Junge, wenn's auch nicht gleich gehen will."

Fritz Nettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit sechs Jahre vergessen. Der Bruder war ihm noch der alte Träumer, den er zuweilen zu seinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als er nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius das Mädchen zuführte, ergab sich dieser, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Herr Fritz Nettenmair war der gutmütigste Mensch von der Welt, so lang' er sich als alleinigen Gegenstand der allgemeinen Bewunderung wußte. In solcher Stimmung konnte er für diejenigen, die sein Glanz in den Schatten stellte, Thaten der Aufopferung thun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeutenden Leuten saß, die er mit Champagner traktierte, und in den Augen seiner Frau die Befriedigung las, mit der sie ihn mit Ehren überhäuft sah, kam die Empfindung über ihn, als habe er dem Bruder ein großes Unrecht verziehen, und er sei ein außerordentlich edler Mensch, der alle die Ehrenbezeugungen verdiene und in wunderbarer Anspruchlosigkeit sich dennoch herablasse, sich durch sie rühren zu lassen. Eben tanzte Apollonius vorüber. Er sah, der war der alte Träumer nicht mehr, aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den schönen Tänzer und seinen gewandten Anstand gerichtet. Fritz zog seine Frau auf, und in der Gewißheit, wie sehr er den Bruder überglänzen müsse, hatte er noch die Wollust, dem Bruder wer weiß wie viel Unrecht, das ihm dieser nie zugefügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ sich nicht überglänzen. Fritz Nettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein steifes Bild dagegen. Der nickte den Takt nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzsaal und stach andere Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial, noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften; und Fritz Nettenmair übertraf vergeblich sich selbst.

Es war der lederste Ball, den Fritz Nettenmair mitgemacht; er konnte nicht lederner sein, war Fritz Nettenmair daheim geblieben. Fritz Nettenmair versicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die seinen Champagner tranken, stimmten, wie immer, unbedingt in seine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen sprachen gegen Frau Nettenmair ihre gerechte freundschaftliche Entrüstung über den Schwager aus. Daß dieser nicht die Schwägerin zuerst zum Tanze aufgezogen, bewies eine unverzeihliche Mißachtung derselben. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten so tief fühlte, als wäre es ihr selber angethan, sagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er sich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bewundert und geehrt und der Ball demzufolge nur immer noch lederner. So ledern, daß Fritz Nettenmair mit seiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er sonst erst recht jovial zu werden anfing. Dennoch sammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in dessen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er sie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenstübchen wieder in den Saal zu seiner Frau und verließ mit dieser unter der ungeheucheltsten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durst nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenötigten Ritterdienstes gegen seine Dame sich entledigt, die Thür des Vaterhauses offen und alle seine Bewohner schon im Schlafe. Wenigstens zeigte sich nirgends Licht, und alles war still. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewiesen. Zu Apollonius' Glück hatten die sechs Jahre das Haus nicht verändert wie seine Bewohner. Er ging leise durch die Hinterthür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen seiner Beständigkeit den rauhen Hals streichelte, stieg die Treppe herauf, schritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in seinem Stübchen. Aber er saß noch lang', ehe er sich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenster und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlassen.

Gedanken und Bilder des Vergleichs spielten noch in seine Träume hinein. Der Vater stand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müsse noch morgen nach Köln, und inmitten der Rede brach die rüstige Gestalt zusammen und tappte hülflos mit zitternden Händen an der Erde herum und schämte sich ihrer Blindheit. Der Bruder saß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hause, das liebliche, offene Gesicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit von sonst; die Blume, die sie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als sie den Bruder erblickte, und der ihm neue, fremde Zug von Leerheit, gedankenloser, eitler Vergnügungssucht, von grollender Bitterkeit gegen Apollonius legte sich über sie wie ein schmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend sich vergessen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrstuhl, daß er fast hinunterstürzte aus der Schwindelhöhe auf das Pflaster, und sagte: ein Besuch für vierzehn Tage dürfe nicht arbeiten. Er wollte ja ohnehin wieder heim. Und sonderbar war es, daß ihm jetzt Köln als seine Heimat erschien und seine Vaterstadt so fremd, daß er sich die bittersten Vorwürfe machte in seiner Gewissenhaftigkeit. Dann fand er sich wieder auf dem Fahrstuhl hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es sein sollte, die Schiefer in verkehr=

ter Richtung gedeckt, und nun stak er in die Ausfahrthür eingeklemmt, ringsum in staubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte seine Festtagskleider an; sie waren voll Schmutz; er wischte und bürstete, daß er schwitzte, und sie wurden nicht rein.

Und so oft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er sich laut den Entschluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt. Am nächsten Morgen mußte er wissen, was er hier sollte, mußte sein Verhältnis zum Vaterhause ein klares sein. War keine Arbeit für ihn, so sah ihn der Morgen noch auf seinem Rückwege nach Köln. —

Mit der Sonne war er auf; aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, sich von seinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach Sankt Georg; er wollte sich selbst überzeugen, was dort zu thun sei. Als er wieder zurückkam, traf er auf seinen Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnstube zu verlassen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten sich. Sie hatten schon gestern auf dem Balle sich gesprochen, wo der Herr sich eben nicht als ein bedeutender Mensch und Bürger ausgewiesen, vielmehr zu den Philistern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es schien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechselreden kam er auf den Zweck seines Hierseins. Es sollte diesen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverständigen stattfinden über das, was an Kirchen- und Turmdach zu thun sei, damit das Resultat derselben noch bei der am Nachmittag stattfindenden Ratssitzung vorgetragen und Beschluß gefaßt werden könne. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo sie die übrigen Sachverständigen bereits versammelt wußten.

Der Bruder wollte seinen Besuch, wie er sagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geschäften beschweren: ebensowenig mochte er ihn — aber das sagte er nicht — allein daheim lassen.

Er bestellte Apollonius nach dem Waldhause, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius versicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn sogar als einen Sachverständigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Versammlung, zwei fremde Schieferdeckermeister und die städtischen Ratsbauleute, den Ratszimmermann, Maurer und Klempner, an der Turmthüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüstungen zum Behufe der Untersuchung an dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächst, ging die Beratung vor sich. Apollonius stand bescheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau untersucht und sich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker sprachen sich für die Notwendigkeit einer umfassenderen Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, sei wiederum für Jahre geholfen. Ihm stimmten die Ratsmeister, Zimmermann, Maurer und Blechschmied eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom gestrigen Balle, die gewissenhaft schlossen, wessen Champagner man trinke, dessen Meinung müsse man sein. Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Kosten einer umfassenderen Reparatur und verschob die höchst notwendige schon lange von Jahr zu Jahr. Da sie obendrein selbst keine Aussicht hatten, sich die Reparatur übertragen zu sehen, so gaben sie sich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm selber nichts gelegen schien. Sie fanden daher im Laufe der Verhandlung immer mehr, daß, je nachdem man die Sache ansehe, auch Herr Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauherr, ein braver Mann,

ihre wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Gesicht eine Weile geschwiegen, als ihm Apollonius einfiel. Er sah in dessen Zügen ein Etwas ausgedrückt, das seiner eigenen Meinung zu entsprechen schien: „Und was sagen Sie?“ wandte er sich zu ihm.

Apollonius trat bescheiden einen Schritt näher.

„Ich wünschte, Sie sähen sich die Sache so genau als möglich an“, sagte der Ratsherr.

Apollonius entgegnete, er habe das bereits gethan.

„Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen“, fuhr der Ratsherr fort, „wie wichtig die Sache ist.“

Apollonius verbeugte sich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch sagen wollte. Aus des jungen Mannes Angesicht sprach bei aller Weichheit und Milde so strenge Gewissenhaftigkeit und eigensinnige Redlichkeit, daß der Ratsherr sich der Ermahnung fast schämte, die er an ihn hatte richten wollen.

Apollonius begann nun mit den Ergebnissen seiner vorhin angestellten Untersuchung. Er stellte den Zustand der Stellen dar, die er hatte prüfen können, und was sich daraus auf die übrigen schließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfassendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen trotzt, ist das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schieferplatten auf Belattung und Verschalung aufgenagelt sind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Teil völlig zerstört, zum Teil der völligen Zerstörung nahe gefunden. Das Kirchendach war ein sehr steiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr thaten, hatten sich viele Platten verschoben und der Nässe das Eindringen gestattet; dort zeigte sich, selbst wo sie von Eichenholz war, die Belattung und Verschalung gänzlich morsch; und solcher Stellen waren überall.

Es zeigte sich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verschalung der morschen

Stellen durch neue zu ersetzen. Ein Winter noch mußte den Zustand um weit mehr verschlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinsen erspart wurde; denn diese konnte man ohne größten Schaden doch nur höchstens bis auf das nächste Jahr hinausschieben. Er führte die Versammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht selbst den Schluß, sondern wußte mit der Kunst, die er von dem Vetter gelernt, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu thun.

Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unserem Apollonius wuchs zusehends. Er wandte sich im weiteren Gespräch fast nur an ihn und schüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Versammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt, sich thätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufassen, auf welche Weise es am zweckmäßigsten anzugreifen sei. Apollonius dankte bescheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entsprechen suchen wolle. Über seine Mitthätigkeit bei der Arbeit selbst, entgegnete er, habe sein Vater als Meister zu entscheiden.

„Ich gehe gleich mit Ihnen", sagte der Ratsbauherr, „und spreche mit ihm."

Hatte gleich der Bruder das Geschäft bis jetzt geleitet, und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meister anerkannt und behandelt, er war es noch nicht. Der Alte hatte ihn so wenig Meister werden lassen, als ihm das Geschäft förmlich übergeben; er wollte sich, wo er es nötig fände, ein souveränes Einschreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden schon von weitem und tastete sich nach der Bank in seiner Laube. Da saß er, als sie eintraten. Nach geschehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Nettenmairs Befinden.

„Ich danke Ihnen", entgegnete der alte Herr; „ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen." Er lächelte dazu, und der Bauherr wechselte mit Apollonius einen Blick, der

dem Manne Apollonius' ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in seiner Bescheidenheit errötete und lange nicht seine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte seinen Schirm tiefer in sein Gesicht, um niemand die Gedanken sehen zu lassen, die da wunderlich miteinander kämpften.

Wer unter den Schirm sehen konnte, hätte gemeint, zuerst, der alte Herr freut sich; der Schatten von Argwohn, mit dem er gestern Apollonius empfing, schwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erschien ein Etwas auf dem Antlitz, das sich zu schadenfreuen schien über die Demütigung des älteren. Vielleicht wäre er nach seiner Weise eingeschritten mit einem lakonischen: „Du versiehst meine Stelle von nun, Apollonius, hörst du?" hätte nicht der Bauherr dessen Lob gepriesen und wäre das nicht so verdient gewesen.

„Ja", sagte er in seiner diplomatischen Art, seine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er sie nur halb aussprach; „ja, die Jugend! er ist jung." — „Und doch schon so tüchtig!" ergänzte der Bauherr.

Der alte Herr neigte seinen Kopf. Wer ein Interesse daran fand wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: „Die Jugend gilt heutzutag in der Welt!" Ja, er fühlte Stolz, daß sein Sohn so tüchtig, Scham, daß er selber blind, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauses einen Wächter mehr gewonnen, Furcht, die Tüchtigkeit, der er sich freute, mache ihn selbst überflüssig. Und er konnte nichts dagegen thun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgesprochen, erhob er sich straff, wie um zu zeigen, jener triumphiere zu früh.

Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei thätig sein lassen. Der alte Herr schwieg eine Weile, als warte er darauf, Apollonius solle sich des Dableibens weigern. Dann schien er anzu-

nehmen, Apollonius weigere sich, denn er befahl in seiner grimmigen Kürze: „Du bleibst; hörst du?“

Apollonius begab sich auf sein Stübchen, seine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt.

So war es bestimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat schaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt.

Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überschauen wollte, mußte jetzt in sein Stübchen hineinsehen. Das Hauptziel aller seiner Wünsche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er sprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, verlegte nichts, suchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, sie machte ihn klarer, ja, sie machte ihn eigensinniger. Kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte, übersah er; er strich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es that, sah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkosen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick, was er schon besaß. Alles war ihm noch einmal geschenkt, und das Verhältnis zu jedem seiner Besitzstücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rücksichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war seine Freude darüber im einsamen Stübchen mit demselben bescheiden abweisenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von andern aufgenommen. Für ihn gab es kein „allein“ und kein „vor den Leuten“.

Als er sich eingerichtet sah, ging er sogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf seinen Rat beschlossen worden, er war nicht allein als seines Vaters Geselle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er hatte noch eine besondere moralische Verpflichtung gegen seine Vaterstadt eingegangen; er mußte thun, was in seinen Kräften stand, ihr zu genügen. Er hätte keiner solchen Erweckung bedurft; er hätte ohnedies

gethan, was er vermochte; er kannte sich zu wenig, um das zu wissen.

In dieser erhöhten Stimmung erschien ihm leicht, was sein Dableiben von seiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu überwinden. Der Bruder wünschte sein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu besiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte sich ihm im Geschäfte willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wissen und zu wollen, ja, daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß sein Bruder ihn beleidigt haben könnte. Er wußte nicht, man könne auch den hassen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen stand der ungemütliche Geselle grinsend vor Fritz Nettenmair und sagte: „Mit dem ersten Blick hab' ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber es hat nichts zu sagen. Wird nicht lang' dauern das!"

Fritz Nettenmair kaute an den Nägeln und übersah die Gebärde, die ihn reizen sollte, zu fragen, wie der Gesell' das meine mit dem nicht lang' Dauern. Er ging nach der Wohnstube und fuhr im Gehen leise gegen einen Jemand auf, der nicht da war: „Rechtschaffenheit? Geschäftskenntnis, wie der Alltagsratsbaukerl sagt? Ich weiß, warum du dich aufdringst und einnistest, du Federchensucher! du Staubwischer! Thu' unschuldig, wie du willst, ich" — er machte die Gebärde, die hieß: „Ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!" Damit wandte er sich nach der Thür, aber die Wendung war nicht jovial wie sonst.

Wie mancher meint, die Welt zu kennen, und kennt nur sich!

Der Geist des Hauses mit den grünen Fensterladen wußte mehr als Apollonius Nettenmair, wußte mehr als alle. Er schaute nachts durch das Fenster, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an seinem Gutachten schrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel sein bleicher Schatten, und der Schrei-

bende atmete schwer auf, er wußte nicht, warum. Dann schritt er mit ängstlicher Gebärde den Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an seiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht, warum. Die junge Frau sah seine Hand über des Gatten Stirne fahren; sie erschrak, der Gatte erschrak mit und wußte nicht, warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen seinen Balken und wußte nicht, warum. Und der Geist wandelte noch lange, als alles schon zu Bette war, durch seine Zimmer, herauf und herab, her und hin, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte, warum.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden-, jahre-, jahrzehntelang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Dem Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus, und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offene Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der festen Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lang' währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretter.

Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein Paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter und, ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sichern Erde wird, wenn es heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein — mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwin-

del herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes, und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Thun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kloben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer-, Nagel- und Werkzeugkasten; zwischen den Ausschnitten vorn das Haueisen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht; dies Gerät, von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzugs vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umsegelt. Mittelst des Flaschenzugs zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert Die Damen neiden ihm die Aussicht. Wer konnte so frei über die grüne Ebene hinsehen und wie Berge hinter Bergen hervor-

wachsen, erst grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, sich auf die letzten stützt! Aber er kümmert sich so wenig um die Berge, wie die Wolken sich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeisen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich als ihre Befestigung; aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes That zwischen Himmel und Erde. Die Krähen wundern sich eine ganze Woche lang, dann ist es, als hätten sie vor Jahren von einem seltsamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das steile Dach als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe seines Gutachtens noch manche Untersuchungen angestellt. Das Turmdach war mit Metall gedeckt; diese Decke lag schon nah' an zweihundert Jahre. Als er sie auf seinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflösung nah'. Das hatte man gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich teurer als Deckung mit Schiefer, wenn man diesen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in seinem Fahrzeug mit hinauf, das kann er mit den ungleich schwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung mit Schiefer besorgt der Arbeiter von seinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feste Gerüste nötig. Apollonius that den Vorschlag, auch das Turmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechschmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache so gut verstanden als die Leute in Köln, — das sollte ein Stich auf Apollonius sein. Und der Bruder war damit einverstanden; hätten die Alten gemeint, Schiefer thue es so gut als Blei, sie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächster Nähe vorhanden; der Schiefer hätte weit hergeholt und so die Schieferdeckung teurer

kommen müssen als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erst später, da die Schiefergruben in der Nähe schon im Gang, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechschmied und Fritz Nettenmair nicht oder wollten es nicht wissen. Den letztern drückte das wachsende Ansehen des Bruders. Aber Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorschlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius' Hände legen. Um seinen Bruder nicht zu kränken, bat er, davon abzusehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal aussprach, warum er so bitte. Er war von Köln her gewohnt, selbstständig zu handeln; wie er seinen Bruder wiedergefunden hatte, sah er manche Hemmung durch ihn voraus. Er wußte es, er lud sich eine schwere Last auf, als er dem Bauherrn versprach, die Sache solle unter dem zweiköpfigen Regiment nicht leiden. Der wackere Bauherr, der Apollonius erriet und ihn darum nur mehr achtete, schaffte ihm die Genehmigung des Rats und nahm sich im stillen vor, wo es nötig sein sollte, seinen Liebling und dessen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine schwere Aufgabe, die Apollonius sich gesetzt; sie war noch viel schwerer, als er wußte. Sein Hiersein hatte den Bruder von Anfang nicht gefreut; Apollonius schob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm seitdem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrsucht kennen gelernt; dieser fühlte sich durch das, was seither geschehen, gegen Apollonius zurückgesetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrsucht des Bruders durch äußere Unterordnung zu versöhnen. War kein weiteres Hindernis vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, so schwer sie schien, zu lösen. Aber was zwischen ihm und dem Bruder stand, war ein anderes, ein ganz anderes, als er meinte. Und daß er es nicht kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn,

aus dem Bewußtsein einer Schuld geboren. Was er that, die vermeinten Hindernisse aus dem Weg zu räumen, mußte das wirkliche nur wachsen machen.

Wäre er nicht zurückgekommen! hätte er dem Vater nicht gehorcht! wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Turmspitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchdach lebendig. Rüstige Hände hämmern den Seilhaken in die Verschalung und schleifen mit starkem Tau den Dachstuhl daran. Er besteht in zwei Dreiecken, aus festen Bohlen zusammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältnis seiner Seiten bestimmt. Denn unten liegt er strohumwunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die quer übergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf steht oder kniet der hämmernde Schieferdecker; neben ihm handrecht hängt der Kasten für Nägel und Schieferplatten, mit seiner Hakenspitze in die Verschalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Überweisung der Arbeit. Fritz Nettenmair that erst wunderlich, indem er zu verstehen gab, er meine, Apollonius sei gekommen, hier den Herrn zu spielen und nicht den Diener. Es lag in der argwöhnischen Richtung, die sein Denken einmal angenommen, allem, was der Bruder thun mochte, eine Absicht, eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermutete deshalb, Apollonius wünsche die Arbeit auf dem Kirchdach zu übernehmen. Wer hier schaffte, konnte zu jeder Zeit sehen, ob das Fahrzeug am Turmdach besetzt war, oder ledig an der fliegenden Rüstung hing. Er that arglos, er nehme an, Apollonius sei lieber bei der Umdeckung des Turmdaches beschäftigt, die er ja selber vorgeschlagen. Apollonius weigerte sich nicht. Fritz meinte, er willige ein, obgleich es ihm unangenehm sei, was er aber nicht merken lasse; Fritz hatte die Empfindung eines Menschen, dem es gelungen, einen Widersacher zu überlisten. Eine Empfindung, die sich erneute, so oft er von seiner Arbeit auf dem Dachstuhle hinaufsah nach dem Fahrzeug und der fliegenden Rüstung am Turm, mit der Gewißheit, der

Bruder könne das Fahrzeug nicht verlassen und heimgehen, ohne daß er es sehe und ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer, und er selbst war der, der die Welt kannte. Im andern Augenblick vielleicht sah er wieder den Arglistigen im Bruder und fand es wohlthuend, sich dagegen als den Arglosen zu bemitleiden, dem jener Schlingen lege, um nur den Bruder hassen zu dürfen, der ihn hasse. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfnis Apollonius', das diesem den Widerspruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerspruch und unterdrückte es absichtlich. So setzte sein Schuldbewußtsein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben sich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das rasche und genau berechnete Ineinandergreifen, an das er in Köln sich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier gehandhabt. Der Decker mußte viertelstundenlang und länger auf die Schieferplatten warten; die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortierer eine gute Entschuldigung. Der Bruder lachte halb mitleidig über Apollonius' Klage. Eine solche Ordnung, wie der sie verlangte, existierte nirgends und war auch nicht möglich. Bei sich verspottete er wieder den Träumer, der so unpraktisch war. Und wäre die Ordnung möglich gewesen, die Arbeit war im Taglohn verdungen. Die verlorene Zeit wurde bezahlt wie die angewandte. Und als Apollonius selbst dazu that, den Schlendrian abzustellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohldiener des Bauherrn und des Rates, er selber sich der schlichte Mann, der solche Kunstgriffe verschmäht. Da wollte ihn jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch Schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen sollte mit aller seiner Arglist; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde sich die Hörner ablaufen, wenn er ins Werk setzen wollte, was ihm selbst, der die Welt

kannte, nicht gelang. Ihm, der schärfer auf dem Zuge war, als selbst der im blauen Rock zu seiner Zeit gewesen.

Fritz Nettenmair meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch schriller auf dem Finger pfiff, noch grimmiger hustete und noch entschiedener ausspuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Respektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo sie in Eigensinn ausartet, Achtung wirkt, die ruhige, in sich gefaßte Würde einer tüchtigen Persönlichkeit, das übersah er. Wie er es selbst nicht besaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an andern wahrzunehmen. Stand seine Gestalt überhaupt im Widerspruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufkünstelte, so widersprach ihr seine Unruhe und innere Haltlosigkeit jeden Augenblick. Die diplomatische Art zu reden schien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um seine eigene Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit zu verspotten. Aus dem steifen Wesen des blauen Rockes fiel er dann zu Zeiten plötzlich in seine eigene herablassende Jovialität und in eine Region derselben, wo der Spaß den Abstand von Vorgesetzten und Untergebenen mit schmutzigen Fingern auslöschte, als wäre er nie gewesen. Rückte er sich dann ebenso plötzlich in der Autorität gewaltsam wieder zurecht, so brachte das die verlorene Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er sich von manchen seiner Arbeiter übersehen und in schwierigen Fällen sie machen lassen mußte, was sie wollten.

Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Vetter, was dem Bruder fehlte; er besaß die Würde der Persönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigensinn. Seine innere Sicherheit galt; sie mußte sich nicht geltend machen — er war des sichtbaren Mühens um Achtung überhoben, welches so selten seinen Zweck erreicht, ja gemeiniglich ihn verfehlt. Und so gelang ihm, was er wollte. Bald war die musterhafteste Ordnung beim Bau, und alle schienen sich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Nettenmair nicht. Das rasche Ineinandergreifen, das wie im Geleise einer unsichtbaren Notwendigkeit ging, machte

das Wesen im blauen Rocke, in welchem er sich so groß fühlte, überflüssig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging; von demselben, dem er schon so viel zu verzeihen hatte, und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, welchen Zauber eine geschlossene Persönlichkeit ausübt, obgleich er selbst widerwillig sie anerkennen mußte, und noch weniger, daß diese ihm fehlte und der Bruder sie besaß. Er war bei sich einig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er selbst mit Genugthuung sich zu edel fühlte. Dadurch hatte jener die Leute ihm abspenstig gemacht. Apollonius hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Arglistige sein muß, auf der Hut; denn solche Feinde kann man nur mit ihren eigenen Waffen besiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieser seine schlimmen Pläne sicherer zu bergen meinte; er vergalt ihm und machte ihn leichter unschädlich, wenn er unter derselben Maske seine Wachsamkeit barg. Die gutmütige Willigkeit Apollonius', sich ihm äußerlich unterzuordnen, erschien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem Arglistigen gewonnen, wissend teilnahmen. In seiner Empfindlichkeit griff er selbst nach den Mitteln, die er bei diesem voraussetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Umstand, daß Apollonius ihm selbst imponierte, wenn er auch diesen Grund nicht hätte gelten lassen. Er legte den blauen Donnerrock beiseite und stieg bis auf die unterste Sprosse seiner Jovialität herab. Er begann, durch Winke, dann allmählich durch Worte, sein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohldienerischen Eindringlings seufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Mut hatte, sie zu offener Widersetzlichkeit zu reizen, suchte er sie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann, sie täglich zu traktieren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor in dem Geleise, das Apollonius vorgezeichnet.

Der gemeine Mann hat den scharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen seiner Vorgesetzten. Durch dies Bemühen, das sie durchschauten, verlor Fritz Nettenmair noch den letzten Rest seiner Achtung; sie lernten daraus, wenn sie es noch nicht wußten, mit wem sie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären sie ungewiß gewesen, so hätte sie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder bestimmen können. Und da sie nicht so fein waren und auch nicht die Gründe dazu hatten, wie Fritz Nettenmair, gab sich ihre Meinung unverhohlen kund. Sie nahmen sich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg seiner Herablassung ein ganz anderer war, als den er beabsichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um sich zusammen, pfiff schrillender als je, so daß es drüben in der großen Glocke wiedertönte; ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal so hoch am schwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entschiedenheit seines früheren Hustens und Ausspuckens war ein Kinderspiel gegen sein jetziges. Aber die Arbeiter wußten bald, dergleichen geschah nur in Apollonius' Abwesenheit, und dessen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die schwersten Gewitter aus der Fassung.

Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherstellung seiner verlorenen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich schrieb er auch das Ergebnis seiner falschen Maßregeln auf Apollonius' immer wachsende Rechnung. Das Gefühl, überflüssig zu sein, packte ihn wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieselben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem älteren Sohne der Schieferschuppen. Wenigstens solange er Apollonius auf seinem Fahrzeug oder auf dem Kirchendache sah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnstube. Seine Kinder — das war leicht, da er selbst sich nicht um sie bekümmerte, — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit schlechten Mitteln — gewonnen. Die schlechten Mittel waren eben die,

die er selbst nie anwendete: unabsichtliche Güte und weise Strenge der Liebe. Aber auch in seiner Frau sah er immer mehr etwas wie einen natürlichen Bundesgenossen des Bruders gegen ihn. Das sah er lange vorher, ehe er noch den geringsten wirklichen Anlaß dazu hatte, und das war der Schatten, den seine Schuld in die Zukunft seiner Phantasie warf. Ihr altes Gesetz wird ihn zwingen, durch die Verkehrtheit seiner Abwehrmittel den Schatten selber zur wirklichen, lebendigen Gestalt zu machen und vergeltend in sein Leben hereinzustellen.

Ahnungsvolle Furcht schien ihm, in lichten Zwischenblicken vorüberflatternd, von diesem Kommen zu sagen, das veränderte Benehmen gegen seine Frau müsse es beschleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen sie, aber auch diese Jovialität trug ein Etwas von der Natur des schwülen Bodens an sich, aus dem sie erwuchs.

Man preist ein Heilmittel gegen solche Krankheit; es heißt Zerstreuung, Vergessen seiner selbst. Als ob der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffes, als ob man da sich vergessen müsse, wo es doppelt Vorsehen gilt. Fritz Nettenmair nahm es. Von nun fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand sich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er sie drohen sah. Er war mehr außer als in seinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nötiger als ihm. Das rächende Schuldbewußtsein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als schon wirklich in die Gegenwart voraus. Und seine Frau stand noch so sehr auf seiner Seite, daß sie dem Bruder nun zürnte, dessen Einfluß sie in dem veränderten Benehmen des Gatten erkannte — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Diese Erwartung hatte schon dem Kommenden nur die eine Wange zugewandt und die Wange so mit Rot gefärbt, als wäre sie schon erfüllt. Wußte sie denn nicht, er war nur gekommen, um sie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine schwere Wolke drückte, wie eine unverstandene Ahnung, begriff nur das eine: der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus. Er vermied die Orte, die sie aufsuchten. Er hätte sie schon vermieden aus dem innersten Bedürfnis seiner Natur, das auf Zusammenfassen, nicht auf Zerstreuen ging. Die Einsamkeit wurde ihm ein besser Heilmittel als den beiden die Zerstreuung. Er sah, wie anders die Schwägerin war, als sie ihm vordem geschienen. Er mußte sich Glück wünschen, daß seine süßesten Hoffnungen sich nicht erfüllt. Die Arbeit gab ihm genug Empfinden seiner selbst; was sie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfnis ihres Alters, sich an einem fertigen Menschenbilde aufzuranken, das, Liebe gebend und nehmend, ihr Muster wird und ihr Maß der Personen und Dinge, drängten sie sich um den Onkel, der ihrer so freundlich pflegte, als fremd die Eltern sie vernachlässigten. Wie konnte er wissen, daß er damit die Schuld wachsen machte in seiner Rechnung beim Bruder.

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die sich rings aufballten um sein Haus, in seiner Blindheit keine Ahnung? Oder war sie es, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er, Apollonius begegnend, gleichgültige Worte mit ihm wechselte. Dann kämpften zwei Mächte auf seiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenschirm nicht sah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat sich so tief in die Wolke eingesponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn und keiner mehr hinein. Er gibt sich das Ansehen, als wisse er um alles. Thut er anders, so zeigt er der Welt seine Hülflosigkeit und fordert die Welt selber auf, sie zu mißbrauchen. Und wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit sagen? Nein! Er hält die Welt so verstockt gegen ihn, als er gegen sie ist. Er fragt nicht. Er lauscht, wo er weiß, man sieht ihn nicht lauschen, fieberisch gespannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin ist; seine gespannte Phantasie baut Felsen daraus, die ihm die Brust zerdrücken, aber er

fragt nicht. Er träumt von nichts, als von Dingen, die Schande bringen über ihn und sein Haus; er leert die ganze Rüstkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die die Welt kennt. Was keine Schande ist, steigert sich seinem krankhaft geschärften Ehrgefühl dazu, das keine Ruhe wohlthätig abstumpft, aber er trägt lieber, was die tiefste Schande ist, als daß er fragt. Er thut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Thun zeigt ungeboren schon der Mutter Seele sein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld ist, daß sie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verstrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn stehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was schlimm ist, zu neuer Schuld. Wohl dem, der sich dieser Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen selbst nicht retten, so kann er den übrigen ein Engel sein. Diese vier Menschen, in all ihrer Verschiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld versehrt! Welch Schicksal werden sie vereint sich spinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Laden?

Nun waren schon Wochen vergangen seit Apollonius' Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr gemacht. In den ersten Tagen las Fritz Nettenmair ein krampfhaftes Zusammennehmen, ein verzweifeltes Gefaßtmachen in ihrem Wesen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwunderung erschien. Er sah, und nur er, wie sie immer mutiger den Bruder zu beobachten begann, wo der nicht ahnte, ihr Blick sei auf ihn gerichtet. Sie schien sein Wesen, sein Thun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Fritz Nettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide sich glichen. Er mühte sich, den Widerwillen der jungen Frau zu seiner alten Stärke aufzustacheln. Er that es, während er fühlte, wie vergeblich es war;

denn ein einziger Blick auf das milde, rechtschaffene Antlitz des Bruders mußte niederreißen, was er mühsam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie fein er zu Werke gehen mußte, und wie plump er doch zu Werke ging; denn dieselbe Macht, die sein Gefühl für das Maß schärfte, riß ihn im Handeln darüber hinaus. Er wußte, was er begonnen, mußte seinen Gang vollenden zu seinem Verderben. Er suchte Vergessen, und riß seine Frau immer tiefer mit hinein in den Wirbel der Zerstreuung.

Arzneimittel sollen, in übergroßer Gabe angewandt, das Gegenteil wirken. So geschah es mit dem Mittel Fritz Nettenmairs; wenigstens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte sie sich sonst nach dem Feste des Vergnügens gesehnt; nun dies der Alltag geworden, zog sie die Sehnsucht nach dem stillen Leben daheim. Übersättigt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte sie nun erst, es gab auch andere Leute, die ihren Gatten nach anderem Maßstabe maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenschen. Sie dachte an den ledernen Ball den Abend von Apollonius' Ankunft. Damals war sie Apollonius ausgewichen; sie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt suchte sie mit den Augen durch den Saal; niemand sah es als Fritz Nettenmair, der es am wenigsten zu sehen schien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer als je. Sie hatte nur das Gefühl der Langeweile, das nach Abwechselung aussieht; sie wußte nicht, daß sie jemand suchte. Fritz Nettenmair wußte es und wollte vor Lachen ersticken. Er wußte mehr als sie; er wußte, wen sie suchte. Gegen alle andere Welt jovial, that er gegen sie den blauen Rock an.

Er wird sie bald dahin bringen, den sonst Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie saß im Garten, während der alte Herr seine schweren Mittagsträume träumte. Fritz Nettenmair lag in der Stube auf dem Sofa und trug die Nachwehen einer durchschwärmten Nacht. Vorher hatte er nach dem Turmdache gesehen. Sie

fühlte sich so eigen wohl daheim. Und sollte sie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um sie? Sie dachte nicht daran, wie oft sie sich von den Kindern fortgesehnt in den Wirbel, der sie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben spielten zu ihren Füßen, so still, als wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht so; war der alte Herr im Gärtchen, sie hätten sich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umschlungen, die selber, in der Unberührtheit ihres Wesens, noch ein Mädchen schien. Wenig mehr von der Ähnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche gewesen, nur Äußerliches schien die heitern Linien berührt zu haben: kein tiefinneres Erlebnis hatte seine Marke ihnen aufgeprägt.

Das kleine Mädchen hatte dem erwachsenen, seiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in seiner Weise manches zweimal, manches nur halb erzählt. Jetzt erhob sie mit altkluger Ernsthaftigkeit das Köpfchen, sah die Mutter bedenklich an und sagte: „Was das nur ist?"

„Was?" fragte die Mutter.

„Wenn du dagewesen bist und fortgehst, sieht er dir so traurig nach."

„Wer?" fragte die Mutter.

„Nun, der Onkel Apollonius. Wer sonst? Hast du ihn gescholten? oder geschlagen wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du hast ihm doch gewiß etwas gethan, sonst wär' er nicht so betrübt."

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war das doch für ein eigenes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel fallen lassen und merkte es nicht. War sie erschrocken? Es war ihr, als wäre sie erschrocken, etwa so, wie man erschrickt, hat man mit einem Menschen geredet und wird plötzlich inne, es ist ein anderer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wolle sie beleidigen, und nun sagt das

Kind: du hast ihn beleidigt. Sie blickte auf und sah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hause kommen. In demselben Augenblicke stand ein anderer Mann zwischen ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachsen. Es war Fritz Nettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in seltsamer Hast von einer gleichgültigen Frage auf den „ledernen Ball". Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie jedermann sich beleidigt fühle von der Beschimpfung, daß Apollonius sie damals nicht aufgezogen, nicht einmal zum ersten Tanze. Eigen war es, wie sie jetzt daran erinnert wurde, empfand sie es stärker als je; aber nicht zürnend, nur wie mit wehmütigem Schmerze. Sie sagte das nicht. Es war nicht nötig. Fritz Nettenmair war wie ein Mensch im magnetischen Schlaf. Er brauchte sie nicht anzusehen; mit geschlossenen Augen, von einem Baumblatt, einer Zaunlatte, von einer weißen Wand las er ab, was sein Weib fühlte.

„Wir werden ihn bald los werden, denk' ich", fuhr er fort, als hätte er nicht an der Stallwand gelesen. „Es ist kein Platz für zwei Haushälte hier. Und die Anne ist weiten Raum gewöhnt."

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „Ledernen" tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war seither öfter hier gewesen, unter Vorwänden, die ihre hochrote Wange Lügen strafte. Auch ihr Vater, ein angesehener Bürger, hatte sich um Apollonius' Bekanntschaft gemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

„Die Anne?" rief die junge Frau wie erschreckend.

„Gut, daß sie nicht lügen kann", dachte Fritz Nettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen, sich zu verstellen, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zu gut. Er hatte die Eifersucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Thorheit, und er bereute sie schon. Sie kann sich nicht verstellen; und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verraten, was in ihr vorgeht; ihre Aufregung muß ihr selber verraten, was in ihr vorgeht. Noch weiß sie es selbst ja nicht.

Und dann — er stand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt; er sah sie sich verstehen; „und dann", zwängte er zwischen den Zähnen hervor, daß jede Silbe daran sich blutig riß, „und dann — wird sie's schon lernen!"

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnstube. „Er muß doch einen Vorwand machen, warum er da vorbeikam, wo er sie allein dachte, da er weiß, ich hab' ihn gesehn." So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnstube auf ihn. Der Bruder gab sich durch seine Wendung auf den Fersen recht, als er ihn sah. Apollonius suchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemütlichen Gesellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört und wußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. „Und da befiehlst du, ich soll ihn fortschicken?" fragte Fritz und konnte nicht verhindern, daß sein Groll einmal durchschimmerte durch seine Verstellung. Apollonius mußte aus dem Tone, mit dem er sprach, seine wahre Meinung herauslesen. Sie hieß: „Du möchtest auch in den Schuppen dich eindrängen und mich von da vertreiben. Versuch's, wenn du's wagst!"

Apollonius sah dem Bruder mit unverhehltem Schmerz in das Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rockklappe, als wollte er wegwischen, was sein Verhältnis zu dem Bruder trübte, und sagte:

„Hab' ich dir was zuleid gethan?"

„Mir?" lachte der Bruder. Das Lachen sollte klingen wie: „Ich wüßte nicht, was?" aber es klang: „Thust du was anders, willst du was anders thun, als wovon du weißt, daß es mir leid ist?"

„Ich wollte schon lange dir etwas sagen", fuhr Apollonius fort, „ich will's morgen; du bist heute nicht gelaunt. Das mit dem Gesellen mußtest du erfahren, und es war nicht so gemeint, wie du's aufnahmst."

„Freilich! Freilich!" lachte Fritz. „Ich bin überzeugt. Es war nicht so gemeint."

Apollonius ging, und Fritz ergänzte seine Rede: „Es war nicht so gemeint, wie du, Federchensucher, mich glauben machen willst. Und anders gemeint, als ich's aufnahm? Du meinst, ich hab' — Der Geselle ist ein schlechter Kerl; aber du hättest mich nicht gewarnt, hättest du keinen Vorwand gebraucht." Er machte seine überlegene Wendung auf den Fersen; in seinen verwüsteten Zustand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatischer Kunst, durch Halbsagen zu verschweigen, gefreut.

Die Freude war schnell vorübergehend; die alte Sorge schraubte ihn wieder auf ihre Marterbank. Und noch eine jüngere hatte sich ihr zugesellt. Er hatte das Geschäft vernachlässigt; der Geselle, in seiner Abwesenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu bestehlen, und sie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er schon lange nicht mehr thätig; Apollonius mußte einen Gesellen mehr annehmen und für den Bruder einstellen. Er verdiente schon lange nichts mehr und versäumte doch kein öffentlich Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachsende Neigung zum Sinken und war nur durch wachsende Massen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte sich in Schulden gesteckt und vergrößerte sie noch täglich. Und doch mußte einmal der Augenblick kommen, wo der mühsam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur so lang' der Geachtete war, als der Jovialste der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwert solcher Achtung und solchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht stark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene wie diese kam ihm von dem Bruder, nur von ihm!

Wohligs Anne war öfter dagewesen seit Apollonius' Ankunft, und die junge Frau hatte in dem Glauben, der in naiven Gemütern die natürliche Folge der eigenen Wahrhaftigkeit ist, an ihren gesuchtesten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich so scharfsichtig geworden, daß der erkannte

Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erschien. Das Mädchen war ihr zuwider, das so falsch sein konnte, und sie selbst zu ehrlich, das zu verbergen. Anne suchte den Grund dieses Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menschen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte selbst geäußert, sie würde ihm einen Korb geben, wenn er es wagen würde, sie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzusehen, sie ließ ihn des Aufenthalts in seinem Vaterhause nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; sie sprach von ihren Gedanken aus, was ausgesprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung bloß zu geben. Christiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremdem Munde hören, den schon das eigene Kind ihr gemacht.

Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen sehen. Aber nichts zeigte sich in seinem Gesichte, was ihrer nur halb verstandenen Furcht recht gegeben hätte. Und so sah auch Fritz Nettenmair, der dem Bruder aus dem Versteck der Hinterthür nachblickte, auf ihrem Antlitz nicht so viel, als er gefürchtet, zu sehen.

Das Kind sagt: „du hast ihm was gethan"; die Anne sagt: „du hassest ihn, du lässest ihn nicht froh werden". Und sein traurig Nachblicken — bald ertappt sie ihn selbst unbemerkt dabei — sagt dasselbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte zuckte es dazwischen, er sah der Anne nicht traurig nach und auch nicht freudig, nein! gleichgültig wie jedem andern sonst. Ihr wird gesagt: „du hassest ihn; du hast ihn beleidigt und du willst ihn kränken", und sie hat geglaubt, er hasse sie, er will sie kränken. Und hat er sie nicht gekränkt? Sie blickt in lang' vergangene Zeit zurück, wo er sie beleidigte. Sie hat ihm schon lang' nicht mehr darum gezürnt, sie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann sie jetzt noch darum zürnen, wo er ein so anderer ist; wo sie selbst weiß, er beleidigt sie nicht; wo die Leute sagen und sein trauriger Blick: sie beleidige ihn? Und wie sie zurücksinnt,

eifrig, so eifrig, daß die Musik wieder um sie klingt, und sie wieder unter den Gespielinnen sitzt, im weißen Kleid mit den Rosaschleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenstern entlang, und wieder aufsteht, von dem dunkeln Drang getrieben, und durch die Tanzenden hindurch träumend nach der Thür geht — da draußen; ist das nicht dasselbe Gesicht, das ihr jetzt nachsieht, wenn sie geht, so ehrlich, so mild in seiner Wehmut? Ist es nicht dasselbe eigene Mitleid, das jetzt auf Tritt und Schritt mit ihr geht und sie nicht läßt, wie damals? Dann wich sie ihm aus und sah ihn nicht mehr an, denn er war falsch. Falsch! Ist er es wieder? Ist er es noch?

Eine Nachtigall schlug in dem alten Birnbaume über ihr, so wunderbar und wie gewaltthätig innig und tief. Vom Georgenturm bliesen vier Posaunen den Abendchoral. Über ihnen, und wie von ihren schwellenden Tönen getragen, fuhr Apollonius auf seinem leichten Schiff. Das Abendrot vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin sie sah, glänzten die treuen, trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachsah, wenn sie ging. Das kleine Mädchen sah mit ihnen auf zu ihr und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er sei. Oder erzählte sie von damals? Es war keine Zeit mehr, Sonst und Jetzt war eins. Die letzte Ähnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verschwunden. Ihre Seele schauerte hoch oben zwischen Himmel und Erde. Was sie ansah, war ein Rätsel mit süßer Deutung, aber sie kannte sie nicht. Sie selbst war sich ein Rätsel. Ihrem Gatten war sie es nicht.

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das sein möge, was Apollonius ihm morgen sagen wolle; „morgen, weil ich heute nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchensucher in meine Karten sehen lassen. Hätt' ich's nicht, wär' er plump herausgegangen; nun hab' ich ihn gewarnt und vorsichtig gemacht. Ich bin zu ehrlich mit solch einem falschen Spieler;

ich muß verlieren. Gut; ich will morgen „gelaunt“ sein, ich will thun, als wär' ich blind und taub! als säh' ich nicht, was er will, und wär's noch deutlicher. Eine Spinnenwebe auf meine Rockklappen, damit er was zu bürsten hat. Ich kann's nicht leiden, wenn mir so einer ins Gesicht sieht, solch ein Heuchler!“

So vorbereitet und entschlossen, den Lister zu überlisten, gält' es auch die schwerste Probe von Selbstbeherrschung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage seiner harrend. Auch Apollonius hatte seinen Entschluß gefaßt. Er wollte sich von keiner Laune seines Bruders mehr irren lassen; es kam ja eben darauf an, allen diesen Launen ihre Quelle abzuschneiden. Fritz bot ihm den unbefangensten, jovialsten guten Morgen, der ihm zu Gebote stand.

„Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willst“, sagte Apollonius, „so hoff' ich, dieser Morgen soll der beste sein für dich und mich und uns alle.“

„Und uns alle“, wiederholte Fritz und legte von seiner Erklärung der drei Worte nichts in seinen Ton. „Ich weiß, daß du immer an uns alle denkst; darum rede nur jovial vom Herzen weg, ich mach's auch so.“

Apollonius ließ die beabsichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorsichtig sein gelernt, aber klug und vorsichtig gegen einen Bruder sein, hätte ihm Falschheit geschienen. Selbst, hätte er die Falschheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf dessen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte sich seine Erfahrung als Täuschung ausgeredet.

„Ich glaube, Fritz“, begann er herzlich, „wir hätten anders gegeneinander sein sollen, als wir seither gewesen sind.“ Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf sich. Der Bruder schob ihm in Gedanken die ganze zu und wollte jovial das Gegenteil versichern, als Apollonius fortfuhr: „Es war nicht zwischen uns wie sonst und wie es sein sollte. Die Ursache davon ist, soviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andere?“

„Ich weiß keine“, sagte der Bruder mit bedauerndem Achselzucken; aber er dachte an Apollonius’ Heimkunft gegen seinen Rat, an den Ball, an die Beratung auf dem Kirchenboden, an seine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem letzteren arbeite, und wieviel darauf ankomme, seine nächste Absicht zu erraten und zu vereiteln.

Apollonius sprach indes fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. „Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Absicht gethan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannst du mir den Grund sagen? Ich will sie nicht anklagen; es ist möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann ist’s gewiß nichts, was zu loben oder nur zu schonen wäre. Und ich will dann ebenso gewiß der letzte sein, es zu schonen, weiß ich nur, was es ist. Weißt du’s, so bitte, sag’ es mir. Etwas Schlimmes darfst auch du nicht an mir schonen, und thäte dir’s auch noch so weh. Weißt du’s und sagst mir’s nicht, so ist’s nur darum. Aber du kränkst mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz.“ —

Fritz Nettenmair that, was Apollonius eben gethan; er maß den Bruder in seinen Gedanken nach sich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius’ Nachteil ausfallen. Apollonius nahm sein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort.

„Weißt du’s nicht“, fuhr er fort, „so laß uns zusammen zu ihr gehen und sie fragen. Ich muß wissen, was ich thun soll. Das Leben seither darf nicht so fortgehen. Was würde der Vater sagen, wenn er’s wüßte! Mir ist’s Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß! Es ist für uns alle besser, Fritz. Komm, laß es uns nicht verschieben.“

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er sollte ihn zu ihr führen! Er sollte ihn *jetzt* zu ihr führen! Wußte Apollonius schon von ihrem Zustand und wollte ihn

benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn sie sich jetzt nur sahen, mußten sie sich verstehen. Dann war es da, was zu verhindern er seit Wochen sich keine Stunde lang Ruhe gegönnt. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungsanstrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften jetzt nicht einander gegenüberstehen; sie durften sich jetzt nicht sehen, bis er eine neue Scheidemauer zwischen sie gebaut. Woraus? Darauf zu sinnen, war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu ihr zu verhindern; Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er: „Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt?" Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne seine Wahl zu dieser Frage.

Apollonius war schon an der Thür. Er wandte sich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die diesem eine teuflische schien, weil er ihm nicht in das ehrliche Gesicht sah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangst ertappt haben, hätte dieser es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, so ohne die mindeste Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängsten könne, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen.

„Früher", entgegnete Apollonius, „mußt' ich fürchten, sie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb gewesen sein als mir."

Der Bruder lachte und bejahte in seiner jovialen Weise mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu thun. Und sein: „Und jetzt?" schien nun vom Lachen halb erstickt, nicht von etwas anderem.

„Deine Frau ist anders seit einiger Zeit", fuhr Apollonius vertraulich fort. —

„Sie ist" — antwortete Fritz Nettenmairs Zusammenzucken wider seinen Willen, und wollte sagen, wofür er sie hielt. Es

war ein arges Wort. Aber würde er selbst, der sie dazu gemacht, es ihm sagen? Nein, es ist noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß, er kann es noch verzögern. Er hält mit Gewalt seiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: „Und woher weißt du, daß sie — anders ist?“ wüßte er nicht, seine Stimme würde zittern und ihn verraten. Er muß ja wissen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er sie schon gesprochen? Hat er es ihr von fern aus den Augen gelesen? Oder ist ein Drittes im Spiel? ein Feind, den er schon haßt, ehe er weiß, ob er vorhanden ist.

Apollonius scheint ein Etwas von des Bruders unglückseliger Lesegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; sein Gesicht ist abgewandt; er kramt tief im Schranke, und sucht wie ein Verzweifelnder, und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius.

„Dein Ännchen hat mir's gesagt“, entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. „‚Onkel‘, sagte das närrische Kind, ‚die Mutter ist nicht mehr so bös auf dich; geh' nur zu ihr und sprich: ich will's nicht mehr thun; dann ist sie gut und gibt dir Zucker.‘ So hat sie mich auf den Gedanken gebracht. Es ist wunderbar, wie's manchmal ist, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Ännchen kann uns allen ein Engel gewesen sein.“

Fritz Nettenmair lachte so ungeheuer über das Kind, daß sich Apollonius' Lachen wieder an dem seinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet; ihm war das Kind ein Teufel gewesen und konnte es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit seinem „verfluchten“ Einfall. So sehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerstückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. „Morgen meinetwegen, oder heut' nachmittag noch; jetzt hab' ich unmöglich Zeit. Jetzt begleit' ich dich nach Sankt Georg. Ich hab' einen nötigen Gang. Morgen! Über das verwünschte Kind!“

Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernst das lachende

„verwünscht" gemeint war. Er sagte, selbst noch über das Kind lachend: „Gut. So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es soll ein ganz ander Leben werden als seither." Der gute Apollonius freute sich so herzlich über des Bruders Freude! Noch als er bereits wieder auf seinem Fahrzeuge um das Kirchendach flog.

Ebenso rastlos umschwankte seines Bruders Furcht, das dunkle Etwas, das über ihm schwankte und ihn zu begraben drohte; noch emsiger hämmerte sein Herz an den brechenden Planen, den Sturz zu hindern: aber sein Gedankenschiff hing nicht zwischen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer und immer tiefer, zwischen Erd' und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

Ännchen hatte die Mutter wieder umschlungen, die in der Laube saß. Sie sah wieder mit Apollonius' Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam sie nach Kinderweise von ihm ab, so leitete die Mutter mit unbewußter Kunst sie wieder zu ihm zurück. Dann rauschte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es sei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht, weil es nicht von Apollonius sprach. Hätte sie hingesehen, sie wäre entsetzt aufgesprungen von der Bank. Was die Blätter rauschen machte, war das stürmische Erzittern einer geballten Faust. Darüber stand ein rotes Gesicht, verzerrt von der Anstrengung, die die gehobene Faust zurückhielt, sonst hätte sie das lächelnde Gesicht des Kindes getroffen, das, so jung, schon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderische Gesicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau ist die Lieblingsfarbe Apollonius'. Sein Kind trägt seines Todfeindes Livree. Und die Mutter — o, Fritz Nettenmair kann sich noch auf die Zeit besinnen, wo sie täglich so gekleidet ging wie heute. Und fürchtet sie das nicht? Glaubt sie,

was damals vorgegangen, gibt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es seine Schande ist? Das alles reißt an der gehobenen Faust.

Jetzt sagt die Mutter vor sich hin und hat das Mädchen vergessen: „Der arme Apollonius!“ — Was hält die Faust zurück? — „Ich muß Fritz sagen, wie er mich dauert. Er ist so gut. Nicht, Ännchen?“ Ännchen singt und hört die Frage nicht. Sie bedarf auch keiner Antwort. „Fritz ist zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich hab's lang' vergessen. Er ist anders, und Fritz thut ihm unrecht, wenn er meint, er ist noch immer so. Und vielleicht ist er nie so gewesen, und die Menschen haben Fritz belogen. Wir wollen gut sein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kann's nicht mehr ertragen, wie er traurig ist. Ich will's ihm sagen, dem Fritz.“ So schließt die junge Frau ihr Selbstgespräch; ihr ganzes süß vertrauliches Mädchenwesen ist wieder aufgewacht, und Fritz Nettenmair begreift, das Thun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erschaffen, was noch nicht ist, muß beschleunigen, was kommen wird. Er ist arm geworden, entsetzlich arm. Die Zukunft ist nicht mehr sein; er darf nicht auf Tage hinausrechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß festhalten, was zwischen dem Gegenwärtigen ist und dem Nächstkommenden. Und dazwischen ist nichts als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt, wie er alles that, wie er selbst war, oberflächlich — und jovial. Das Gewissen hat seine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verlust hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätte er sie früher so geliebt wie jetzt, ihre tiefste Seele hätte sich ihm vielleicht geöffnet, sie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zusammengelebt, sind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts voneinander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter, ist ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tieferen Bedürfnisse ihres Herzens nicht geweckt, er kannte sie nicht; er hätte sie nicht befriedigen können. Er erkennt sie erst,

wie sie sich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erst, was er besaß, ohne es zu haben, nun es einem andern gehört. Mit welcher Empfindung sieht er die Knospe ihres Angesichts sich entfalten, die er schon für die Blume hielt! Welch nie geahnter Himmel öffnet sich da, wo er sonst Genüge hatte, sein eigen Spiegelbild zu finden. Und wie viel er sah; all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufstaunen und dienendem Ergeben zu fassen, der in der Morgenröte dieses reinen Angesichts aufging, war sein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick seinen Haß. Er mußte sich fortschleichen, um das Geständnis seiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, dessen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, so sanft es war.

Gegen Abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerstimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie saß unfern der verschlossenen Schuppenthür im Grase. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergasse in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den Bruder mit Wohligs Anne auf. Anne sei die beste Partie in der ganzen Stadt und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe schon an ihrer Aussteuer, und ihre Basen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Hause. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit sei? Sie hatte sich entfernen wollen; sie vergaß es; sie vergaß das Atmen. Und darauf hätte sie fast laut aufgejubelt: Apollonius sagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht, noch sonst eine.

Der Bruder lachte. „Drum hast du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und sie heimgeleitet?"

„Mit deiner Frau hätt' ich getanzt", entgegnete Apollonius. „Du warntest mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil sie so unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachtest mir die Anne, und wie du gingst, fragtest du sie, ob ich sie heimbegleiten dürfte. Da konnt' ich nicht anders. Ich habe nie daran gedacht, die Anne —"

„Zu heiraten?“ lachte der Bruder. „Nun, sie ist auch zum — Spaße hübsch genug und der Mühe wert, sie vernarrt in dich zu machen.“

„Fritz!“ rief Apollonius unwillig. „Aber es ist nicht dein Ernst“, besänftigte er sich selbst. „Ich weiß, du kennst mich besser; aber auch im Scherz soll man einem braven Mädchen nicht zu nahe treten.“

„Pah“, sagte der Bruder, „wenn sie es selbst thut. Was kommt sie uns ins Haus und wirft sich dir an den Kopf?“

„Das hat sie nicht“, entgegnete Apollonius warm. „Sie ist brav und hat sich nichts Unrechtes dabei gedacht.“

„Ja, sonst hättest du sie zurechtgewiesen“, lachte Fritz, und es lag Hohn in seiner Stimme.

„Wußt' ich“, sagte Apollonius, „was sie dachte? Du hast sie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts gethan, was solche Gedanken in ihr erwecken konnte. Ich hätt's für eine Sünde gehalten.“

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Christianen fiel es nicht ein, sie hätten auch auf den Gang kommen können, wo sie stand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war selber falsch. Er hatte sie belogen und Apollonius belogen, und sie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der so brav war, daß er nicht über die Anne spotten hören konnte, hatte auch ihrer nie gespottet. Alles war Lüge gewesen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falsch war und Apollonius brav. Ihr innerstes Herz wandte sich von dem Verfolger ab und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle stieg ein neues heiliges siegend auf, und sie gab sich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unschuld hin. Sie kannte es nicht. Daß sie es nie kennen lernte! Sobald sie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und schon rauschen die Füße durch das Gras, auf denen die unselige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte seine neue Scheidemauer aufbauen,

ehe er den Bruder zu seinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte sich nicht entscheiden. Er wurde noch ungewisser, als er vor ihr stand. Er las, was sie fühlte, von ihrem Antlitz; es war zu ehrlich, um etwas zu verschweigen; es kannte zu wenig, wovon es sprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte sie über ihre Gefühle aufklären, sie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze fassen. Er konnte sie zwingen — wozu? Zur Verstellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung, wenn sie einmal wußte, was sie wollte? Würde sie nicht zu sich sagen: den Betrüger betrügen, das Gestohlene heimlich wieder nehmen, ist kein Betrug, kein Diebstahl? Das war es! Das Bewußtsein seiner Schuld verfälschte ihm die Dinge, die Menschen. Er kannte das starke Ehrgefühl seiner Frau wie die bis zum Eigensinn feste Rechtlichkeit des Bruders, und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem Einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu sein.

So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des „Federchensuchers Narrheiten". Er wußte, kleine Lächerlichkeiten sind geschickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging, aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben; wie es ihn bei Nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei einer Arbeit seinen gewöhnlichen Eigensinn vergessen, oder ein Arbeiter hatte das strenge Wort nicht verdient, das er, vom Drang der Geschäfte erhitzt, gegeben; wie er aus dem Bette aufgesprungen, um ein Lineal, das er im schiefen Winkel mit der Tischkante liegen lassen, in den rechten zu rücken. Dabei strich und blies Fritz Nettenmair sich eingebildete Federchen von den Ärmeln. Er sah wohl, seine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch, griff er zu stärkeren Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheilig-

keit in sich vernarrt gemacht, und erzählte, auf wie gemeine Weise er sie öffentlich verspotte.

Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgestiegen. Offene, naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falschheit, vielleicht weil sie instinktmäßig fühlen, wie waffenlos sie vor diesem Feinde stehen. Sie zitterte vor Erregung, als sie aufstand, und sagte: „Du könntest das thun, du; er nicht."

Fritz Nettenmair schrak zusammen. In dem Anblick der Gestalt, die voll Verachtung vor ihm stand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der Unschuld dem Sünder gegenüber. Er raffte sich mit Anstrengung zusammen. „Hat er dir das gesagt? Seit ihr schon so weit?" preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hause gehen; er hielt sie auf. Sie wollte sich losreißen.

„Alles hast du gelogen", sagte sie, „ihn hast du belogen, mich hast du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm sprachst."

Fritz Nettenmair atmete auf. So wußte sie nicht alles. „Mußt' ich's nicht?" sagte er, indem sein Auge sich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. „Mußt' ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchensucher dich verachten?" Noch drückte ihr Blick den seinen nieder. „Weißt du, was du bist? Frag' ihn doch, was eine Frau ist, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkst du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken solltest? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherschleichst, wo du meinst, ihn zu sehen. Und meinst, die Menschen sind blind. Frag' ihn doch, wie er so eine nennt? O, die Leute haben schöne Namen für so eine."

Er sah, wie sie erschrak. Ihr Arm bebte in seiner Hand. Er sah, sie begann ihn zu verstehen, sie begann sich selbst zu verstehen. Er hatte ihren Trotz gefürchtet und sah, sie brach zusammen; das Zornesrot erblich auf ihrer Wange, und Schamröte schlug wild über die bleiche hin. Er sah, wie ihr Auge den Boden suchte, als fühlte es die Blicke aller Menschen auf sich

gerichtet, als hätte der Schuppen, der Zaun, die Bäume Augen, und alle bohrten sich in das ihre. Er sah, wie sie in der Jähheit der Erkenntnis sich selbst so eine nannte, für die die Leute die schönen Namen haben.

Der Schmerz strömte seinen Regen über die schamblutende, brennende Wange, und die Thränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und sein Tritt. Sie wollte sich gewaltsam losreißen und sah mit halb wildem, halb flehendem Blicke auf, der sterbend vor den tausend Augen wieder zu Boden sank. Er sah, sein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das schrecklichste. Er hatte seinen ganzen Mut wieder.

„Sag's ihm", preßte er leise hervor, „was du von ihm willst. Wenn er ist, wie du meinst, muß er dich verachten."

Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers fest, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen sah, gewinkt, herbeizukommen. Er ließ sie, und sie floh nach dem Hause. Apollonius blieb erschrocken auf dem halben Wege stehen.

„Da siehst du, wie sie ist", sagte Fritz zu ihm. „Ich hab' ihr gesagt, du wolltest sie fragen. Willst du, so gehen wir ihr nach, und sie muß uns beichten. Ich will sehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der so brav ist."

Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab sich nicht gleich zufrieden. Endlich sagte er: „Du siehst aber nun, es liegt nicht an mir. O, es thut mir leid!"

Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungene Aussöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte sie leiser, und diesmal klangen sie wie ein Hohn auf Apollonius, wie höhnisches Bedauern über eine verfehlte List.

Christiane war nach der Wohnstube gestürzt und hatte die Thür hinter sich verriegelt. An Fritz dachte sie nicht; aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberischen Gedanken, hinaus in die Welt zu fliehen; aber wohin sie sich dachte,

im steilsten Gebirg, im tiefsten Walde begegnete er ihr und sah, was sie wollte, und er mußte sie verachten. Und was wollte sie denn? Wollte sie etwas von ihm? Wenn sie in Gedanken vor ihm floh und angstvoll eine Zuflucht suchte, war er es nicht wieder, zu dem sie floh? Wenn sie in Gedanken eine Brust umschlang, daran sich auszuweinen, war es nicht seine? Der Augenblick, der sie lehrte, sie wollte etwas Böses, hatte sie ja erst gelehrt, was sie wollte. Ännchen war im Zimmer; sie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem inneren Kampfe; Ännchen sah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umschlang sie nach ihrer Weise und sah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius' Augen. Ännchen sagte:

„Weißt du, Mutter? der Onkel Lonius" — die Mutter sprang auf und stieß das Kind von sich, als wäre er es selbst. „Sag' mir nichts mehr von — sag' mir nichts mehr von ihm!" sagte sie mit so zorniger Angst, daß das Mädchen weinend verstummte. Ännchen sah nicht die Angst, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über sich selbst. Das Mädchen log, als sie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht selbst die rote Wange gesehen, mit der sie seiner und des Bruders Frage auswich; dasselbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem sie den Heimkehrenden empfangen?

Ach, es war ein wunderlich schwüles Leben von da in dem Hause mit den grünen Fensterladen, tage-, wochenlang! Die junge Frau kam fast nicht zum Vorschein, und mußte sie, so lag brennende Röte auf ihren Wangen. Apollonius saß vom ersten Morgenschein auf seinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht einbrach. Dann schlich er sich leise von der Hintergasse durch Schuppen und Gang auf sein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er saß von früh bis in die Nacht in einer Trinkstube,

von wo man nach der Aussteigethür und dem Fahrzeug am Turmdache sehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um sich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerstreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, sein Auge flog unabläßig mit den Dohlen um das steile Turmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es sich, nie schlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Hausthür getreten war.

Im Schuppen und in der Schiefergrube schaltete der Geselle an seiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geschäfte; im Anfang schrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher, dann nicht mehr. Die Zerstreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geselle in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebstähle vorgekommen; der Geselle stand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängstlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten sich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Gesellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünschen, am allerwenigsten von dem Gesellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmairs Grund, dem Gesellen zu vertrauen und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder gesagt: „Es thut mir leid", war er des Gesellen gewahr geworden. In seinem Grinsen hatte er gelesen, der Geselle durchschaute ihn und wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne aufeinander; eine halbe Stunde später übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es kostete wenig Worte. Der Geselle verstand, was Fritz ihm sagte, daß er sollte; er verstand auch, was Fritz nicht sagte und er dennoch sollte. Fritz Nettenmair traute seiner Redlichkeit im Geschäfte so wenig als Apollonius. Er erkannte, der Geselle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, wovon außer ihm und Fritz

Nettenmair niemand Kunde hatte und niemand Kunde haben durfte. Die Unredlichkeit des Gesellen dort haftete ihm für seine Redlichkeit, wo er sie nötiger brauchte. Es war die Sorglosigkeit fieberhafter Angst um alles andere, was sich nicht auf ihren Gegenstand bezieht.

Der alte Herr im blauen Rock hatte schlimmere Träume als je; er horchte gespannter als je auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus und baute immer größere Lasten über seine Brust. Aber er fragte nicht.

Es war eines Abends spät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenster der Weinstube Apollonius sein Fahrzeug verlassen und an das fliegende Gerüst binden sehen, er eilte nach seiner Gewohnheit aus dem Wirtshause, um noch vor Apollonius heimzukommen. Er traf seine Frau in der Wohnstube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geselle trat herein und machte seine gewöhnliche Meldung. Dann sagte er seinem Herrn etwas in das Ohr und ging.

Fritz Nettenmair setzte sich zur Frau an den Tisch. Hier saß er gewöhnlich, bis ein schlürfender Tritt des Gesellen im Vorhaus ihm sagte, Apollonius sei zu Bett gegangen. Dann suchte er sein Weinhaus wieder auf; er wußte, das Haus war vor Dieben sicher, der Gesell war bei der Wache.

Das Gefühl, wie er sein Weib in seiner Hand hatte und sie sich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen schwachen Wiederschein der jovialen Herablassung über ihn zu werfen, die ehedem sonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmairs geglänzt. Heute war der Wiederschein sehr schwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden gesucht, als es sein Blick berührte. Er that einige gleichgültige Fragen und sagte dann:

„Du bist heute lustig gewesen.“ Sie sollte fühlen, er wisse alles, was im Haus geschehe, sei er auch selbst nicht drin. „Du hast gesungen.“

Sie sah ihn ruhig an und sagte: „Ja. Und morgen sing' ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht soll."

Er stand geräuschvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte sie einschüchtern. Sie erhob sich ruhig und stand da, als erwarte sie einen Angriff, den sie nicht fürchtete. Er trat ihr nah', lachte heischer und machte eine Handbewegung, vor der sie erschreckend zurückweichen sollte. Sie that es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühles trat auf ihre Wangen. Sie war scharfsinnig geworden, argwöhnisch dem Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er sie und Apollonius bewachen ließ.

„Und hat er dir weiter nichts gesagt?" fragte sie.

„Wer?" fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er sähe aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammerthür, in der das kleine Ännchen stand. „Der Spion! der Zwischenträger!" preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängstlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen.

Fritz Nettenmair sah nicht das Flehen in des Kindes Blick: er sollte der Mutter gut sein, die Mutter sei auch gut. Er sah nicht, wie das häusliche Zerwürfnis auf dem Kinde lastete und es bleich gemacht; wie es den Zustand mit durchlitt, ohne ihn zu verstehen. Er bemerkte nur, wie gespannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Horchen abgerichtet. Es wollte seine Knie' umschlingen, sein Blick, seine gehobene Faust drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in stillem Schmerz auf die Arme und trug es in die Kammer und in sein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm thun konnte. Was er ihr thun konnte, das fürchtete sie nicht. Sie sagte es dem Manne, als sie wieder hereinkam und die Thüre verschlossen, wie um das Kind vor ihm zu retten.

„Ich bin eins geworden mit mir", sagte sie, und in ihren Augen stand das mit so glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin und her schritt, um nicht hineinsehen zu müssen. „Ich

bin eins geworden mit mir. Die Gedanken sind gekommen, daran bin ich nicht schuld, und ich habe sie nicht kommen heißen. Ich habe nicht gewußt, sie waren bös. Dann hab' ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd' werden, solang' ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner seligen Mutter gewesen, wo sie gestorben ist, und habe sie liegen sehn und habe die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich habe ihr versprochen, ich will nichts Unehrliches thun und leiden, und habe sie mit Thränen gebeten, sie soll mir helfen, nichts Unehrliches thun und leiden. Ich habe so lang' versprochen und so lang' gebeten, bis alle Angst fortgewesen ist, und ich hab' gewußt, ich bin ein ehrlich Weib, und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir thun willst, davor fürchte ich mich nicht und wehre mich nicht. Du thust's auf dein Gewissen. Aber dem Kinde sollst du nichts thun. Du weißt nicht, wie stark ich bin, und was ich thun kann. Ich leid' es nicht; das sag' ich dir!"

Sein Blick flog scheu an der schlanken Gestalt vorüber, er berührte nicht das bleiche, schöne Antlitz; er wußte, ein Engel stand darauf und drohte ihm. O, er erkannte, er fühlte, wie stark sie war; er empfand, wie mächtig der Entschluß eines ehrlichen Herzens schirmt. Aber nur gegen ihn! Er empfand es an seiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dies Recht hatte er im unehrlichen Spiele verspielt. Er hätte ihr glauben müssen, wußte er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es verhindern. Einen Rettungsweg zeigte ihm sein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unablässig sich mühte, gut zu machen, was er an ihr verschuldet. Wenn er ihr die Liebe thätig zeigte, die die Angst vor dem Verluste ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht seine Helfer sein? Und ihr Pflichtgefühl, das so stark war? Die tote Mutter, an deren Bett sie in Gedanken getreten, auf deren Herz sie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, scheucht ihn zurück, wie er sich ihr nahen will. Er

ist dem Gespenste seiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderstehbar treibt, das zu schaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange stete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen sind dem Gedanken fremd; der Haß ist ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hülfe. — Draußen schlürft der Fuß des Gesellen auf dem Sande des Vorhauses. Das Haus ist sicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Nettenmair ist heute im Weinhaus so jovial, als er sein kann. Seine Schmeichler haben Durst und lassen sich seine Herablassung gefallen. Er trinkt, schlägt seinen Gästen die Hüte über die Ohren in das Gesicht und übt mit Stock und Hand manche andere zarte Liebkosungen und belacht sie als geistreiche Scherze mit bewunderndem Lachen. Er thut alles, sich zu vergessen; es gelingt ihm nicht.

Könnte er mit seiner jungen Frau tauschen, die unterdes einsam daheim sitzt! Wonach er sich sehnt: sich zu vergessen, dagegen muß sie sich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt sie, und es will ihr nicht gelingen — sich auf sich selbst zu besinnen. — Was hilft es, daß sie es dem Kinde verbot? Alle ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, sie wich ihm aus, und sie sieht, er flieht sie. Sie sollte sich freuen, und es thut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen ist es, daß sie selbst ihren Zustand strenger oder milder ansieht, je nachdem sie in Gedanken Apollonius strenger oder milder darüber urteilend glaubt. So ist er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie sie ist, und verachtet sie? Er ist so mild und nachsichtig; er hat die Anne nicht verspottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat sie schon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die sie nicht haben sollte, und er hat sie erraten? Ist sie sich doch, als wäre sie mit allem, was sie weiß und wünscht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß wie seine andern. Und sie hat ihn gedauert; und darum sah er

ihr mit traurigem Blicke nach, wenn sie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er sie aus Schonung; sein Anblick sollte nicht Gedanken in ihr wecken, die besser geschlafen hätten, bis sie selber schlief im Sarg. Er vielleicht selbst hatte es ihrem Manne gesagt oder geschrieben; und dieser hatte das Mittel gewählt, sie durch Widerwillen zu heilen.

War es Zufall, daß sie in diesem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibpult blickte? Sie sah, er hatte den Schlüssel abzuziehen vergessen. Sie erinnerte sich, er war nie so nachlässig gewesen. Sonst hatte sie keine Acht darauf gehabt; jetzt erst fiel ihr auf, er war, wußte er sie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu schließen und den Schlüssel abzuziehen. Im obersten Fache rechts lagen Apollonius' Briefe; ihr Blick war sonst der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete sie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Gestalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte sie dabei überraschen. Sie mußte wissen, wie es stand zwischen ihr, Apollonius und ihrem Mann; sie hätte diesen gefragt; sie hätte sich nicht selbst geholfen, konnte sie ihrem Manne trauen. Sie bebte vor Erwartung, was sie finden wird. Ob sie etwas davon ahnt, was sie finden wird?

Es waren viele Briefe in dem Fach; alle lagen offen und entfaltet darin, und alle schienen nur Abdrücke eines einzigen zu sein, so sehr glichen sie sich; nur daß die Züge in den ersten weicher erschienen. Wie abgezirkelt stand die Anrede in jedem genau auf derselben Stelle; genau um ebensoviel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefes. Der Abstand der schnurgeraden Zeilen voneinander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war ausgestrichen; keine kleinste Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Veränderung derselben; ein Buchstabe genau wie der andere.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den andern, ehe sie las. Mit jedem schlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte sie Apollonius selbst, und sie zog die Hand unwill=

kürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallene Kapsel in den Kasten zurück; die Kapsel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch eines, wie sie einst auf die Bank gelegt, damit er es finden sollte. Sie erschrak. Jene hatte Apollonius ja noch denselben Abend mit Spott und Hohn unter seinen Kameraden ausgeboten und gefragt, was sie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeschlagen. Dieser brachte sie ihr und erzählte ihr es während des Tanzens, und Apollonius sah zum Saalfenster herein, höhnend, wie der Bruder sagte. Jene hatte sie zerpflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapsel war eine andere. Es mußte in dem Briefe stehen, von wem sie war, oder wem Apollonius sie schickte.

Und doch war es dieselbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als sie las, es war dieselbe! Thräne um Thräne stürzte auf das Papier, und aus ihnen quoll ein rosiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte sich ein Wehen wie von leisem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt und durch die Risse blauer Himmel lacht und goldene Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und immer tiefer sinkt, steigen rauschende Wälder auf, grüne Wiesen mit ihrem Blumenschmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuser mit glücklichen Menschen. O, es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Thränen stieg, jede färbte sie regenbogenglänzender, jede rief: „Sie war dein", und die letzte jammerte: „Und sie ist dir gestohlen!" Die Blume war von ihr; er trug sie auf seiner Brust in Sehnsucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er sie, die Botin des Glückes, dem geschiedenen nach. Er war so brav, daß er für Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin gestohlen. Und an solchem Manne hätte sie hängen dürfen, mit allen Pulsen sich in ihn

drängen, ihn mit tausend Armen der Sehnsucht umschlingen zum Nimmerwiederfahrenlassen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, gesollt! Es wäre nicht Sünde gewesen, wenn sie es that; es wäre Sünde gewesen, that sie es nicht. Und nun wäre es Sünde, weil der sie und ihn betrogen, der sie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht? Der sie zur Sünde zwang; denn er zwang sie, ihn zu hassen; und auch das war Sünde, und durch seine Schuld. Der sie zwang — er zwang sie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Hasse, die Gott verbot, ein Recht machen wollten, zu schrecklich klugen, verführerisch flüsternden, wilden, heißen, verbrecherischen Gedanken. Und wies sie diese schaudernd von sich, dann sah sie unabsichtliche Sünde unabwendbar drohen. Mit entsetzlich süßem Bangen wußte sie den Mann so nahe, der ihr fremd sein sollte, der ihr nicht fremd war, vor dem sie in der Angst ihrer Schwäche keine Rettung sah. Sie floh vor ihm, vor sich selbst, in die Kammer, wo ihre Kinder schliefen, wo ihre Mutter gestorben war. Dorthin, wo ihr so heilig wurde, hörte sie das leise Regen der unschuldig schlummernden Leben, zu deren Hüterin sie Gott gesetzt; die ruhigen Hauche hinflüstern durch die stille dunkle Nacht. Jeder Hauch ein sorglos süß aufgelöstes Sichbefehlen an die unbekannte Macht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett und lag knieend regungslos davor und legte die Stirn an die scharfen Brettkanten.

Vom Sankt Georgenturme her klangen die Glocken, wie sie der Schritt der Zeit berührte; und er hielt nicht an im Wandern. Es schlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz und wieder Viertel und wieder Halb. Das leise Wehen der schlummernden Kinderseelen zitterte um sie. Sie lag, die heißen Hände gefalten, lange, lang'. Da stieg es empor aus dem leisen Weben, silbern wie ein Ostermorgenglockenklang. Was fürchtest du dich vor ihm? Und sie sah all ihre Engel um sich knieen, und er war einer von ihren Engeln, der schönste und der stärkste und der

mildeste. Und sie durfte zu ihm aufsehen, wie man zu seinen Engeln aufsieht. Sie stand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete sie auf dem Tische aus, dann ging sie zur Ruhe. Ihr Besitzer sollte wissen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, sie hatte sie gelesen. Nicht um ihn zu erschrecken, nicht als Anklage, wie sie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtsein seiner Schuld darauf schrieb; er las aus seiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es in das Werk zu setzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er so rein gewesen als sie, er hätte gewußt, sie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie schied schwer von den Briefen: aber sie gehörten nicht ihr. Nur die Kapsel mit der dürren Blume nahm sie weg und wollte ihm am Morgen sagen, daß sie es gethan.

Fritz Nettenmair saß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Brust herab. Er rechtfertigte vor sich seinen Haß und sein Thun. Der Bruder und sie waren falsch; der Bruder und sie waren schuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was seinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz gestohlen, konnte für sie sorgen. Eben war es ihm gelungen, sich zu überzeugen, als daheim die Kammerthüre ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgestanden und legte auch die Kapsel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte sie nicht behalten, sie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht an das Heimgehen, als sie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über dem Gedanken, so fort sollte Apollonius ihr Leitstern sein, und wenn sie handelte wie er, blieb sie rein und bewahrt, schlief sie ein und lächelte im Schlummer wie ein sorglos Kind.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Laden wurde immer schwüler. Die gegenseitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer

rücksichtsloser, wie seine Überzeugung wuchs, durch Schonung sei nichts mehr zu gewinnen. Diese Überzeugung floß aus der immer kälteren Ruhe der Verachtung, die sie ihm entgegensetzte; er dachte nicht, daß er selbst sie zu dieser Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer steigende Wechselwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zusammentraf, ihr Zerwürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weise er sie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und sich und ihrem ganzen Hauswesen seine Physiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbesiegbaren Widerwillens. Der Bruder that nichts, diesen Irrtum zu berichtigen; er bestätigte ihn vielmehr. Zuweilen, indem er ihn überlegen bei sich verlachte, wenn Weinlaune und geschmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung thaten. Der Stunden der Erschlaffung, der Unzufriedenheit mit sich selbst waren freilich mehr. Dann zwang er sich, Verstellung darin zu sehen, um an dem Mitleid mit sich selber den Haß gegen die andern, in dem ihm wohl war, zu schärfen.

Apollonius wußte wenig von der Lebensweise des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg sich ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius' tüchtiges Wesen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigsten sich selber eingestanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß sie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei aussah, am wenigsten, wenn es seinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet gesehen hätte, mehr als sich selbst. Aber er hatte bemerkt, Fritz sah ihn als einen Eindringling in seine Rechte an, der ihm Geschäft und Thätigkeit verleidete. Apollonius fühlte sich von dem Tage seiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war seinen Liebsten hier eine Last; er dachte oft an Köln, wo er sich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moralische Verpflichtung, die er in Rücksicht der Reparatur auf sich genommen. Diese ging mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der

Gedanke seine Verwirklichung fordern, und er teilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs schwer, den Bruder zu überzeugen, es sei ihm ernst mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erst für einen listigen Vorwand, ihn sicher zu machen. Der Mensch gibt ebenso schwer eine Furcht auf als eine Hoffnung. Und er hätte sich eingestehen müssen, er habe den zwei Menschen Unrecht gethan, die des Unrechtes an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müssen, das dieser von ihm gelitten. Er fand sich erst darein, als es ihm gelungen war, in dem Bruder wieder den alten Träumer zu sehen und in dessen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Eingeständnis darin sah, der Bruder begreife in ihm den überlegenen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen seines schlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte die ganze alte joviale Herablassung wie aus einem Winterschlaf. Seine Stiefel knarrten wieder: „Da ist er ja!" und: „Nun wird's famos!" läuteten seine Petschafte[1] den alten Triumph. Die Stiefel übertönten, was ihm sein Verstand von den notwendigen Folgen seiner Verschwendung, von seinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als sei alles wieder so gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte sogar vorgreifend an seine außerordentliche Großmut, dem Bruder zu verzeihen, daß er da gewesen. Er richtete sich vor dem Bruder schon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geschäfts dem Ankömmling gegenüber gestanden; er winkt ihm mit seinem herablassendsten Lachen zu, daß er es schon bei dem im blauen Rock durchsetzen wolle; der selber müsse Apollonius fortschicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu sagen. Aber der alte Valentin war nicht so klug und wußte nicht, warum er so klug sein sollte. Der

[1] Die von der Uhrkette herabhängenden Petschafte.

alte Valentin war ein närrischer Geselle. Dem alten Herrn sagte er nichts. Es war wunderlich, wie gewissenhaft er seine Pflicht an das Haus verteilte, der ehrlichste Achselträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen so angestrengt als der alte Herr selbst. Aber er war auch den Jungen so treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was sie selber wollten, und hätte der alte Herr gethan, was er nie that, nämlich ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war es, als sollte ihr Engel von ihr scheiden. Sie empfand, daß sie in seiner Nähe sicherer vor ihm war als von ihm entfernt; denn all der Zauber, der ihren Wünschen wehrte, sündhaft zu werden, floß ja aus seinen ehrlichen Augen auf sie nieder; von der Stirn, die so rein war, daß ein sündhafter Blick verzweifelte, sie befleckend in sein Begehren mit zu reißen, und selbst gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geschickt.

Apollonius sollte nicht gehen, und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt sein Gehen freute. Freilich wird er die Schuld nicht anerkennen; auch diese wird er von sich ab und auf den Bruder schieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn von seinem Entschlusse gesagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann — der sonst alles, was Apollonius thun würde, schon im voraus gebilligt, als könnte Apollonius nichts thun, was er nicht billigen müßte — die Mitteilung mit fremder, wie verwundert einsilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieser Veränderung zu sagen. Die braven Männer verständigten sich leicht. Der Bauherr sagte ihm, nachdem er sich gewundert, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweise wußte, und war der Meinung, Geschäft und Haus seines Vaters könne ohne Apollonius' Hülfe nicht bestehen. Er versprach, sich weiter nach der Sache zu erkundigen, und war bald im stande, Apollonius nähere Auf-

klärungen zu geben. Hier und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen schuldig, das Schiefergeschäft war, besonders in der letzten Zeit, so saumselig und ungewissenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgesprungen waren und andere im Begriff standen, es zu thun. Apollonius erschrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an sich, aber eben das eigene starke Ehrgefühl stellte ihm zuerst vor, was der alte stolze, rechtliche blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Konkurses. Er fand sein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und sie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein ansehnliches gewesen. Er schöpfte Hoffnung, es könne noch zu helfen sein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen sollte ihm zu schwer werden. Konnte er den Vorfall nicht aufhalten, darben sollten die Seinigen nicht.

Der wackere Bauherr freute sich über seines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet; es hatte ihn befremdet, daß sie sich nicht schon früher gezeigt. Er bot Apollonius seine Hülfe an; er habe weder Frau noch Kinder, und Gott habe ihn etwas erwerben lassen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erst sehen, wie es stand, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, wenn er den freundlichen Erbieter beim Worte nahm.

Es kamen schwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wissen und, wenn seine Ehre aufrecht zu erhalten war, auch nicht erfahren, daß sie gewankt. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber seine ganze Festigkeit und seine ganze Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und stündlich verzeihen. Schon das war nicht leicht, den Stand seines Vermögens, seine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius seine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müssen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte sich

selbst in Apollonius und haßte ihn darum um so mehr, je hassenswerter sein eigenes Thun ihm erschien.

Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, untersuchte er den Stand des Geschäftes und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden sich Briefe von Kunden, die sich über schlechte Ware und Saumseligkeit beklagten, andere mit Rechnungen von dem Grubenbesitzer, der neue Bestellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt waren. Das Vermögen der Frau war zum größten Teile verthan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reste davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit seinem ängstlichen Ordnungsbedürfnis mitten in solcher Verwirrung, was mit seinem starken Gefühl für seine Angehörigen dem Bruder gegenüber! Und doch sah dieser in jeder Äußerung, jedem Thun des Leidenden nur schlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Übersicht des Zustandes. Es ergab sich: wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wiederzugewinnen vermochte, so war mit strenger Sparsamkeit, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Ehre des Hauses zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders ein wenigstens schuldenfreies Geschäft einst als Erbe übernehmen. Apollonius schrieb sogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die ersten wollten es noch einmal mit dem Hause versuchen; man sah, sie gingen sicher; ihre neuen Bestellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu sehen, welches Vertrauen er bereits in seiner Vaterstadt gewonnen. Wenn er die Bürgschaft übernahm, blieben die schuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinsen zur allmählichen Tilgung stehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Versuch, die Wahrheit dieser Versicherungen auf die Probe der That zu stellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Versichernden

nur noch mehr. Nun stellte er dem Bruder anspruchlos und mit Milde dar, was er gethan und noch thun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Notwendigkeit so vernehmlich sprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geschäftes und des Hauswesens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen selbständig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin sehen. In der Sache, in der er seine Ehre zum Pfande gesetzt, mußte Apollonius frei schalten können. Das ungestörte Zusammenwirken all der Thätigkeiten, durch die allein der beabsichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Das Verkaufsgeschäft mußte vor allen Dingen wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer schlechtere Ware geliefert und der Bruder solche für gute annehmen müssen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Kapital stehen zu lassen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögensresten der Frau zunächst flüssig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Bestellung sogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preise gute Ware und konnte auch seine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieser Gelegenheit Apollonius und dessen Kenntnis des Materials und seiner Behandlung kennen lernte, machte ihm den Antrag, da er alt und arbeitsmüde sei, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er stellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber solange er noch in schwerer Lage auf sich allein stand, durfte er seine Kräfte nicht zwischen mehrere Unternehmungen teilen.

Apollonius entwarf seinen Plan für das erste Jahr und setzte ein Gewisses fest, das der Bruder zur Führung seines Hausstandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er entließ von den Leuten, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufseher für die Zeit,

wo er selbst in Geschäften auswärts sein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemütliche Geselle sich mancher Veruntreuung schuldig gemacht. Fritz Nettenmair, der an dem Wächter seiner Ehre wie an ihrem letzten Bollwerke festhielt, that alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hause zu erhalten. Der Geselle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Gesellen gern gerichtlich belangt; er mußte sich begnügen lassen, ihn abzulohnen und ihm das Haus zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, so mild er seine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangene mußte sagen, er durfte nicht anders, der Geselle mußte fort. Auch Fritz Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: „Freilich muß er fort!“ In dem Lachen klang eine Art Genugthuung, daß er recht gehabt, eine Schadenfreude, mit der er sich selbst verhöhnte:

„Der Federchensucher wäre ein Narr, wenn er ihn nicht schickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. O, ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen so einen. Was gehen ihn meine Schulden an? In seiner Gewalt wollte er mich haben; darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Gesellen fortschicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hause wollte er sein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, damit er mich einschüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zusammenzukommen ohne mich. Und wenn er recht hat, warum läßt er sich so viel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl, wie ich, wäre anders gegen mich. Es ist sein bös Gewissen. Er wäre nicht so, wenn er nicht falsch wäre. Eine Zwickmühle ist's. Was das Einschüchtern nicht hilft, das soll das Einschmeicheln helfen. Er ist mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt besser kennt als der Träumer!“

Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde bestärkte ihn nur in dem Gedanken, der ihn um so weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um so durstiger wurde, sein

Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte. Er sah kein äußeres Hindernis mehr, das die verbrecherische Absicht des Bruders verhindern konnte.

Von nun an wechselte sein Seelenzustand zwischen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja, was wohl schon geschehen war, und zwischen fieberischer Anstrengung, es dennoch zu verhindern. Danach gestaltete sich sein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verstellung. Beherrschte ihn die erste Meinung, dann suchte er Vergessen Tag und Nacht. Zu seinem Unglück hatte der Geselle im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang sein Gefährte. Die bedeutenden Leute wandten sich von ihm und rächten sich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt und nicht mehr befriedigen konnte; sie vergalten ihm nun die joviale Herablassung, die sie von ihm ertrugen, solange er sie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Gesellen an die Örter, wo dieser heimisch war. Hier griff er die joviale Herablassung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Branntweinkneipen von seinen Späßen, und diese nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten sie doch in besseren Zeiten eine wie vordeutende Verwandtschaft mit diesen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er sich nicht mehr schämte, der Kamerad der Gemeinheit zu sein.

Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders auf seinem gefährlichen Schiff hämmert und die Nächte über Büchern und Briefen sitzt und sich den wohlverdienten Bissen abdarbt, um mit liebendem Eifer gut zu machen, was der Bruder verdorben, erzählt dieser in den Schenken, wie schlecht Apollonius an ihm gehandelt, weil er brav sei und der Bruder schlecht. Er erzählt es so oft, daß er selbst es glaubt. Er bedauert die Gläubiger, die sich von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der sie alle betrügen wird, und erzählt dabei ersonnene Geschichten, die sein Bedauern glaubhaft machen sollen.

Läge es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens und wachte vergebens bei seinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand; er untergräbt nur, was er selbst noch von Achtung besitzt. Apollonius' Vorstellungen setzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird seine Treue noch erkennen und sich bessern. Seine Hoffnung zeugt besser von seinem eigenen Herzen als von seiner Einsicht in das Gemüt des Bruders. Kommt diesem der Gedanke seiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Federchensucher zu hassen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo sich Apollonius schon wieder zum Ausgehen rüstet.

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt sind, machen in der Regel erst nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern ist es anders. Durch die Rüstungen und das Besteigen der Dachfläche während des Eindeckens entstehen unvermeidlich allerlei Beschädigungen der Schieferplatten, die sich nicht immer sogleich zeigen. Die ersten drei Jahre nach beendeter Ein- oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbesserungen als die fünfzig nächstfolgenden. Zu dieser alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg seinen Beleg. Die Schieferdecke des Turmes dagegen, die Apollonius allein besorgt, legte genügendes Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigensinniger Gewissenhaftigkeit. Die Dohlen, die sie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor seinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempnermeister seinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierat an Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdach umlegen sollte, um dessentwillen er diesmal seine Leiter an der Helmstange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er sie abgenommen.

Unterdes war sein angestrengtes Bestreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er festgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinsen und eine kleine

Abschlagszahlung für das erste Jahr; das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage; mit ihnen seine Hoffnung und seine Kraft, die er mit verdoppelter Anstrengung bezahlte.

Könnte man nur dasselbe von seinem Bruder sagen! von dem Verständnis der beiden Gatten!

Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit seiner ganzen Seele bei seinem Vorhaben sein mußte, daß er keine Zeit übrig behielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Auge und Herz zu folgen, zu sehen, wie der immer tiefer sank, den zu retten er sich mühte. Wenn er sich freute über sein Gelingen, so war es aus Treue gegen den Bruder und dessen Angehörigen; der Bruder sah etwas anderes in seiner Freude und dachte auf nichts, als sie zu stören.

Es kam weit mit Fritz Nettenmair.

Im Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für seinen Hausstand Ausgesetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück, und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfnis, durch Traktieren sich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden" Leuten hatte ihn nicht bekehrt. Die Frau hatte sich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müssen. Der alte Valentin sah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltsgeld nicht mehr durch ihres Mannes, sondern durch Valentins Hände. Zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeister und gab ihr nie mehr, als sie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren Händen nicht mehr vor dem Manne sicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war schon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an sich selbst, an dem Gelingen Apollonius', in ihr sich zu rächen. Valentin hätte ihn schon lang' darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau selber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugthuung, um den Mann zu leiden, der ja um sie und ihre Kinder noch mehr litt. Wußte sie Apollonius im

Sturm auf der Reise, dann weilte sie stundenlang im unbedeckten Hofe: das Wetter, das ihn traf, sollte auch sie treffen; sie wollte eine gleich schwere Last tragen, wenn sie die seine nicht erleichtern konnte. So weit trieb sie ihre Opferlust.

Sonst benutzte sie die Zeit, die ihr Wirtschaft und Kinder übrigließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte sie zum Teil — sie konnte lieber hungern, wenn auch nicht ihre Kinder hungern sehen — die Wohnstube mit allerlei zu schmücken, wovon sie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte sie, Apollonius kam nie dahin, er sah es nie. Aber sie hätte es nicht gethan, wußte sie, er würde es sehen. Ihr Gatte sah es, so oft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was seinem Zorne und seinem Hasse einen Vorwand entgegenbringen konnte. Er sah die Haare seiner Knaben in Schrauben gedreht, wie sie Apollonius trug; er sah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entstehen und wachsen; er hatte ein Auge für alles, was seines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, selbst was ihr unbewußtes sich Hineinbilden in des Verhaßten eigenste Eigenheit ausplauderte; er verfolgte dessen Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fenstersäule. Dann begann er auf Apollonius zu schimpfen, und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wie viel man von fremder Art annehmen könne.

Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erste Sorge, sie zu entfernen. Sie sollten seine Roheit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um seinet-, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione" los war. Ihm war es nicht um die Kinder, nur um sich selbst. So einsam hatte ihn die Verderbnis schon gemacht. Er fürchtete die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau selbst ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, sie treffe sich mit Apollonius. Leidenschaft und wüstes Leben hatten sein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Voraus-

setzungen mochten sich widersprechen, widersprachen sie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit seiner Leidenschaft. Alles, was er im Zimmer sah, war ihm ein neuer Beweis seiner Schande. Wie sollte er glauben, es habe einen andern Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn sie ihm dann sagt, sie möge er schimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das scharfe Auge der Eifersucht, wie sie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft es ihr vor, und sie leugnet's nicht. Sie sagt ihm: „Weil er um mich leidet und um meine Kinder. Er gibt sein mühsam Erspartes her, um zu ersetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgesetzte raubt."

„Und das sagt er dir? Das hat er dir gesagt?" lacht der Mann mit wilder Freude, sie auf dem Geständnis zu ertappen, daß sie sich mit ihm trifft.

„Er nicht", zürnt die Frau, weil der Verachtete Apollonius mit seinem Maße mißt. Er, der Gatte, verkleinert, was andere für ihn thaten, und rückt, was er für andere thut, diesen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweist, redet er nicht, oder er selbst verkleinert es, um dem andern Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtsein zu erleichtern. Apollonius selbst sollte es sagen! Der alte Valentin hat es gesagt. Der hat ja die Uhr selbst als seine verkauft, die Apollonius von Köln mitbrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu sagen.

„Und auch zu sagen, daß er's ihm verboten hat?" lachte der Gatte. Und es ist ein Etwas von Verachtung in seinem Lachen. Solche Dinge kann man freilich dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er es ihm nicht zutrauen. „Freilich", lacht er noch wilder, „ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umsonst thut's keine. Die Schlechteste hält sich eines Preises wert. Eine mit solchen Haaren und mit solchen Augen, solchem Leib!" Er greift ihr in die Haare und sieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröten muß, den nur die Verworfenheit

lachend erträgt. Er nimmt das Erröten für ein Geständnis und lacht noch wilder. „Du willst sagen, ich bin noch schlechter als er. Hahaha! Du hast recht. Ich habe solch eine geheiratet. Das hätte er nicht. Dazu ist er doch nicht schlecht genug!“

Jeder Tag, jede Nacht brachte solche Auftritte. Wußte Fritz Nettenmair den Bruder auswärts oder auf seiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er seinen Zorn an Tischen und Stühlen aus. An der Frau selber sich zu vergreifen, wagte er noch nicht. Erst muß ihn die Wut einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unschuld, die Hoheit stillen Duldens um sie zieht. Ist es einmal geschehen, dann hat der Zauber seine Macht verloren, und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit thun, wovor er jetzt noch zurückschreckt. Die Menschen wissen nicht, was sie thun, wenn sie sagen: „Ich thu's ja nur dies eine Mal.“ Sie wissen nicht, welch wohlthätigen Zauber sie zerstören. Daß einmal nie einmal bleibt.

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben, oder es führte Apollonius ein Zufall an der Thür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang von der Stimme der Frau dazwischen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verstehen, was sie sprachen. Er erschrak. So weit hatte er sich das Zerwürfnis nicht vorgestellt. Und er war schuld an dem Zerwürfnis. Er mußte thun, was er konnte, den Zustand zu bessern.

Der Bruder blieb erst wie versteint in seiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menschen, der plötzlich bei einem Unrechte überrascht wird. Hätte ihn Apollonius angelassen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja versöhnen und sprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wissen können, er hatte es oft genug erfahren, seine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnendem Trotz; er erfuhr es jetzt wieder. Fritz verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand mache, wo er

Herr sei. Ob er sich deshalb zum Herrn des Hauses gemacht? Er wußte, er an Apollonius' Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen lassen, die er in seiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht schön zu thun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Thür umschlichen, um Apollonius in der Stube zu überraschen. Jetzt war er ja da in der Stube. Er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war es, der erschrecken mußte, Apollonius war der Ertappte, nicht er. Die Versöhnung war nur der erste beste Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er so kleinlaut. Darum erschrak die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum sah sie so flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem sie ihn noch eben gemessen, war mit der Larve der erheuchelten Unschuld plötzlich von ihrem schuldbewußten Angesicht gerissen. Nun wußte er gewiß: es war nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. „Sie bettelt, ich soll gehen. Wozu? Ich sehe zum Fenster hinaus. Das ist eben so gut. Ich sehe nicht, was ihr treibt."

Apollonius verstand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzusehen. Sie wollte hinaus. In seiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug sie nicht. Der Gatte hielt sie fest mit wildem Griff. Er packte sie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut schreien müssen, zehrte der Seelenschmerz den körperlichen nicht auf.

„Kehr' dich nicht daran, daß sie fort will", schluchzte Fritz Nettenmair vor krampfhaftem Lachen und faßte den Bruder so mit den Augen, wie er die Frau mit seiner Hand gepackt hielt. „Brauchst nicht ängstlich zu sein. Ich kehre nur den Rücken, so ist sie wieder da. So redet doch miteinander. Du, sag' ihm, daß du ihn nicht leiden kannst; ich glaub's ja; was glaubt ein Mann so einer nicht? Und du, gib ihr Lehren, von Köln, wo

du alles gelernt hast, wie man seinen Bruder von Haus und Geschäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! sag' ihr doch: ein Weib soll willig sein. Was? O solch ein willig Weib ist — sag' ihr doch, was so eine ist. Sie weiß es noch nicht, die — Unschuld! hahaha!"

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte und sah; aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte seine ohnedies dem Bruder weit überlegene Kraft, als er den packenden Arm faßte, so daß dieser die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber sie brach kraftlos zusammen. Apollonius fing sie auf und lehnte sie in das Sofa. Dann stand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder.

„Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du bist sie nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und will's noch", sagte Apollonius; „du bist mein Bruder. Du gibst mir schuld, ich habe dich in das Unglück gestürzt; Gott ist mein Zeuge, ich habe alles gethan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab' ich gethan, was du mir vorwirfst, als für dich und um deine Ehre und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich dazu gezwungen, gegen dich streng zu sein? Für wen schaff' ich? Für wen wach' ich? Wenn du wüßtest, wie mich schmerzt, daß du mich zwingst, dir aufzurücken, was ich für dich thue! Weiß es Gott, du zwingst mich dazu; ich hab's noch nicht gethan, weder vor andern noch vor mir selbst. Du weißt es selbst, daß du nur einen Vorwand suchst, um unbrüderlich gegen mich zu sein. Ich weiß es und will dich ertragen forthin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machst, auch sie zu quälen und sie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das dulde ich nicht."

Fritz Nettenmair lachte entsetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weise in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn spielen, den unschuldig Beleidigten, den

ritterlichen Beschützer der unschuldig Beleidigten. „Ein braves Weib! Ein so braves Weib! O freilich! Ist sie's nicht? Du sagst's, und du bist ein braver Mann. Haha! Wer muß es besser wissen, ob ein Weib brav ist, als solch ein braver Mann? Du hast mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verstand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie ist dir abgeneigt? Sie kann dich nicht leiden? Ja, du weißt's noch nicht wie sehr. Ich darf nur fort sein, so wird sie dir's sagen. Dann wird dir's schlecht gehen! Sie wird dich erdrücken, damit du ihr's glaubst. Wenn ich dabei bin, sagt sie's nicht. So was sagt eine nicht, wenn der Mann dabei ist, wenn sie brav ist wie die. Warum sagst du nicht, du kannst auch sie nicht leiden? O ich hab' schon keinen Verstand mehr! Ich glaub' schon alles, was ihr mir sagt!"

Fritz Nettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenschaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius stand erschrocken. Er mußte sich sagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in seinem Gesichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwille und Schmerz über Verkennung. Und es war alles so wahr, was er sah, daß selbst er es glauben mußte. Er verstummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn schlugen. So war's doch noch zu verhindern gewesen! noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er selbst — Aber Apollonius — das sah er trotz seiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war sein Wahnsinn wohl noch gut zu machen, so war es vielleicht noch zu verhindern, so war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? Wenn er einen wilden Scherz daraus machte? Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja schon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm sagte. Und er selber wieder einer, der das Leben kennt, der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte

es wenigstens versuchen. Aber schnell, ehe Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine schaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er sich ehedem seine eigenen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünscht, daß Apollonius sich glauben machen ließ, Fritz Nettenmair sei eifersüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünschteres auf der Welt passiert als das! Er las in der Frau Gesicht, wie die Wendung sie erleichterte. Er wagte es, sich auf sie zu berufen, wie verwünscht das sei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die so verwünscht sei, ihm zornig vorzuhalten, daß er sie von der Gnade des Gehaßten abhängig gemacht, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiste kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank so ernst nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man sah eben, daß Apollonius noch ein Junggeselle war!

Apollonius hörte von der Hausflur die Stimme des Bauherrn, der nach ihm fragte; er ging rasch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftrittes werde. Der Bruder hörte sie zusammen weggehen. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Gesicht Apollonius' hatte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken gekämpft. Fritz Nettenmair war voll Wut über sich selbst und mußte sie an der Frau auslassen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles thue, was ein Weib schlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie sie sich selbst verachtete wegen des Ja, das sie sich hatte abzwingen lassen müssen; wie sie sich sagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben sei. Er mußte es fürchten, wenn sie das sich selbst sagte. Er durfte sie so weit nicht kommen lassen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, sie könne ja auch lügen, so geschickt als irgend eine. Er war nie sein Herr gewesen; jetzt war er es weniger als je.

In Fritz Nettenmair kämpfte heute eine Leidenschaft die andere nieder. Die wüste Gewohnheit, im Trunk sich zu vergessen, zog ihn an hundert Ketten aus dem Hause; die Furcht der Eifersucht hielt ihn mit tausend Krallen darin fest. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte; er selbst hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder so brav, als er sich stellte, seine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Nettenmair hatte es nie so lebhaft gefühlt, wie schön die Frau war — seine eigene Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zusammenwohnens und, was all diesen Dingen erst die Gewalt gab über seine Furcht, das Bewußtsein seiner Schuld! Und war Apollonius so brav, als er sich stellt — solchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an seiner Angst herum und ließ seine Frau nicht aus seinen Augen. Erst wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht hat und selbst zur Ruhe gegangen ist, erst als er kein Licht mehr sieht in Apollonius' Fenstern, da lassen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen desto stärker. Er verschließt die Hinterthür, die Apollonius von den Räumen des Hauses trennt, er schiebt auch noch den Riegel vor, er schließt sogar die Treppenthür der Emporlaube und zuletzt die Thür, durch die er geht. Er hat Ursache zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geselle darf nicht lang' mehr warten. Fritz Nettenmair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geselle aus der Arbeit entlassen ist; und bei der Polizei, daß er morgen sich nicht mehr in der Gegend betreten lassen darf. Der Geselle ist fertig zur Abreise; von dem Wirtshause hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abschied nehmen von seinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas sagen.

Es gibt nicht viel mehr auf der Welt, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebste war; es ist unwiederbringlich für ihn

verloren. Der Bewunderte und Geschmeichelte wird er nie wieder. An seiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eifersucht gefesselt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß sich gehaßt oder glaubt sich gehaßt in seinem Wahn. Das kleine Ännchen würde sich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er scheucht das Kind mit Haß von sich; sie ist ihm „der Spion". Nur an einem Menschen noch hängt sein Herz, an dem, der es am wenigsten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Mensch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zu Grunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Mensch haßt Apollonius, er ist der einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius' Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Gesellen eine Strecke Wegs. Der Geselle will schneller ausschreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andere scheiden, ist ihr letztes Gespräch von dem, was sie gemeinsam lieben; das letzte Gespräch Fritz Nettenmairs und des Gesellen ist von ihrem Haß. Der Geselle weiß, Apollonius hätte ihn gern in das Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt. Wie sie nun einander scheidend gegenüberstehen, mißt der Geselle den andern mit seinem Blick. Es war ein böser, lauernder Blick, ein grimmig verstohlener Blick, welcher Fritz Nettenmair fragte, ohne daß er es hören sollte, ob er auch reif sei zu irgend etwas, was er nicht aussprach. Dann sagte er mit einer heisern Stimme, die einem andern aufgefallen wäre, aber Fritz Nettenmair war die Stimme gewohnt: „Und, was ich sagen wollte: ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab' ihn neulich gesehen." Er brauchte keinen Namen zu nennen, Fritz Nettenmair wußte, wen er meinte. „Es gibt Leute, die mehr sehen als andere", fuhr der Geselle fort. „Es gibt Leute, die einem Schieferdecker ansehen, wenn er noch in dem Jahre herunter muß, daß sie ihn getragen bringen und sehen ihn daliegen, nur er selber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergesell' hat mir das Geheimnis gesagt, wie man zu dem ‚Fronweißblick' kommt. Ich hab'

ihn. Und nun leb' wohl. Und ergib dich drein, wenn sie ihn getragen bringen."

Der Geselle war von ihm geschieden; seine Schritte verklangen schon in der Ferne. Fritz Nettenmair stand noch und sah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geselle verschwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wiesen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie stiegen empor und verdichteten sich zu seltsamen Gestalten, sie kräuselten sich, flossen auseinander und sanken wieder nieder, sie bäumten wieder auf. Sie hingen sich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie sie diese bald verhüllten, bald frei ließen, schien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen, oder zerflossen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdlich Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild dessen, was in Fritz Nettenmairs Seele vorging, ein so ähnlich Bild, daß er nicht wußte, sah er aus sich heraus oder in sich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezusammenschlagen um eine bleiche Gestalt am Boden, dann ein langsam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald war es der Bruder, der dort lag, den sie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald sank es in Mitleid zusammen, bald mischten sich beide, und das eine wollte das andere verstecken. Der dort lag, den sie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pausen des Grabgesangs klang leise ein lustiger Schottischer, den die Zukunft aufstrich: „Da kommt er ja! Nun wird's famos." Und neben dem Toten lag unsichtbar eine zweite Leiche, seine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verstohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt sich einen Engel; er wünscht, der Bruder müßte nicht sterben, weil — er weiß, daß der Bruder sterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaster der Stadt schon wieder unter seinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am Roten Adler vorüber. Die Saalfenster sind erleuchtet, Musik

klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt stehen und sieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Tasche wie sonst, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Gesellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geschieden, schon vergessen. „Der Gesell' ist ein schlechter Kerl; gut, daß er fort ist." Er hat eine Vergangenheit vergessen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft ist wieder sein; sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat sich so sehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit seinem Bruder zusammenzudenken, daß er es mit ihm in ein Grab steigen sieht. An die Zerrüttung seines Wohlstandes mag er sich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er sie fühlt. Ist es nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn sich die Dinge selber ihm aufdrängen, dann hilft ihm sein Leichtsinn. Wie er schnell darüber hindenkt, findet er für alles Rat, und was ihm heute nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen ist auch ein Tag. Und er ist einer, der — Die Wendung, mit der er in seinen Weg einschwenkt, gelingt ihm so jovial als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er sich, daß man zu der Thür, die er eben aufschloß, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor sich vorbeizulassen. „In das Unabänderliche", sagt er leise, wie sich überhörend, was er einem Tröstenden zu antworten habe, wenn es so weit sei, „in das Unabänderliche muß sich der Mensch ergeben." Und wie er die Achsel zu den Worten zuckt, da wird er einen leisen, schlanken Lichtschein gewahr. Ein Stück davon läuft über seinen Ärmel, ein anderes liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaster. Er späht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abschnitt des Ladens nicht fest an das Fenstersims schließt. Drin in der Wohnstube ist Licht. „So spät?" Der Atem stockt dem Lauschenden, der Alp sitzt wieder auf seiner Brust. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kom-

men, ehe er stirbt, oder — es ist schon da! Wie ihm die Hände fliegen; doch ist die Thür leise wieder verschlossen und im Augenblick. Ebenso leise, ebenso schnell ist er an der Hinterthür. Sie ist nicht offen, aber nur einmal herumgeschlossen; und Fritz Nettenmair weiß es, er kann schwören, er hat den Schlüssel zweimal im Schloß herumgedreht, als er ging. Er schleicht und tappt sich zur Stubenthür; er hat die Klinke gefunden und drückt sie leise; die Thür geht auf; ein trüber Lichtschein fällt auf die Flur. Der Schimmer kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tisch; neben diesem steht im Schatten ein kleines Bett; es ist Ännchens Bett, und ihre Mutter sitzt daran.

Christiane merkt nicht, daß die Thür sich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; sie singt leise und weiß nicht, was sie singt; sie horcht voll Angst, aber nicht auf ihren Gesang; ihre Augen würden weinen, machten Thränen den Blick nicht trübe. Aber nun kann die Röte auf des Kindes Wange wiederkommen, nun kann der eigene fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verschwinden; und sie säh' es nicht und ängstigte sich noch vergeblich. Ihr ist es, als müßte jene wiederkehren und dieser gehen, wenn sie sich nur recht angestrengt mühte, dieses Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann sie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen ist, was sie so sehr beängstigt; wie das Ännchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeschrien, dann nicht mehr hat sprechen können; wie sie aufgesprungen und sich angekleidet; wie sie in der Angst den Valentin, und dieser, ohne ihr Wissen, den Apollonius geweckt. Der alte Gesell' hatte alle Schlüssel im Hause probiert, bis sich ergab, der Schuppenschlüssel schließe die Hinterthür; das wußte sie nicht. Desto lebendiger stand es vor ihr, wie Apollonius hereingetreten, wie ihr bei seinem unerwarteten Kommen gewesen, wie sie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung sich gefühlt. Apollonius hatte sogleich den Arzt, dann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen gestanden und sich über das Ännchen

gebeugt, wie jetzt sie that. Er hatte sie voll Schmerz angesehen und gesagt, Ännchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerwürfnis, und es werde nicht gesund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie sich der Mensch bezwingen könne und müsse. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Ännchens wegen anbefohlen und war gegangen, aus Sorge, der Bruder könnte sonst in seinem Irrwahn glauben, er wolle ihn auch von dem Krankenbett seiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angst wollte sie in Apollonius' Arme jagen; es war ihr, als wäre alles gut, läge sie an seiner Brust, als dürfte sie ihn nicht wieder von sich lassen. Aber wie er so zu Häupten des Kindes stand und sprach, da kam er ihr so herrlich vor wie ein Heiliger, vor dem sie nur auf den Knieen liegen dürfe. Der Bettschirm hüllte die große, schlanke Gestalt in seinen Schatten, nur seine Stirn und seine hohe Scheitel waren sichtbar und erschienen, von dem Lichte auf dem Tische angestrahlt, wie in einer Glorie. Dachte sie von ihm weg zu ihrem Gatten, dann krampfte eisiger Frost ihr Herz zusammen, und Widerwillen bäumte sich darin wie ein Riese gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte gesagt, Ännchen werde nicht wieder gesund, wenn das Zerwürfnis nicht ende. Er hatte gesagt, der Mensch könne und müsse sich bezwingen; sie wollte sich bezwingen, weil er es gesagt. Einer Mutter seien Wunder möglich für ihr Kind; dachte sie an Apollonius' Gesicht, wie er so sprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dagewesen sein müsse, wenn er auch jetzt nicht mehr da war. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgestürzt, sah er nicht den alten Valentin an der Kammerthüre sitzen. Er wollte warten, bis dieser einmal das Zimmer verließe, und schlich sich nach dem Stuhle am Fenster, wo er sonst immer gesessen, und als wie ein anderer, denn jetzt! Die Frau hörte seinen leisen Tritt; sein Antlitz konnte sie nicht

sehen. Ihr schien, er wußte um Ännchens Zustand und ging deshalb so leise. Sie sah Ännchen mit einem Blicke an, der sagte, was sie jetzt thun wollte, that sie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Thür, aus der er gegangen war, setzte hinzu: „und weil er's gesagt".

„Da ist der Vater, Ännchen", sagte sie dann. Sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenster saß; aber sie konnte ihm ihr Gesicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. „Du hast immer nach ihm gefragt. Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er sein, wie er sonst war, eh' du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch — um deinetwillen."

Ihre Stimme klang so tief aus der Brust herauf, daß der Mann seinen Groll mit Gewalt festhalten mußte. Er dachte: „Sie thut so süß, um dich zu hintergehn. Sie haben's verabredet, als er da war." Und der Groll schwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen sie fortfuhr: „Und du gehst noch nicht in den Himmel. Nicht, Ännchen? Du bist ja ein so gut lieb Kind und bleibst noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du hast kein Herz vor dem Vater, du dumm lieb Ännchen, weil er laut spricht. Er meint's nicht bös deshalb."

Sie hielt inne; sie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde sprechen wie sie, und durch das Kind mit ihr. Wie sie von ihm denken mochte, das Kind war doch sein Kind, und es war krank.

Der Mann schwieg und blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Ein halb Vaterunser lang hörte man nichts als das Ticken der Uhr, und das wurde immer schneller, wie das Klopfen eines Menschenherzens, das Schlimmes kommen ahnt; die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht.

Valentin stand auf von seinem Stuhle, um das Licht zu putzen.

Die Brust des Kindes röchelte; es wollte sprechen, es konnte nicht; es wollte mit den Händen nach dem Vater langen, es

konnte nicht; es konnte nichts, als die Arme seiner Seele nach dem Vater ausstrecken. Aber des Vaters Seele sah die flehenden nicht; in ihren Händen hielt sie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind ist abgerichtet von seinen Feinden, es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wäre es wirklich krank, so wäre es absichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen, und stürbe es, so würde sein Sterben noch ein Kupplerdienst sein, den es seinen Feinden thut. Wäre sein Auge nicht selber so krank, daß es ihm außen nur immer das Eine zeigt, über dem seine Seele innen unablässig brütet, er müßte es am Gesichte der Mutter sehen, an dem Ton ihrer Stimme hören, sie verstellt sich nicht, das Kind ist wirklich krank und sehr krank; aber ihre Weichheit, ihre Angst ist ihm nur die Angst des Gewissens, die Angst vor seiner Strafe, die sie verdient, fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um sich draußen auszuweinen. Der Mann steht auf und nähert sich leise der Frau, ohne daß sie ihn bemerkt. Er will sie überraschen, und das gelingt ihm. Sie erschrickt, wie sie plötzlich über dem Bette jäh vor sich ein entstelltes Menschenantlitz sieht. Sie erschrickt, und er preßt durch die Zähne: „Du erschrickst? Weißt du warum?“

Sie hat ihm selber sagen wollen, daß Apollonius in der Stube gewesen ist, aber noch hat sie es nicht gekonnt; vor dem Bette des kranken Kindes durfte sie es nicht, weil sie weiß, er wird auffahren; den Anblick seiner Roheit hat sie dem Kinde erspart, als es noch gesund war, wenn sie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber sie sieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind.

„Er war da! War er nicht da?“ fragt er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, sondern um zu zeigen, daß er es nicht erst zu erfahren braucht. Seine Faust hebt sich geballt; Ännchen kämpft, sich aufzurichten. Er sieht es nicht; die Frau sieht es;

ihre Angst wächst. Sie schlägt die Hände zusammen, sie sieht ihn an mit einem Blicke, in dem alles steht, was ein Weib versprechen, was ein Weib drohen kann; er sieht nur ihr Erschrecken, daß er es weiß, was geschah, und die Faust fällt nieder auf ihre Stirn.

Ein Schrei klingt; das Kind rollt sich in Krämpfen zusammen, die Mutter, über es hingestürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt, Fritz Nettenmair geht in die Kammer.

Er weiß nicht, was in ihm Herr ist, befriedigte Rache, oder Schreck über das, was er gethan. Er sinkt auf das Bett, als hätte der Schlag, den er geführt, ihn selbst betäubt; er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft. Ebenso hört er diesen kommen und gehen, ebenso lauscht er, ob er nicht Apollonius' Flüstern und seinen leisen Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt sein Thun und nennt Ännchens Krankheit eine Pimpelei: „Heute wollen Kinder sterben, und morgen sind sie lebendiger als je!"

Aus dem fieberischen Horchen und sich Beruhigen wird ein fieberisches Träumen. Er sieht Apollonius, wie er seine Leiter an der Helmstange festbinden will, und sagt sich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröstend: „Jetzt wird er fallen! jetzt!" aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Taue sollen reißen, in welchen Apollonius mit seinem Fahrzeuge hängt; sie reißen nicht. In diese Träume hinein hört er die Thür der Stube gehen; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines schweren Körpers aus ungeheuerer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbschlummer hört er in der Stube leises Gehen, leises Reden, leises Weinen, und dazwischen ist es wieder still.

Das leise Schluchzen, das zum lauten wird und sich wiederum bewältigt, als sei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken kann, und wieder leise wird, weil es wie über sich

selbst erschrickt, daß es laut ist, wo alle Menschen leise sind: wer kennt es nicht? Wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt?

Fritz Nettenmair weiß es im Halbschlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. „In das Unabänderliche muß der Mensch sich ergeben.“

Zum erstenmal seit vielen Monden schläft er wieder ruhig. Und warum sollte er nicht? Aus dem leisen Weinen wird ein lustiger schottischer Walzer. „Da ist er ja! Nun wird's famos!“ klingt es aus der Ferne vom Roten Adler herein in seinen Schlaf.

Das Leisegehen und Leisereden aber war wirklich und dauerte fort; und eine Leiche war in der Stube, eine schöne Kinderleiche. Während Fritz Nettenmair von Leitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Ännchens Seele sich zu einem bessern Vater gerettet. Der Leib lag starr in dem kleinen Bettchen. Der Zwist der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde That des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen.

Fritz Nettenmair schlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius war schon lange munter; vielleicht hatte er gar nicht geschlafen. Der Kampf, den sein Bruder noch in seinem Angesicht gelesen, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlassen sah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt, scheuchte nachts den Schlummer von seinem Bett. Der Bruder hatte recht gesehen, seine scherzhafte Wendung des Gesprächs hatte ihren Zweck nicht erreicht. Und wenn Apollonius das Buch seiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er sich in seiner Meinung, der Bruder sei eifersüchtig auf ihn, bestärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen, als er es geschehen sah, erhielt Licht von dieser Annahme und half sie wiederum bestätigen. Die Abneigung der Frau schien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fern zu halten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könne sie anders als mit den Augen eines Bruders und Schwagers ansehen. Und das schien begreiflich, da Fritz wußte, sie war ihm mehr gewesen,

bis sie seine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er sich nicht gestehen, sein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen, hatte seinen Empfindungen für sie eine Wärme gegeben, die ihn selbst beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn diese hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber seine strenge Gewissenhaftigkeit machte sich diese Wärme schon zum Verbrechen. „Aber", fiel ihm dann ein, „hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? Und fühlte sie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs sie ein Märchen genannt, also glaubte er nicht daran und meinte, die Frau heuchle sie nur und empfinde sie nicht." Der Vetter hatte oft von der Natur der Eifersucht gesprochen, wie sie aus sich selbst entstehe und sich nähre, wie ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife und zu Thaten verführe, die sonst nur der Wahnsinn vollbringt. Einen solchen Fall sah Apollonius vor sich und bedauerte den Bruder und fühlte schmerzlich Mitleid mit der Frau.

Aus solchen Gedanken und Empfindungen schreckte ihn Valentin, der ihn hinunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinuntergegangen war. Es war nicht allein Ännchens Zustand, die er wie ein Vater liebte, was auf seiner Seele lag; auch das Mitleid mit Ännchens Mutter war gewachsen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er sich gern ausgeredet hätte, wäre solch ein Verfahren mit seinem Klarheitsbedürfnis und seiner Gewissenhaftigkeit vereinbar gewesen. Als der erste Schimmer des neuen Tages durch sein Fenster fiel, stand er auf von dem Stuhle, auf dem er seit seiner Zurückkunft gesessen. Es war etwas Feierliches in der Weise, wie er sich aufrichtete. Er schien sich zu sagen: „Ist es, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einstehen; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und seine Ehre aufrecht erhalten, und ich will in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt!"

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht; nur die befriedigte Stimmung, das Werk derselben, war ihm geblieben. Er besann sich vergebens, was diese Stimmung, die ihm so lange fremd gewesen, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebnissen der vergangenen Nacht einfiel, war nicht geeignet, sie zu erklären. Er wußte nur noch, daß seine Frau ein „Pimpeln" des „Spions" zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zusammen zu sein. Mit ihm! Nicht bloß im Gespräch mit dem Gesellen, auch mit sich und seiner Frau nannte er Apollonius' Namen nicht; vielleicht, weil sein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menschen dachte und diese nicht miteinander zu verwechseln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt als seinen Haß; und der kannte nur zwei Menschen: „ihn und sie". Er dachte schon, wie er der Pimpelei ein Ende machen wollte. Mit diesem Gedanken trat er aus der Thür und stand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da stand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen: nicht weiter auf dem Wege, den du eingeschlagen hast! Da lag das Kind, das sein Kind war, tot. Sonst scheuchte er es von sich; jetzt blieb es und fürchtete sich nicht mehr und fragte ihn, ob er es noch hassen kann, ob er es noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er es im Hasse genannt. Gestern sah er es nicht, wie er über seine Angst hin den Schlag führte; der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den sterbenden Leib des Kindes hin. Gestern sah er es nicht, wie er darüber gebeugt stand; jetzt sieht er es, wohin er die entsetzten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da steht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie wußte es sterbend, und am Sterbebette ihres Kindes thut die Verworfenste nicht, was er ihr zugetraut. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geschlagen. Das kann kein Mann, und wäre das Weib schuldig.

Und sie war es nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche, stumme Antlitz der Mutter rief: „Du tötest das Kind; schlag' nicht!“ Und er hat doch geschlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterstrahl, daß er zusammensinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geschlagen; vor dem Bette, in dem sein Kind starb, weil er seines Kindes Mutter schlug.

Dort lag er lang'. Der Blitz, der ihn dahingestreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grausamer Klarheit; er hatte die beiden unschuldig gesehen, die er verfolgt. Und keine Schuld als die seine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Last auf Last, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod ist der Gipfel. Und vielleicht ist er es noch nicht! Der Elende sieht, er muß zurück. Er hascht nach jedem Strohhalm von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er gestern sein Herz verschlossen: „Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er wieder sein, wie er sonst war, ehe du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch.“ — Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele seiner Frau nach seiner Seele ausstreckte und zur Versöhnung bot; sein Schmerz, seine Angst faßten hastig nach der ausgestreckten. Er sah das Kind im Hemdchen an der Kammerthür stehen, wo es so oft gestanden, wenn seine Heftigkeit es aus dem Schlummer geweckt; die Händchen gefalten; die Augen so schmerzlich flehend: er solle doch gut sein mit der Mutter; und so ängstlich zugleich: er soll doch nicht zürnen, daß es fleht. Nun, da es zu spät war, sah er, das Kind wollte sein Engel sein. Aber es war ja noch nicht zu spät! Er hörte den leisen Schritt seiner Frau auf der Flur der Stubenthür nahen. Er hörte sie die Thüre öffnen. Stand Ännchen jetzt in der Kammerthür, es mußte lächeln. Er wollte gut sein; er wollte wieder sein, wie er war, ehe Ännchen krank geworden ist. Er streckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie sah ihn und schrak zusammen. Sie war so bleich wie das tote Ännchen, selbst ihre sonst so blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die

schönen Arme, die weichen Hände waren bleich; daß sonst so glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte sich in ihr tiefstes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr gestorben Kind. Als sie ihn sah, stieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten stand sie zwischen der Leiche und ihm, als wollte sie das Kind noch jetzt vor ihm schützen. Und doch nicht so. Weder Furcht noch Angst bebte um den kleinen Mund; er war fest geschlossen. Ein ander Gefühl war es, was die schön gewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den sonst so sanften Augen flammte. Er sah, es war nicht mehr das Weib, das die schmelzenden Friedensworte gesprochen; die war mit ihrem Kinde gestorben in dieser schrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleich schreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von seinem Heiligtum. Er sprach — o hätte er gestern gesprochen! Gestern hatte sie sich nach dem Worte gesehnt; heute hörte sie es nicht.

„Gib mir deine Hand, Christiane", sagte er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er sie schon berührt. „Ich habe mich geirrt", fuhr er fort; „ich will's euch ja glauben, ich seh' es ein; ich will's nicht wieder! Ihr seid besser als ich."

„Das Kind ist tot", sagte sie, und selbst ihre Stimme klang bleich.

„Laß mich in dieser schrecklichen Angst nicht ohne Trost. Kann ich anders werden, so kann ich's nur jetzt, und wenn du mir die Hand gibst und richtest mich auf", sagte der Mann. Sie sah auf das Kind, nicht auf ihn.

„Das Kind ist tot", wiederholte sie. Hieß das, es war ihr gleichgültig, was mit ihm werden sollte, da seine Besserung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte sie ihn vergessen und sprach mit sich selbst? Der Mann richtete sich halb auf; er faßte ihre Hand mit angstvoller Gewalt und hielt sie fest.

„Christiane", schluchzte er wild, „da lieg' ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnt's nicht vergessen, hätt' ich vergebens gelegen wie ein Wurm. Denk' daran! Um Gottes willen, denk' daran; du hast mich jetzt in deiner Hand. Du kannst aus mir machen, was du willst. Ich mach' dich verantwortlich. Du bist schuld an allem, was noch werden kann." — Endlich war es ihr gelungen, ihre Hand ihm zu entreißen; sie hielt sie weit von sich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt.

„Das Kind ist tot", sagte sie. Er verstand, sie sagte: zwischen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinschaft mehr sein, auf Erden nicht und nicht im Himmel.

Er stand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blitzes, was jetzt in ihm wirkte, nahm seine Gewalt von der Jäheit der Überraschung. Wenn das Kind in der Erde ruht, dessen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt, wird sein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an diesen Augenblick von der Macht seiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleise des alten Wahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verwischen, zu weit ist er gegangen auf dem gefährlichen Weg, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blitzes müßte schwinden, und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in seine verstellenden Nebel. Fritz Nettenmair heulte auf oder lachte auf; die Frau fragte sich nicht, was er that; tiefer Abscheu gegen ihn verschloß ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es, daß seine Gegenwart nicht mehr den Raum entweihte, darin das Heiligenbild ihres Mutterschmerzes stand. Leise weinend sank sie über ihr totes Kind.

Die Reparatur des Kirchendachs hatte begonnen. Apollonius wollte diese erst beenden, bevor er die Krönung des

Turms mit der gestifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbnis des kleinen Ännchens besorgen; Fritz kümmerte sich nicht darum. Er mußte sich auch dieser Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte sich schmerzlich wohl darin. Kosteten ihm doch die schwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andere, süßere Wünsche zu bekämpfen und zu besiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf sich genommen; er war ja eben nur dem eigensten Triebe seiner Natur gefolgt. Es lag in dieser Natur, daß er ganz sein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen seiner Jugendliebe und damit diese selbst aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke eines eigenen Hausstandes fremd geworden. Er kannte keinen andern Lebenszweck als die Erfüllung jener Pflicht. Aber sie stand nicht als dürres, despotisches Gesetz außer ihm vor den Augen seiner Vernunft; sie durchdrang sein ganzes Wesen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühles. So war es seit Monaten gewesen. Wenn er auf seinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmernd auf dem Dachstuhle kniete, waren die Gestalten der Kinder seines Bruders, seine Kinder, um ihn. Schneller als sein Schiff flog seine Phantasie der Zeit voraus. Wie sein Schiff um das Turmdach, drehte sich sein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachsen waren und er ihnen das schuldenfreie Geschäft übergab, wo Ännchen aussah wie ihre Mutter und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Ännchens rosiges Gesicht stand vor ihm, so oft er aufsah von seinen Schieferplatten. Als es ihn so schalkhaft anlachte, war es sein Liebling; wie das Gesichtchen immer trüber und bleicher wurde, war sie es nur immer mehr; er sah sie oft doppelt durch das Wasser in seinen Augen. Jetzt — o manchmal war es ihm, als arbeite er nun umsonst! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängstigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume seiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete sich von Tag zu Tage mehr. Was des Bruders

Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht, das gelang seinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte sein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu schützen; aber er wußte, seine Einmischung gab sie nur härteren Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für sie thun, als daß er sich so entfernt hielt von ihr als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders, auch um ihrer selbst willen, wenn er richtig gesehen hatte. Hatte er richtig gesehen? Er sagt sich hundertmal nein. Er sagt es sich mit Schmerzen; desto öfter und dringender sagte er es sich und fühlte, er dürfe sie nicht sehen, auch um seinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgültige Dinge verworren und unsymmetrisch lagen und er sie nicht ordnen konnte; hier sah er Mißverhältnisse und Widersprüche in das innerste Leben dessen, was ihm das Heiligste war, gedrungen, in das Herz seiner Familie, in sein eigenes, und er mußte sie wachsen sehen, und die Hände waren ihm gebunden!

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Haus mit den grünen Laden, seit das kleine Ännchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und schwüler in Fritz Nettenmairs Brust und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in dessen Mitte ihn das Bild des toten Ännchens und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geschreckt. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotene Hand an. Er meinte es wenigstens. Aber sie hatte ihn zurückgewiesen, ihm ein Antlitz voll Abscheu und Verachtung gezeigt; er hatte gesehen, sie nannte ihn im Herzen den Mörder des Kindes; ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dagewesen, das alte Gespenst, die schuldgeborene Furcht. Hat sie es noch nicht gethan, was er fürchtet, nun wird sie es thun, um ihn für den Schlag zu strafen, an dem Ännchen starb. Je mehr er daran herumgreift mit seinen Gedanken, desto klarer fühlt er, wie gelegen seinen Feinden — und sie sind seine Feinde; sie haben ihm ein Unrecht zu vergelten — wie gelegen seinen Feinden dieser Schlag kam. Dann sieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie sagte

nicht: „Schlag' nicht, das Kind ist krank; es ist sein Tod, wenn du schlägst." Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; sie sprach es nicht. O, es ist klar, sonnenklar: sie reizte ihn absichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden That. Aber wie? Ihres Kindes Tod hätte sie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, sie dachte selbst nicht, daß es sterben würde; sie wollte nur den Vorwand zum Hasse, zum Betruge aus Haß, daß er sie am Bette des kranken Kindes geschlagen. Sie dachte nicht, daß es sterben würde; und wie es doch starb, wälzte sie die Schuld von sich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche gewesen; auch in diese Schlinge war er gegangen in seiner Arglosigkeit; vor ihr hatte er gelegen wie ein Wurm, vor ihr, die vor ihm hätte liegen sollen. Und sie hatte ihn noch zurückgestoßen, mit Verachtung zurückgestoßen! So oft er an den Augenblick dachte, machte er sie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte sie ihn gemacht. Er hatte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könne, und das Schlimmste war ihm nicht schlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf sie wälzte. Mit reuigem Entsetzen sollte sie sehen, was sie gethan, als sie ihn zurückstieß. Je näher er drohen sah, was kommen mußte, desto wilder wurde seine Liebe oder auch sein Haß; denn beide waren beisammen in dem Gefühl, das sie immer glühender ihm einflößte. Desto gelehriger lernten seine Augen jeden kleinsten Reiz ihrer Gestalt, desto schmerzender stach diese Schönheit durch seine Augen in sein Herz. Diese verruchte Schönheit, die die Ursache all seines Elendes war; diese fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigene Bruder ihn aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes selbst preisgegeben. Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er diese Schönheit vernichten konnte, damit sie ein Ekel wurde dem Buhlen, der, um seinen Zweck betrogen, ihn umsonst elend gemacht hatte. Und dachte er sich das ausgeführt, dann lachte er in so wilder Schadenfreude auf, daß seine stark-

nervigen Trinkkameraden erschraken und die Leute, die ihm begegneten, unwillkürlich inne hielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch schlimmeren. Dazwischen fiel ihm dann der Fronweißblick ein, sein Traum nach der wilden That wurde zur Wirklichkeit; stundenlang stand er bald da, bald dort, wo man Apollonius auf dem Kirchendache arbeiten sah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müssen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachstuhl hängt. Jetzt müssen die Leute, die eben noch so gleichgültig aus den Fenstern sehen oder über die Straße gehen, aufschreien vor Schrecken. Dann zählte er immer fieberhaftiger, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute schrieen nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor sich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: „Wär's nur mein Unglück, könnt' er mich nur noch elender damit machen, als er mich schon gemacht hat, er wäre längst schon tot. Nur weil mich sein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher sterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!"

Diese Furcht ließ ihn nicht los, sie preßte ihn immer erstickender. Trug er sie spät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf seiner Frau ihn wütend: Die schlief ruhig, die ihn nicht schlafen ließ! Er setzte sich an ihr Bett und rüttelte sie auf und erzählte ihr leise in das Ohr, was er an ihrem Liebsten thun will. Es waren grausige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angst und Entsetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch etwas hatte, sie aus der stummen Verachtung zu scheuchen, womit sie sich gegen ihn gewappnet, und vergaß daran minutenlang seine Qual. Dann lachte er fast jovial; er hat ihr Angst machen wollen. Es ist nur einer von Fritz Nettenmairs neumodischen Späßen. So weit haben sie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernst an solche Dinge zu denken. Aber wenn sie Apollonius davon sagt, dann muß er es, und sie trägt die Schuld.

Er bewacht ihr jeden Tritt, sie kann nichts thun, was er nicht erfährt. Und läßt sie es ihn durch einen Dritten wissen, so wird er es ihm ansehen. O, Fritz Nettenmair ist einer, der —!

Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenschaftlichen Angst wächst ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenschaft. Und sie kann es nicht hindern, denn die Leidenschaft mehrt wiederum die Angst; vor dem Gedanken der Angst hat kein anderer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will sie stürzen, ihn mit pressenden Armen umfangen, ihn beschwören — dann wieder will sie in die Gerichte — aber es ist ja nur ein wilder Scherz, und sie wird ihn erst zum Ernste machen, sagt sie jemand davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube, tritt nicht mehr an ein Fenster vor Furcht; sie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung, alles, was nur als ein Umsehen nach Apollonius erscheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren und meinen kann, sie trägt ihm eine Botschaft an Apollonius auf. Und der Mann sieht ihre wachsende Leidenschaft, sieht, wie wiederum sein Mittel, was kommen muß, aufzuhalten, es nur beschleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Bretter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe, schwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an welchem Apollonius die Bekränzung des Turmdaches beginnen wollte. Fritz Nettenmair schlich durch die Hinterthür auf den Gang nach dem Schuppen, um nach Apollonius' Fenster heraufzusehen. Wenn er das Licht darin erloschen sah, dann pflegte er die Hinterthür zu verschließen und seinen wüsten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hinterthür mit dem Schuppenschlüssel geöffnet, hängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeschloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair wußte, Apollonius löschte in seiner eigensinnigen Vorsicht nie das Licht, wenn er schon in das Bette gestiegen war. Es stand dem Bette fern auf seinem Schreibtisch; dort setzte er es in ein Becken und

löschte es, ehe er nach dem Bette ging. Fritz Nettenmair ballte die Faust nach dem Fenster hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lang'. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüssel zur Hinterthür schloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin.

Wenn der Schieferdecker seine Platten zurichtet, sitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Haueisen, sein kleiner Amboß, eingeschlagen ist. An eine solche stieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und nahm den Stoß als eine Aufforderung, sich zu setzen. Durch eine Lücke konnte er nach Apollonius' Fenster sehen; er wollte das Auslöschen des Lichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermannsarbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter seinem Werkzeuge. Ein solches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er sich gesetzt. Er hob es auf und hielt es absichtslos in seinen Händen; denn seine Gedanken waren mit ihm in der Kammer: er saß am Bette der Frau und ängstigte sie mit Drohungen. Der Ärger über das Zögern Apollonius' machte sich darin Luft; dieses Zögern hinderte ihn, sich im Trunk Betäubung zu suchen. Er hat seine Hand auf das Bette der Frau gestützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt sich in ihre Angst hinein, er fühlt, wie er selbst Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht; wie sie morgen ihm entgegenstürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären sie nicht seine Teufel, wären sie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn sie ihn mit der Glut der Angst umfaßt, das schöne, fluchvoll schöne Weib, er müßte nicht Blut in seinen Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einschläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovor die bloße Furcht Fritz Nettenmair zu dem elendesten der Menschen gemacht, der sich selbst anspeien könnte; geschieht nicht morgen noch, was der Fronweißblick geweissagt. Und nun steht er wieder an der Straßenecke und sieht wieder hinauf und harrt und zählt ver=

zweifelter als je; er badet sich in Angstschweiß, und die Bretter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. O, er wird den Fronweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahr', hundert Jahr', aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch eins, zwei; er sagt: nun muß — da hört er das Geräusch eines zerreißenden Taus und fährt auf aus seinem wachen Fiebertraum. Die wilde, angstvolle Freude ist vergeblich; er steht nicht an der Ecke und sieht nach dem Kirchendache hinauf. Er sitzt im Schuppen; es ist Nacht. Aber das Geräusch hat er gehört; das war keine Vorspiegelung der Phantasie. Und von dort her kam es. Seine Haare stehen empor. Dort liegen die Hängstühle und die Flaschenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören; jeder Schieferdecker weiß, was es sagen will, das vorspukende Geräusch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerrisse; und er hat es erst einmal gehört. Er lauscht, er preßt die Faust auf das Herz. Vor seinen Schlägen, vor dem Brausen des Blutes die Adern hinauf und herab, wird er es nicht hören, wenn es noch einmal klingt und noch einmal. Er lauscht und lauscht, und das Geräusch wiederholt sich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in den all seine Gefühle zusammengeballt sind: der Gedanke, dem Schicksal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in seinen Händen; absichtslos ist er mit der Handfläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtsein, das Beil ist scharf, die Ecke spitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken steht fertig da; es ist, als ständen sie schon lang', und der Blitz hat sie nur sichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius seine Leiter an die Helmstange, dann das Tau mit Flaschenzügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um sich und hat das Tau in der Hand. Das Schicksal will seine Hülfe; drum legt es selber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreise um das Tau, kaum zu sehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines starken Mannes am Tau zieht und die

wuchtende Bewegung des Fahrzeugs um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer sieht den Stichen an, daß sie absichtlich gemacht sind? Ein Tau, das, getragen, halb an der Erde fortschleift, kann an allerlei Scharfes stoßen. Das Schicksal hat den Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde hängt, in seiner Hand. Das Schicksal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, schadet kein Schnitt; soll er fallen, reißt ein unversehrtes Seil. Und das Schicksal hat ihn schon gezeichnet. Ein Tag früher, einer später, was ist das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag später, und es packt einen Verbrecher. Meint es das Schicksal nicht gut, nimmt es ihn vorher aus der Welt?

All diese Gedanken schlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele! im Nu war er entglommen; im Nu schlägt der Höllenfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es schaudernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flöhe gern aus sich selbst heraus; kaum hat er den Mut, nach Apollonius' Fenster aufzusehn. Ein heller Lichtstrahl kommt von da, Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Busch. Jetzt bewegt der Strahl sich zurück. Apollonius war aufgestanden an seinem Tische und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht geputzt. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben den Leuchter unter die Papiere gefallen sein; es war nicht geschehen, und er stellte das Licht wieder an seine Stelle. Fritz Nettenmair kannte seines Bruders ängstliche Gewissenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal so heben sehen; er begriff, es war kein Blut, was ihn erschreckt. Der Widerschein der Flamme war durch Fenster und Luke gefallen und hatte rot von dem Stahle des Beiles und durch die Nacht des Schuppens geglänzt. Dennoch stand Fritz Nettenmair bebend hinter seinem Busche. Der gespenstige Schauder verließ ihn, aber nicht so schnell das Grauen

über das, was er gewollt, und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu seinem Werke leuchten wollen. Bald verlosch Apollonius' Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und sein Werk vollenden, es störte ihn niemand mehr. Er that es nicht, aber er rückte sich wieder in seinem Hasse zurecht. Er sagte sich: „So weit sollen sie ihn nicht bringen.“ Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt, rechnet er sich zu. Er weiß, jeder andere an seiner Statt hätte schlimm gethan.

Nun verschließt er Hinterthür und Vorlegschloß, zuletzt die Hausthür, und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von sich weiß. Heut' hat er mehr zu vergessen als je. Er geht. Ob er nicht wiederkommen wird? Heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? Wenn der Gedanke seine Fremdheit für ihn verloren hat? Gewohnheit macht selbst mit dem Teufel vertraut. Dazu sollen sie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er sich nicht so weit bringen lassen, und sich doch noch so weit bringen läßt? Zudem, wozu jeder andere an seiner Stelle sich hätte bringen lassen?

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Hause mit den grünen Laden. Wer jetzt hineinsieht, glaubt es mir nicht, wie dunkel, wie schwül es einmal war.

Von dieser Nacht an ängstigte Fritz Nettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius; er begann sogar, sie mit einer gewissen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwischen verlor er sich stundenweise in stummes Vorsichhinsinnen, aus dem er aufschrak, wenn er sich beobachtet sah. Dann war er noch freundlicher als sonst und brachte Scherze aus seiner besten Zeit; er versuchte sich sogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängstlicher; sie vermied noch mehr als seither, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, sie wolle sich Apollonius nähern. Sie wußte nicht, warum. Und wenn

sie ihre Furcht Thorheit nannte, sie mußte fürchten. Apollonius sah mit Freuden die Änderung des Bruders und suchte ihn auf alle Weise darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder seine Freude auslegte.

Unterdes hatte Apollonius die Umkränzung des Turmdachs von Sankt Georg mit der gestifteten Zier begonnen. Er hatte die Rüststangen wiederum herausgeschoben und innen am Gebälke des Dachstuhls festgenagelt; die Bretter darauf befestigt, auf die fliegende Rüstung die Leiter gestellt und diese an der Helmstange festgebunden; er hatte wiederum den hänfenen Ring um die Helmstange gelegt, daran den Flaschenzug und an diesem seinen Hängestuhl befestigt. Die gestiftete Blechzier bestand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen sich handlich umgehen ließ. Das Ganze sollte, nach des Stifters Angabe, der selbst die Kosten der Befestigung trug, zwei Guirlanden vorstellen, die sich in gleichlaufenden Kreisen mit herabhangenden Bogen um das Turmdach schlangen. Je fünf jener Stücke, bei der oberen drei, bildeten einen dieser Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeschlagene Niete verbunden und jedes einzelne noch durch starke Nägel auf die Verschalung befestigt werden. Da die Ränder der Schieferplatten sich überall decken, war es nötig, an den Stellen, wo die Vernagelung stattfinden sollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauschen. Dasselbe geschieht, wo die sogenannten Dachhaken in die Verschalung eingetrieben werden, an welche bei Reparaturen der Schieferdecker seine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem seine gekrümmte Spitze eingetrieben ist, durch noch zwei starke Nägel auf die Verschalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Besteigung der an dem hervorstehenden Haken aufgehängten Leiter kommt seine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beschädigen würde. Sie wird deshalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Die Zierat kam, wenn der Wind sich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch eins zu bedenken. Die Dachhaken liefen, je neun

und einen halben Fuß voneinander entfernt, in gleichlaufenden Kreisen um das Turmdach; zwischen je zwei Kreisen befand sich ein Raum von fünf Fuß. Es galt, die Zierat so anzubringen, daß sie keinen dieser Dachhaken überdeckte.

Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechschmiedmeister, der seine Zier sobald als möglich prangen sehen wollte, hatte sich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meister zufrieden sein konnte. Im Anfang trieb dieser, bald mußte Apollonius den Meister treiben.

Es fehlte noch der Teil der obern Guirlande, der als Bogen über der Aussteigethür hängen sollte. Apollonius konnte nicht feiern, bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beschickt; er ließ sein Fahrzeug bis auf seine Zurückkunft an dem Turmdach von Sankt Georg hängen und ging nach Brambach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an die Wohnstubenthür pochte. Er war schon einigemal an der Thür gewesen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Wesen drückte Unruhe aus. Etwas, woran er immer denken mußte, machte ihn so zerstreut, daß er meinte, er müsse ein Herein in Gedanken überhört haben; er legte das Ohr an das Schlüsselloch, als setze er voraus, es müsse noch jetzt zu hören sein, wenn man sich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerstreuung. Er pochte zum zweiten- und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, faßte er Mut, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm schon seit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie that es auch diesmal; aber heute mußte er sie sprechen. Sie saß, absichtlich von den Fenstern entfernt, an der Kammerthüre. Der Alte sah nicht, daß sie ebenso unruhig war als er, und sein Hiersein sie noch mehr ängstete. Er entschuldigte sein Eindringen. Als sie eine Bewegung machte, sich zu entfernen, versicherte er, sein Bleiben solle kurz sein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn ihn nicht etwas triebe, was vielleicht sehr wichtig sei. Er wünsche das nicht, aber es

sei doch möglich. Die Frau horchte und sah immer ängstlicher bald nach den Fenstern, bald nach der Thür. Müsse er ihr etwas sagen, soll er's, so schnell er könne. Valentin schien zugleich auf die ängstlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann:

„Herr Fritz sind auf dem Kirchendach von Sankt Georg. Ich hab' ihn eben noch vom Hofe aus gesehn."

„Und hat er hierher gesehen? Hat er Euch ins Haus gehen sehen?" fragte die Frau in einem Atem.

„Bewahre", sagte der Alte; „er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Essen und Trinken. Wenn ein Mensch so arbeitet" — Der Alte brach ab und dachte seinen Satz fertig: „So hat er was vor." Die Frau schwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken, dem treuen Alten ihre ganze Angst anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. „Der Nachbar da, Sie wissen's wohl", fuhr er fort, „kann zuzeiten keine Nacht schlafen. Da hat er die Nacht, eh' Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, zu seinem Küchenfenster heraus einen in unsern Schuppen schleichen sehn, den Gang vom Hause hinter." Der Alte sagte nicht, wen der Nachbar gesehen; wahrscheinlich sollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie that es nicht; sie hatte seine Geschichte nicht gehört. Er fuhr fort: „Den Abend vorher, eh' Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, hat er das Zeug aussuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles untersucht; das thut er immer: aber er hat sich nicht entschließen können. Und das ist so merkwürdig, wie daß der Herr Fritz auf einmal so fleißig geworden ist."

Apollonius' Name weckte die junge Frau; sie horchte, als der Alte fortfuhr: „Daran hab' ich erst vorhin im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß einer in den Schuppen geschlichen ist, hab' ich gedacht: was muß der dort gewollt haben, der dort hineingeschlichen ist und bei Nacht. Und wie ich aufgesehn hab' und hab' den Herrn Fritz so arbeiten sehen, da ist eine Unruh' über mich gekommen und hat mich in

den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinter mir her. Da hab' ich mir alles mögliche vorgestellt, was einer drin hat machen können, der hineingeschlichen ist. Erst hab' ich das Zimmerbeil an der Thür liegen sehn, das dahin gehört, wo das andere Werkzeug ist. Da hab' ich gedacht: ‚Hat er was mit dem Beile gemacht?‘ Und hab' mir wieder vorgestellt, was einer mit dem Beil drin machen kann, der bei Nacht hineingeschlichen ist. Mir ist der Gedanke gekommen, es könnt' was an den Leitern sein. Aber ich hab' nichts gefunden daran. An dem Hängestuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die Kloben zu betrachten und endlich das Seilwerk. Da war an einem was, als wär's hier und da an was Hartes angetroffen, und das hätt' das Seil verschunden. Da denk' ich: ‚Das geschieht oft‘, und will's schon wieder hinlegen. Aber ich denk' auch wieder: ‚Sonst ist nichts‘; und wenn einer hineinschleicht, hat er was gewollt; und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch was damit gemacht. Da seh' ich genauer zu und — Gott behüt' einen Christenmenschen! Da war hier mit dem Beil hineingestochen, und dort, und noch einmal, und noch einmal. Ich werf's über den Balken und häng' mich daran, da klaffen die Stiche auf; ich glaub', wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das Seil ist im stand, zu zerreißen.“ Der Alte war ganz bleich geworden über seiner Erzählung. Die Frau hatte immer angstvoller an seinem Munde gehangen; sie war in den Stuhl zurückgefallen und konnte kaum sprechen.

„Er hat gedroht“, ächzte sie. Der Alte verstand nicht, was sie sagte.

„Den Abend vorher war's noch nicht“, fuhr er fort. „Herr Apollonius, der hat ein Aug' für einen Mückenstich. Er hätt's gefunden, wie er alles untersucht hat. Nun denk' ich, der die Beilstiche gemacht hat, hat die Untersuchung mit angesehen und hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal untersuchen, wenn er's morgen braucht. Und da ist er bei Nacht hineingeschlichen.“

„Valentin“, schrie die Frau auf und faßte ihn bei den Schultern, halb, wie um ihn zu zwingen, er soll ihr die Wahrheit sagen, halb, um sich an ihm aufrecht zu erhalten. „Er hat's doch nicht mitgenommen? Valentin, so sag's doch nur!“

„Das nicht“, sagte Valentin. „Aber den andern Hängstuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu und noch mehr.“

„Und waren auch dort Stiche drin?“ fragte die Frau in noch immer steigender Angst. Der Alte sagte:

„Ich weiß nicht. Aber der sie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird.“

„Wenn er sicher gegangen ist, so hat er alle beide — und ich bin schuld“, stöhnte die Frau. „Er hat lange gedroht, er will ihm was thun. Er that, als wär's einer von seinen Späßen. Wenn ich's jemand sagte, wollt' er's im Ernste thun.“

„Wer so scherzt“, sagte Valentin, „der macht auch solchen Ernst.“

Die Frau zitterte so heftig an allen Gliedern, daß der Alte seine Angst um Apollonius über der Angst um sie vergaß. Er mußte sie halten, daß sie nicht umfiel. Aber sie stieß ihn von sich und flehte und drohte zugleich: „Rett' ihn, Valentin, rett' ihn. Hilf, Valentin! Ach Gott, sonst hab ich's gethan.“ Sie betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwischen auf: er sei tot und sie sei die Schuld. Sie rief Apollonius selbst mit den zärtlichsten Namen, er solle nicht sterben. Valentin suchte in der Angst nach einer Beruhigung für sie und fand ein Etwas davon für sich selbst mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, so gab es doch Hoffnung, daß Apollonius schon auf dem Rückweg sein müsse. Er habe gewiß das Tauwerk noch einmal untersucht. Wär' er verunglückt, man müßte es nunmehr wissen. Zehnmal mußte er ihr das vorsagen, eh' sie nur verstand, was er meinte. Und nun erwartete sie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte, und schrak auf bei jedem Laut. Ihr eigenes Schluchzen hielt sie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angst und Ratlosigkeit ihn selber mit

ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was beginnen; und vielleicht war noch zu retten, wenn man etwas that; vielleicht wußte der alte Herr, was zu thun war, um zu retten.

Der alte Herr saß in seiner kleinen Stube. Wie er sich immer tiefer in die Wolken einspann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm zuletzt auch das Gärtchen fremd. Besonders hatte ihn die ewige Frage: Wie geht's, Herr Nettenmair? dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm sein: „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen", nicht mehr glauben, und seitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apollonius war, so sehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und seine zunehmende Menschenscheu nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, desto schwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zustand des Hauses zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in seinem Gärtchen nicht abzuschließen war; es schien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in seinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleichkamen, vor denen er ihn schützen wollte. Hier saß der alte Herr den langen Tag, zusammengesunken hinter dem Tische auf seinem Lederstuhl, und brütete nach seiner alten Weise über allen Möglichkeiten von Unehre, die sein Haus treffen konnten, oder schritt mit hastigen Schritten hin und her, und das Rot seiner eingefallenen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung seiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das Äußerste that, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verständnisse war, wurde zu ihm gelassen. Der alte Herr, der dem Gast wie jedem andern sein Inneres verbarg, erriet bei diesem dieselbe Verstellung und bestärkte sich daran, in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur seine Hülflosigkeit offenbar machen könne. Je heißer es in ihm kochte, desto eisiger erschien sein Äußeres. Es war ein Zustand, der in völligen Wahnsinn übergehen mußte,

wenn nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm schlug und ihn mit Gewalt aus seiner Vereinzelung herausriß.

Heute geschah ihm diese Gewalt. Eben saß er wieder brütend auf seinem Stuhle, als den Valentin die Angst zu ihm hineintrieb. Den Gesellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß er es wußte, die Thüre leise zu öffnen und ebenso hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit seinem krankhaft verschärften Gefühle sogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denselben Gang, den all sein Denken verfolgte. Es war eine dem Hause drohende Schmach, was die sonst immer gleiche Weise Valentins veränderte; es mußte eine entsetzliche sein, da sie den alten Gesellen aus der Fassung brachte und seine Verstellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufstand von seinem Stuhl. Er kämpfte mit sich, ob er fragen sollte. Es war nicht nötig. Der alte Gesell' beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Brust seine Befürchtungen und was sie rechtfertigte. Der alte Herr erschrak, so gut ihn seine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten; aber der alte Gesell' sah nichts davon im Äußeren seines Herrn; der hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgültigste zu sagen hatte. Als er ausgesprochen, hätte das schärfste Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Gestalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den festen Boden der Wirklichkeit wieder unter seinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er stand so straff vor dem alten Gesellen wie sonst, so straff und ruhig, daß Valentins Seele sich an ihm aufrichtete. „Einbildungen!" sagte er dann mit seinem alten grimmigen Wesen. „Ist kein Geselle da?" Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr schickte ihn nach Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Geselle ging. „Geht er Ihm nicht schnell genug, Er altes Weib, so heiß' Er ihn eilen, damit Er bald erfährt, daß Er sich um nichts geängstigt hat. Aber kein Wort von Seinem Sums da! Und schließ' Er die Frau ein, damit sie nichts Albernes anfängt." Valentin gehorchte.

Das zuversichtliche Wesen des alten Herrn, und daß nun wirklich etwas gethan war, hatte kräftiger auf ihn gewirkt, als hundert triftige Gründe vermocht hätten. Er teilte seine Ermutigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu sagen, worauf sie sich gründete. Hätte er Zeit dazu gehabt, wahrscheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlassen. Und er selbst ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld seines älteren und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode seines jüngeren Sohnes, während er ihm seine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte und den Boten nur geschickt zu haben schien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

„Nun wird der alte Narr doch“, sagte Herr Nettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, „dem Nachbar das ganze Märchen, das er sich zusammenspintisiert hat, erzählt haben, und die Frau sechs Basen damit in die Stadt herumgeschickt haben.“

Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr auf seine in einen Ausruf verkleidete Frage die Antwort erwartete. „Werd' ich doch nicht“, sagte er eifrig. Des alten Herrn Vermutung kränkte ihn. „Ich hab' ja da selbst noch nichts Arges gemeint, und die Frau Nettenmair hat keinen Menschen gesprochen seitdem.“

Der alte Herr schöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abwesenheit hatte er sich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegeben, den ein Vater in seinem Falle nur empfinden konnte; aber er hatte sich gesagt: man dürfe nicht in unthätigem Jammer dem Verlorenen nachwerfen, was noch zu erhalten sei. Waren die Söhne verloren, so war doch die Ehre des Hauses, seine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn bei dem wirklichen Falle die Übung zu statten, die er bei seiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte. Wenn die krankhaft gewachsene Empfindlichkeit seines Ehrgefühls ihn spornte, vor dem Äußersten nicht zurückzuschrecken, so gingen seine Gedanken nun bei dem wirklichen

Falle nur denselben fieberischen Gang, den zu nehmen sie sich an den wesenlosen Ausgeburten seiner Furcht gewöhnt. Verheimlichung alles dessen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den älteren Sohn werden konnte, stellte sich ihm als nächste Notwendigkeit dar. Hatten Valentin und die Frau noch niemandem mitgeteilt, was sie wußten, so konnte anderes dergleichen bereits bekannt sein. Solch ein verbrecherischer Gedanke entspringt nicht aus dem Ohngefähr. Er ist die Blüte eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte ihm erzählen, was seit Apollonius' Zurückkunft im Hause geschehen war. Wußte Valentin von Fritz Nettenmairs Eifersucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, dessen argwöhnische Gemütsart er kannte, nichts davon sagen: seine Erzählung wurde die Geschichte eines leichtsinnigen, ehr- und vergnügungssüchtigen Verschwenders, der, trotz aller Bemühungen seines besseren Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüstling und Trunkenbold herabsank; zugleich die Geschichte eines treuen Bruders, der dem Verschwender notgedrungen die Sorge um Ehre und Bestand von Geschäft und Haus aus den Händen nimmt, um diese Ehre zu retten, und von dem Gefallenen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr saß regungslos. Nur die Röte, die immer brennender auf die magern Wangen trat, gab Kunde von dem, was er mit der Ehre seines Hauses litt. Sonst schien er alles schon zu wissen. Es war das seine alte Weise; er wandte sie hier vielleicht auch deswegen an, weil er meinte, der Gesell' würde dann um so weniger wagen, etwas zu verschweigen oder wider besseres Wissen zu verändern. Die innere Aufregung hinderte ihn, zu bemerken, in welchen Widerspruch dieser Anschein mit seinem Gefühl für Ehre trat. Valentin suchte nicht den Schatten zu vertiefen, der auf Fritz Nettenmairs Handeln fiel; aber wie er den alten Herrn kannte, schien es ihm nötig, das brave Thun Apollonius' in das hellste Licht zu stellen. Er kannte den alten Herrn doch nur halb. Er verrechnete sich in der Wirkung, die er damit beabsichtigte, wenn er die kindliche Schonung pries,

mit der Apollonius die Kunde von der Gefahr dem Ohr des alten Herrn fern gehalten. Er verdarb damit, was seine schlichte Erzählung gethan, des Sohnes Verdienst um das Teuerste, was der alte Herr wußte, darzustellen. Der alte Herr sah nur immer mehr die Furcht wahr gemacht, die ihm Apollonius' Tüchtigkeit erregt hatte. Apollonius hatte ihm die Gefahr unkindlich verschwiegen, um die Rettung sich allein beimessen zu können. Oder er hielt seinen Vater für den hülflosen Blinden, der nichts mehr war und nichts mehr vermochte, als höchstens ihn zu hindern. Und das vergab ihm der alte Herr noch weniger — trotz seines Schmerzes um den Toten, der der Sohn ihm bereits war. Er wurde immer überzeugter, er selbst hätte es nicht so weit kommen lassen, wenn er darum gewußt und die Sache in seine Hand genommen, und Apollonius dürfe niemand seines Mordes anklagen als den eigenen Vorwitz. Diese Gedanken mußten natürlich vor dem zunächst Notwendigen zurücktreten. Was er bis jetzt von der Vorgeschichte des brudermörderischen Gedankens wußte, konnte den entstandenen Verdacht verstärken, aber ihn nicht entstehen machen, wenn nicht ein anderes, das ihm noch unbekannt war, dazu trat. Er mußte von dem schuldigen Sohne selbst erfahren, ob es solch ein anderes gab. Sein Entschluß war für alle Fälle gefaßt. Er verlangte Hut und Stock. Ein andermal wäre Valentin über diesen Befehl erstaunt, vielleicht sogar erschrocken. Ist man durch ein Außerordentliches aufgeregt, wie es der Gesell' eben war, kommt nur das unerwartet, was sonst das Gewöhnliche hieß, was an den alten ruhigen Zustand erinnert. Indes Valentin das Befohlene herbeibrachte und der alte Herr sich zum Ausgehen bereitete, zeigte dieser ihm noch einmal, wie grundlos und thöricht seine Befürchtungen seien. „Wer weiß", sagte der alte Herr grimmig, „was der Nachbar gesehen hat. Wie will er bei Nacht einen erkennen, der so weit entfernt von ihm ist? Und Er dazu mit seinen Beilstichen! Nun dürfte dem Jungen in Brambach das Seil gerissen sein oder er müßte sonst zufällig verunglückt sein, so wird

Er sich steif und fest einbilden, seine eingebildeten Beilstiche sind schuld gewesen, und der hat sie gemacht, den der Nachbar — der so einfältig ist als Er — will haben in den Schuppen schleichen gesehen. Und sagt Er ein Wort davon, oder ist Er so klug, daß Er in Rätseln zu verstehen gibt, was Er sich einbildet in seinem alten Narrenschädel, so ist den andern Tag die ganze Stadt voll davon. Nicht weil's wahrscheinlich wäre, was Er da ausgeheckt hat und kein vernünftiger Mensch glauben kann, sondern weil die Leute froh sind, einem andern das Schlimmste nachzureden. Gott wird ja vor sein, daß der Junge nicht zu Unglück kommt, aber es kann geschehen, und es ist vielleicht schon geschehen. Wie leicht kommt einer hinter dem Ofen dazu, geschweige ein Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde schwebt wie ein Vogel, aber keine Flügel hat wie ein Vogel. Darum mit ist die edle Schieferdeckerkunst eine so edle Kunst, weil der Schieferdecker das sichtlichste Bild ist, wie die Fürsehung den Menschen in ihren Händen hält, wenn er in seinem ehrlichen Berufe hantiert. Und läßt sie ihn fallen, so weiß sie, warum; und der Mensch soll nicht Gespinste drum hängen, die über einen andern Unglück oder gar Schande bringen können. Ich bin gewiß, die Sache wird sich ausweisen, wie sie ist, und nicht, wie Er sie sich da zusammengeängstelt hat. Denn —"

So weit war der alte Herr in seiner Rede gekommen, da hörte man draußen eine Last niedersetzen. Der alte Herr stand einen Augenblick stumm und wie versteinert da. Der Valentin hatte durch das Fenster den Blechschmiedegesellen kommen sehen, der eben ablud.

„Der Jörg vom Blechschmied", sagte Valentin, „der die blechernen Guirlanden vollends bringt."

„Und da ist Er erschrocken mit seinen Einbildungen und hat gemeint, sie bringen wer weiß wen. Wo ist der Fritz?"

„Auf dem Kirchendach", entgegnete Valentin.

„Gut", sagte Herr Nettenmair. „Sag' Er dem Blechschmied, er soll hereinkommen, wenn er fertig ist." Der Geselle that's.

Bis jener hereinkam, fuhr Herr Nettenmair noch mit gedämpfteren Tönen in seiner Strafpredigt fort. Er sprach davon, wie Menschen sich Einbildungen zusammendichteten und sich darüber ängsteten wie über wirkliche Dinge; wie die Gedanken dem Menschen über den Kopf wüchsen und ihm keine gute Stunde ließen, wenn er nicht gleich im Anfang sich ihrer erwehre. Es war, als wollte der alte Herr sich über sich selbst lustig machen. Er dachte nicht daran, daß er den Valentin über seinen eigenen Fehler abkanzelte. Dagegen fühlte sich Valentin beschämt, als treffe ihn die Strafe verdientermaßen; und er hörte dem alten Herrn mit Andacht und Zerknirschung zu, bis der Blechschmiedgesell' hereinkam. Herr Nettenmair faßte den Stock, den ihm Valentin in die Hände gab, setzte den Hut tief in die Stirne, um der Welt soviel als möglich von dem unfreiwilligen Geständnis der toten Augen zu entziehen, und schüttelte sich majestätisch in dem blauen Rock zurecht. Valentin wollte ihn führen, aber er sagte: „Die Frau braucht Ihn; und Er wird wissen, was Er in meinem Hause zu thun hat.“ Valentin verstand den Sinn der diplomatischen Rede. Der alte Herr machte ihn verantwortlich für das Benehmen der Frau. Herr Nettenmair aber wandte sich nun dahin, wo des Blechschmiedegesellen Respekt in ein leises Räuspern ausbrach, und fragte ihn, ob er Zeit habe, ihn bis auf das Turmdach von Sankt Georg zu begleiten, wo sein älterer Sohn arbeite. Der Blechschmied bejahte. Valentin wagte noch den Vorschlag, Herrn Fritz lieber rufen zu lassen. Der alte Herr sagte grimmig: „Ich muß ihn oben sprechen. Es ist wegen der Reparatur.“ Darauf wandte er sich wieder zu dem Blechschmiedegesellen. „Ich werde Seinen Arm nehmen“, sagte er mit herablassendem Grimm. „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen.“

Valentin sah den Gehenden eine Weile kopfschüttelnd nach. Als der alte Herr aus seinen Augen war, fiel die Zuversicht, die er der resoluten Gegenwart des alten Herrn verdankte, wieder zusammen. Er schlug die Hände ineinander vor Angst; da ihm

aber einfiel, er stehe in der Hausthür und sei verantwortlich für jedes Gerede, das der Ausdruck seiner „Einbildungen" veranlassen konnte, that er, als habe er die Hände ineinander gelegt, um sie behaglich zu reiben.

Der Blechschmiedegeselle hatte gehört, Herr Nettenmair sei schon seit Jahren blind; der selbst hatte ihm gesagt, sein Augenleiden sei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten doch recht haben. Nun nickte ein rasch Vorübergehender, und auf sein „Wie geht's?" lächelte der alte Herr wiederum: „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen." Über jeden andern an Herrn Nettenmairs Stelle würde der Gesell' gelacht haben; aber die mächtige Persönlichkeit des alten Mannes setzte ihn so in Respekt, daß er den Widerspruch seiner sinnlichen Wahrnehmung mit dessen Worten auf sich beruhen ließ und zugleich seinen Sinnen glaubte: Herr Nettenmair sei blind, und Herrn Nettenmair selbst: es habe nichts zu sagen.

Das Erscheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und sicherlich würde es Aufsehen gemacht haben, und der alte Herr durch hundert Händeschüttler und Frager aufgehalten worden sein, hätte nicht ein Anderes die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und schnell Ausgesprochenes durch die Straßen. Zwei, drei blieben stehen, das Näherkommen eines Dritten, Vierten abwartend, der sich merken ließ, er wisse das, was sie zehn andere ähnliche Gruppen bilden sahen. Dort verkündete es einer im schnellen Vorübereilen. Und immer begann es mit einem: „Wißt ihr schon?" das oft von einem: „Aber was ist denn geschehen?" herausgefordert war. Herr Nettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm einer zu sagen brauchte, was geschehen war; aber er durfte sich nicht merken lassen, wie er wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müssen; man wollte nicht allein wissen, was geschehen war; auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechschmiedegeselle meinte, Herr Nettenmair wollte an ihm niedersinken, aber der alte Herr hatte sich nur an den Fuß ge-

stoßen, „es hatte nichts zu sagen.“ Der Gesell’ fragte einen Vorübereilenden. „Ein Schieferdecker ist verunglückt in Brambach.“ — „Wie denn?“ fragte der Gesell’. „Ein Seil ist zerrissen. Weiter weiß man noch nichts.“ Herr Nettenmair fühlte, wie der Gesell’ erschrak, und daß er über dem Gedanken erschrak, der Sohn des Mannes war verunglückt, den er führte. Er sagte: „Es wird in Tambach gewesen sein. Die Leute haben falsch gehört. Es hat nichts zu sagen.“ Der Gesell’ wußte nicht, was er von der Gleichgültigkeit des Herrn Nettenmair denken sollte. Der sagte zu sich, indem das brennende Rot auf seine Wangen trat: „Ja, es muß sein. Es muß nun sein.“ Er dachte daran, es gab etwas, womit man allen Gerichten, allen Untersuchungen aus dem Wege gehen kann. Das Etwas, das er meinte, mußte ein hartes Etwas sein; denn er biß die Zähne zusammen, als er mit dem Kopfe nickte und zu sich sagte: „Es muß sein. Nun muß es sein.“ Der Gesell’ ging, den alten Herrn führend, wie im Traume neben ihm die Turmtreppe von Sankt Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmair war doch ein eigener Mann!

Der alte Herr hatte gesagt, er müsse den Sohn auf dem Kirchendach sprechen — wegen der Reparatur. Er hatte ohne Absicht in seiner diplomatischen Art geredet.

Es mußte auf dem Kirchendache sein, und es galt eine Reparatur, aber nicht die des Kirchendachs.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Zwischen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach von Sankt Georg, schaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr sich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair geflohen vor den Augen der Menschen, die er alle auf sich gerichtet meinte, hier herauf hatte er sich geflüchtet vor seinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in seiner Brust mit heraufgebracht; und wie angestrengt

er schaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne stand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schweiß der Gewissensangst. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelte sie fest, so angstvoll hastig, als nagelte er den Weltenbau fest, der sonst einstürzen müßte in der nächsten Viertelstunde. Aber seine Seele war nicht bei dem Hämmern, sie war dort, wo unaufhörlich Stricke rissen und verunglückende Schieferdecker polternd hinabstürzten in den gewissen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßte er hinunterrufen: „Nach Brambach! Er soll nicht die Leiter besteigen! er soll sich nicht auf sein Fahrzeug setzen.“ Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameisen da unten durcheinander liefen, in Schreck versteinert stehen, und so viel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abscheu, starrten herauf, und der Häscher kam und stieß ihn vor sich her die Treppe herunter; und vielleicht war es doch zu spät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: stürbe Apollonius nicht, er will ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, sobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — ist's der Häscher schon? Nein. Es weiß niemand, was er gethan. Er verzerrt sein Gesicht in Trotz und fragt: „Wer will mir was anhaben?“ Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerschläge auf sein gequältes Herz. Das ist die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet. Wird der fragen, dem sie gehört: „Wo ist dein Bruder Abel hin?“ Nein. Er will dem Sohne sagen, daß jener verunglückt ist; er meint, es ist ein Unglückstag, und er soll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt er doch, die Antwort ist fast so alt als das Menschengeschlecht: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Dabei kommt's ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater ist blind. Denn er weiß, seine sehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer hastiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachstuhl ist schmal und der Alte spricht schon

an dem Aussteigeloch im Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. „Nun ist's schon gut", hört er den Alten sagen. „Mach' Er seinem Meister mein Kompliment; und da ist etwas für Ihn. Trink' Er eine Gesundheit dafür." Fritz Nettenmair hört, der alte Herr setzt sich auf die bloßgelegte Latte im Aussteigeloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit seiner Gestalt. Er hört den Dank des Gesellen und seine Tritte, wie sie immer ferner klingen.

„Schönes Wetter", sagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wissen, ob noch jemand in der Nähe ist. Es antwortet niemand; Fritz Nettenmair stirbt der Ton in der Brust; er hämmert immer lauter und hastiger. Er wünscht, die Stunde, der Tag, das Leben wär' zu Ende. „Fritz", ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fritz Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: „Kain, wo bist du?" — „Hier, Vater", entgegnet er und hämmert fort.

„Der Schiefer ist fest", sagte der Alte gleichgültig; „ich hör's am Klange; er blättert nicht."

„Ja", entgegnete Fritz mit klappernden Zähnen, „er nimmt kein Wasser."

„Er ist besser geworden als früher", fährt der Alte fort; „sie sind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es scheint, du bist allein." Ein „Ja" erstirbt im Munde des Sohnes. „Je tiefer er lagert, desto fester ist das Gestein. Ist keine Rüstung weiter in der Nähe?"

„Keine."

„Gut. Komm hierher. Hier vor mich."

„Was soll ich?"

„Hierher kommen. Was gesagt sein muß, muß leise gesagt sein."

Fritz Nettenmair trat, in allen Gelenken schlotternd, vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch suchte er seinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Fassung, aber davon sprach kein Zug in dem verwitterten Gesicht; nur die Dauer

seines Schweigens und sein Atem, der das schwere, ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nachzuklingen schien. Fritz Nettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen müsse. Er rang nach Trotz. Wenn er's in seinem Argwohn errät, wer will mir's beweisen? Und könnt' er's beweisen, er gibt mich nicht an; davor bin ich sicher. Warum auch sonst will er leise reden? Mag er sagen, was er will, ich weiß nichts, ich bins nicht gewesen, ich hab' nichts gethan. Sein Gesicht rang sich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildesten Ausdrucke des Trotzes hindurch. Der alte Herr schwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag schon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius' bebte der letzte Sonnenstrahl. Etwas ferner rauschte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Kristall darüber gedeckt. Kleine rosige Wölkchen wie Flocken hineingestreut. Der Lärm von unten erlosch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit sich und schlug sie leise spielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächsten grünen Höhe, wo sie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Brambach sein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und süß aufgelöstes Hinsehnen nach Ruhe. Nur zwischen Himmel und Erde die beiden Menschen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht seine Flügel. Nur über sie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnsinn überreizten Ehrgefühls, in dem andern alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

„Wo ist dein Bruder?“ drang es endlich zwischen den Zähnen des einen hervor.

„Ich weiß nicht. Wie soll ich's wissen?“ bäumt sich im andern der Trotz.

„Du weißt nicht?“ Der alte Herr flüsterte nur, aber jedes

seiner Worte schlug wie Donner in die Seele des Sohnes. „Ich will dir's sagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil ist über ihm zerrissen, und du hast's mit Beilstichen zerschnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen schleichen sehn. Du hast vor deiner Frau gedroht, du willst es thun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen sie's in die Gerichte. Der erste, der nun die Treppe heraufkommt, ist der Häscher, der dich vor den Richter führt."

Fritz Nettenmair brach zusammen; die Rüstung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Elende am Rande des Gerüstes zusammen, so stürzte er hinab in die Tiefe, und alles war vorüber! Alles, was sein mußte, war gethan! Eine Lerche stieg aus einem nahen Garten in die Höhe und streute ihr lustiges Tirili über Bäume und Häuser hin. Glücklichere Menschen hörten den Gesang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitsche und Kreisel und suchten mit himmelaufgewandten Augen den schwebenden klingenden Punkt und horchten mit verhaltenem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchensang klingt, was er erhorchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochener Angstruf. Er horchte erst voll Hoffnung, dann voll Angst. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüstes röchelt ein schwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht gethan. Er muß es thun, denn gethan muß es sein. Sonst zeigen die Menschen mit den Fingern auf die Kinder: „Die sind's, deren Vater seinen Bruder erschlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthause starb." Und wo es längst vergessen ist, da dürfen sie sich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menschen wieder mit den Fingern und wenden mit Schaudern sich von ihnen ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, ist das Kapital, womit der Mensch anfängt. Es muß ihm erwiesen werden, eh' er's hat verdienen können,

damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweisen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehen? Wie sollen sie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menschen von den Menschen ausgestoßen, müssen sie nicht werden, wie ihr Vater war? Und sein eigenes langes Leben voll Anstrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angesteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig zu thun, wie der Vater that, und es kann kein ehrlicher Vater gewesen sein, der solchen Sohn hatte! — Immer brennender glühte die Röte auf der eingefallenen Wange; die zusammengesunkene Brust richtete sich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Nettenmair ahnte ihren Sinn und wollte sich aufraffen und wäre wieder umgesunken, stützte er sich nicht mit beiden Händen. So lag er auf Händen und Knieen vor dem Alten, als er den Angstruf ausstieß: „Was willst du, Vater? Womit gehst du um?"

„Ich will sehn", erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüstern, „ob ich's thun muß oder ob du's thun wirst, was gethan sein muß. Und gethan muß es sein. Noch weiß niemand etwas, was zur Untersuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich stehen, aber nicht für die, daß sie nicht verraten, was sie wissen. Wenn du jetzt herabfällst von der Rüstung, so daß die Leute meinen können, du bist ohne Willen verunglückt, dann ist die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, steht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, so ehrlich als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld gestorben ist. Du bist einen solchen Tod nicht wert, Bankeruttierer. Dich sollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausschleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen

Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthause gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser, wenn du noch beten kannst. Dann wendest du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sag' ich, ‚der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht': mir glauben's die Gerichte und die Stadt. Das ist's, was ein Leben einbringt, das anders gewesen ist als deins. Thust du's nicht gutwillig, so stürz' ich mit dir hinab, und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide an den Augen; ich bin gestrauchelt und hab' mich an dir anhalten wollen und hab' dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach dem, was ich heut' erfahren hab', keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften, so wahr ich Nettenmair heiße. Nun besinn' dich, wie es werden soll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort."

Fritz Nettenmair hatte mit wachsendem Entsetzen die Rede des Vaters gehört. Daß seine That noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angst vor dem gedrohten Tode weckte einen Teil seiner Kräfte wieder. Er flüchtete sich wieder in seinen Trotz. Hastig sagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: „Ich weiß nicht, was du willst. Ich bin unschuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilstichen sagst." Er erwartete, der Vater würde auf seine Einwendungen eingehen, wenn auch erst ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen: „Eins — Zwei" — „Vater", fiel er ihm mit steigender Angst in das Zählen, und der Trotz seines Tones brach in Flehen: „Hör' mich doch nur. Die Gerichte hören einen, und du hörst mich nicht. Ich will mich ja hinunterstürzen, weil du mich tot haben willst, ich will sterben, wenngleich unschuldig. Aber höre mich nur erst!" Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Elende sah, sein Urteil war gesprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch sagen mochte; und er wußte, was der eigensinnige alte Mann sich einmal vorgenommen, das führte er unerbittlich

aus. Er wollte sich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte sich anhalten, wenn der Alte sich an ihn hing, um nicht mitzustürzen. Das konnte ihm kein Mensch verdenken. Dazwischen sah er schaudernd, was ihn erwartete, wenn er floh und die Gerichte faßten ihn doch. Es war besser, er starb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er sann zurück und lebte sein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten sich; er war bald dort, bald da, und hatte vergessen, warum. Er sah die Nebel sich ballen, in denen der Gesell' verschwunden war, zugleich sah er zu den hellen Fenstern des Roten Adlers auf, es klang: „Da kommt er ja! Nun wird's famos!" Er stand an den Straßenecken und zählte, und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er stand wieder vor der Frau und sagte, über des sterbenden Ännchens Bett gebeugt: „Weißt du, warum du erschrickst?" und holte aus zu dem unseligen Schlage; selbst daß er vor dem Vater dalag und hin und her sann in gräßlich angstvoller Hast, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann war's ihm, als käme er zu sich und unendliche Zeit sei vergangen zwischen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelschläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müsse ja alles gut sein. Er müsse sich nur besinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er sich angehalten, als ihn der Vater mit sich hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort saß der Vater noch. Er hörte ihn „Neun" zählen und dann schweigen. Die Besinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber schwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein scharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um seiner gewiß zu sein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerstandslosigkeit des Gliedes, das er gefaßt, es sei unnötig,

den Sohn zu halten! er müsse ohnmächtig sein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, so mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehn. Auch diese Ohnmacht konnte den Verdacht entstehen oder wachsen machen. Er erhob sich und wandte sich von der Dachluke nach dem Kommenden. Er war unschlüssig, sollte er die Luke mit seinem Körper decken oder dem Kommenden entgegen gehen. Der Geselle, den er vorhin nach Brambach geschickt — denn dieser war's, der so eilig kam — hustete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüstung; ja, er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf Liegenden entziehen, wenn er ihm entgegen ging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewisser, als wenn er vor der Luke stehen blieb, da es wahrscheinlich war, er verdecke dieselbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erst, wie das, was er heute erfahren, seine Kräfte gelähmt. Aber der Gesell' merkte nichts davon; als er den alten Herrn, an den Treppenbalken gelehnt, ihm den Weg versperren sah.

„Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair?“ fragte der Gesell', indem er auf der Treppe stehen blieb.

„Wen?“ fragte Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, seine künstliche Ruhe zu bewahren. War der Gesell' in Brambach gewesen, so konnte er nicht so ruhig sprechen, er mochte sprechen, von wem er wollte.

„Nun, er wird nunmehr daheim sein“, entgegnete der Gesell'. Der alte Herr wiederholte seine Frage nicht; er mußte sich an dem Balken festhalten, an dem er lehnte. „Er war schon auf dem Wege“, fuhr der Geselle fort; „ich bin mit ihm bis ans Thor gegangen. Da hat er mich zum Blechschmied geschickt, ich sollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wär'. Der Jörg sagte, er hätt's schon hingeschafft und käm' eben vom Turmdach von Sankt Georg, da hätt' er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab' ich gemeint, er wird noch oben sein; und weil's so eilig war, wollt' ich Ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius heraufschicken soll.“

Jetzt erst gelang's Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er sich hatte festhalten müssen, herauf und herunter zu betasten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu untersuchen. Da er fühlte, seine Hände zitterten, gab er seine Untersuchung auf. Er sagte so grimmig, als er im Augenblick vermochte: „Ich komme selber hinunter. Wart' Er auf dem Absatz, bis ich Ihn rufe." Der Geselle gehorchte. Herr Nettenmair schöpfte tief Atem, als er sich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atem ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er sich seit Valentins Mitteilung befunden, sich zu lösen begann, trat erst der Vaterschmerz hervor, den die leidenschaftliche Anstrengung für die Ehre des Hauses bisher nicht zu Worte hatte kommen lassen. Er fand nun erst Zeit, das Unglück des rechtschaffenen Sohnes zu beweinen, als sich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn schwebt noch immer in der gleichen Gefahr, solang' der schlimme sich in seiner Nähe befindet. Auch diesen Fall hatte er in seinem Plane vorgesehen und sich gesagt, was er dann thun müsse. Die bisherige Kraft, die nur eine angemaßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlassen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohns und die Ehre seines Hauses. Er tastete sich nach der Dachluke hin. Fritz Nettenmair war unterdes aus seiner Betäubung wieder erwacht, und es war ihm gelungen, aufzustehen. Der alte Herr hieß ihn von der Rüstung hereintreten und sagte: „Morgen vor Sonnenaufgang bist du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein anderer Mensch werden kannst. Hier bist du in Schande und bringst Schande. Nach mir gehst du heim; Geld sollst du haben; du machst dich fertig. Du hast seit Jahren nichts für Weib und Kind gethan; ich sorge für sie. Vor Tagesanbruch bist du auf dem Weg. Hörst du?"

Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen gesehen; nun sollte er leben! Leben, wo niemand wußte, was er gethan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräusch mit dem Wahnbild des Häschers schrecken

durfte. In diesem Augenblicke fühlte er selbst das als ein Glück, daß er fern sein sollte von dem Weibe, um das er alles gethan, was er gethan, und in deren Anschauen er Tag für Tag alles mitsehen sollte, was er gethan; die seine That wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hause, in dem ihn stündlich alles erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergessen hoffte und sich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebsten wäre er sogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt stand, dem Rettungshafen zugeeilt.

„Apollonius ist nicht gestürzt", fuhr der Alte fort, und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel versank. Das alte Gespenst hatte ihn wieder in seinen Fäusten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch sich gefreut. Mit dem Gegenstande seines Hasses lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllenflammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler tot. Gewissensangst, das drohende Jenseits, alles war erträglich, nur eins nicht: sie in seinen Armen zu wissen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. „Du gehst", sagte er, als dieser schwieg. „Du gehst. Du bist morgen vor Tag noch auf dem Weg nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande sein, so ist's besser bloße Schande, als Schande und Mord. Denk', ich hab's geschworen, und nun thu', was du willst."

Der alte Herr rief den Gesellen herauf und ließ sich heimführen.

Unterdes war das Gerücht, das dem alten Herrn auf seinem Wege nach Sankt Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Laden steht. Vor den Fenstern erzählte es ein Vorübergehender einem andern. Die Frau hörte nichts als: „Wißt ihr's schon? In Brambach ist ein Schiefer-

decker verunglückt.“ Dann sank sie vom Stuhle, von dem sie aufspringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin seinen Schmerz um Apollonius über der Angst und Sorge um die Frau vergessen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der scharfen Kante des Stuhlbeins bewahren. Da saß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von seinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Gesicht. Ihre vorderen Haare hatten einen Drang, sich in natürlichen Locken zu kräuseln, den sie durch das scharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten sie die Ohnmacht ihrer Besitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte sich die Hände frei, indem er ihre Last vorsichtig leise auf den Boden gleiten ließ, und versuchte die Haare aus dem Gesicht zu streichen. Er mußte sehen, ob sie noch lebe. Das verursachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angst machte seine alten Hände noch ungeschickter; dazu kam die eigene Scheu, die einen alten Junggesellen unerbittlich in so enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigensinn der Haare, die immer wieder im krausen Gelock über dem Gesichte zusammenschlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten sich dagegen, er sah, wie sie die Haare mit ihren Schlägen bewegten und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit Wasser; er goß sich davon in die hohle Hand und spritzte es ihr auf Haare und Gesicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung; er half ihr den Oberleib aufrichten und stützte ihn. Sie strich sich nun selbst die widerstrebenden Haare aus dem Gesicht und sah sich um. Ihr Blick hatte etwas so Fremdes, daß der Valentin von neuem erschrak. Dann nickte sie mit dem Kopfe und sagte mit leiser Stimme: „Ja.“ Valentin verstand, sie sagte sich, sie habe die schreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, sie sagte sich wohl, was geschehen, aber sie begriff es nicht. Es war, als ginge

es nicht sie an, was sie sich sagte, und als besänne sie sich, wen es wohl betreffen möge. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn sie dahinter kam, aber sie wußte in dem Augenblicke nicht, was Schreck ist und Schmerz; ein traumhaftes Vorgefühl von Händezusammenschlagen, Erbleichen, Umsinken, Aufspringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem sie vorbeiwankt, niedersinken möchte und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wilden Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Brust Sinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorgefühl von alledem wandelte in der Stube vor ihr, wie ihr eigenes undeutliches fernes Spiegelbild, hinter einem bergenden Florschleier. Näher und unterscheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum stechenden Schmerze wuchs, und das angstvolle Wissen, er müsse sie ersticken, wenn sie das Weinen nicht finden könne, das alles heilen müsse. So saß sie lange regungslos und hörte nichts von alledem, was der alte Valentin in seiner Angst ihr vorsprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte selbst nicht an seine Trostgründe, wenn er ihr beweisen wollte, Apollonius könne nicht verunglückt sein; er sei zu vorsichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geschichte aus seiner Jugend, wo sich Leute, die nun lange tot sind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten schrecken lassen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beschrieb die Personen, als müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn sie den alten Amtmann Kern und seine Haushälterin vor den Augen ihres Geistes sähe, wie sie damals leibten und lebten. Er hätte sein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er wußte in seiner Ratlosigkeit nicht, wie? So suchte er sich selbst über die Angst des Augenblicks durch immer eifrigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauschte er die kleinste Bewegung in den Zügen des bleichen schönen Gesichtes; und je schöner und jugendlicher es ihm vorkam, desto schwerer schien ihm, was sie litt, und desto eifriger wurde sein Erzählen. Als eine siebenzehnjährige Braut hatte er sie in das Haus mit den

grünen Laden einziehen sehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vierundzwanzigstes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen spielendes Kind gewesen, was hatte sie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie schön war sie immer geblieben in ihrem Dulden, wie schön hatte sie geduldet! Nun lag sie zerbrochen als halb aufgeschlossene Blume da vor seinen alten Augen, die so oft um sie geweint; mehr über die Milde und unbewußte, unzerstörbare Hoheit, womit sie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück selbst. Es gibt rührende Gestalten, die die Angst, die selbst der Zorn nicht entstellt; die in all ihrem Thun, selbst in ihrem Lächeln, selbst in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anschauen denken müssen. Es ist auch keine schmerzliche Rührung, die wir da empfinden; und der Schmerz selbst hat auf solchem Gesicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu trösten und rührend zu erheben, indem er uns zum tiefsten Mitleid mit seinem Träger dahinreißt. Als eine solche Gestalt hatte Christiane, so lang' er sie kannte, vor des alten Valentin Augen gestanden, als eine solche lag sie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte sie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf; er sah, sie war gerettet. Er las es in ihrem Gesichte, das, so ehrlich wie sie selbst, nichts verschweigen konnte. Er saß und hörte mit so freudiger Aufmerksamkeit auf ihr Weinen, als wär's ein schönes Lied, das sie ihm vorsänge. In den Augenblicken, wo der Mensch der stärkeren Natur sich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am sichersten seine wahre Art. Was von Tierheit im Menschen unter der hergebrachten Schminke sogenannter Bildung oder vorsätzlicher Verstellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Christianens Stimme im hingegossenen Weinen, welche sie nach dem Schlag über Ännchens Bett im Doppelschrei von Schmerz und Entrüstung nicht verloren hatte.

Sie hatte sich ausgeweint und erhob sich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie machte sich zum Ausgehen fertig. Ihr Wesen hatte etwas feierlich Entschiedenes angenommen. Valentin sah's mit Erstaunen und Sorge. Ihm fiel seine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängstlich, sie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. „Aber ich darf Sie nicht fortlassen", sagte er. „Der alte Herr hat mir's mit Ketten auf die Seele gebunden."

„Ich muß", sagte sie. „Ich muß in die Gerichte. Ich muß sagen, daß ich schuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird sich meiner Kinder annehmen. Ich möchte den Herren sagen, sie sollen ihn zu dem Ännchen legen; er hat's so lieb gehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden sie nicht thun. Nein, davon will ich nichts sagen."

Valentin wußte nicht, was er erwidern sollte. Er durfte sie nicht fortlassen und sah an ihrer Entschiedenheit, er würde sie nicht aufhalten können. „Wenn nur der alte Herr erst da wäre!" dachte er. Er sagte: „Thäten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zu lieb?"

Sie sah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: „Wie Ihr fragen könnt! Ihr habt ihn immer lieb gehabt, und das vergess' ich Euch nicht, so lang' ich noch lebe. Er ist gestorben, und ich muß auch sterben. Kann ich Euch noch etwas thun, eh' ich gehen muß, so dürft Ihr's nur sagen. Wenn ich's auch thun kann, und wenn Ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehen soll."

„Nein", sagte der Alte. „Das nicht. Aber wenn Sie nur so lange bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortlichkeit ledig bin." Dem Alten war's nicht allein um sich zu thun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in seiner Geistesgegenwart ein Mittel finden, wodurch sie von ihrem Vorhaben abzubringen sei.

Die Frau nickte ihm zu. „So lang' will ich warten", entgegnete sie.

Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu sehen, ob Herr Nettenmair noch immer nicht komme. Christiane holte ihr Gesangbuch vom Pulte und setzte sich damit an den Tisch.

Der Valentin blieb länger aus, als er selbst gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinausgegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er stand immer im Begriff, etwas zu thun oder zu sagen, worüber er erschrak und etwas anderes that oder sagte und wiederum ungewiß schien, ob er nicht auch darüber erschrecken sollte. Immer, und wenn er gar nichts gesagt hatte, meinte er, er habe zu viel gesagt. Manchmal war's, als ob er lachte; dann sah er wieder desto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er sprach; denn er redete vom Wetter. Dazwischen machte er sich viel an der Thür zu schaffen, die er immer wieder einmal öffnete; zuletzt blieb er im Hausflur stehn, wo er den Gang nach dem Schuppen hin übersehen konnte; und es waren die wunderlichsten Vorwände, durch die er all diese Thätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erst die Veränderung nicht, dann beobachtete sie ihn verwundert und immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er sie angesteckt mit seinem Wesen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte sie in Hoffnung auf, wenn er dann sein trauriges Gesicht machte, drückte sie die Hände zusammen und wurde wieder bleich. Sie folgte seinen Augen, ihm selbst nach der Thür und erschrak, so oft er sie öffnete. Dabei sprachen sie immer vom Wetter; wären sie ruhig gewesen, sie hätten über ihre eigenen Reden lachen müssen; aber man sah, er fürchtete sich, etwas zu sagen, sie fürchtete sich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte sie beide Hände bald gegen das Herz, das das Mieder durchschlagen wollte, bald gegen die brennenden, hämmernden Schläfe. Der Alte meinte sie endlich vorbereitet genug, das Wetter fahren zu lassen. „Ja", sagte er, „es ist ein Tag, wo die Toten aufstehen möchten, und wer weiß — aber thun Sie mir noch das zulieb' und erschrecken Sie nicht." Sie erschrak dennoch. Sie sagte zu sich: „Aber es ist ja nicht mög-

lich!" Und sie erschrak doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. „Da sehen Sie einmal dahinter", schluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie sah den Gang hin; sie hatt' es gethan, eh' der Alte sie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Vorderthür, dem alten Herrn die Freudenpost zu bringen; selig und stolz auf sein klug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt sich fest an dem Thürpfosten, als sie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Thürpfosten stand nicht mehr fest, sie selbst nicht mehr auf dem festen Boden; sie schwindelte zwischen Himmel und Erde. Und als sie ihn kommen sah, war nichts mehr auf der Welt für sie als der Mann, um den sie wochenlang mehr als Todesangst geduldet; alles ging um sie im Wirbel, erst die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter und sie würde erdrückt im Wirbel, hielte sie sich nicht fest an ihm. Sie fühlte, wie sie hinsank, dann nichts mehr.

Apollonius war hinzugeeilt und hatte sie aufgefangen. Da stand er und hielt das schöne Weib in seinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und sie war bleich und schien tot. Er trug sie nicht in die Stube, er ließ sie nicht herabgleiten auf die Erde, er that nichts, sie zu beleben. Er stand verwirrt; er wußte nicht, wie ihm geschehen war, er mußte sich besinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht gesprochen; er hatte nur durch den Gesellen, der vom Blechschmied nach Sankt Georg eilte, erfahren, Apollonius folge ihm und werde bald hier sein. Apollonius war vom Nagelschmied am Thore aufgehalten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte sich nicht denken, warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Tambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechselt hatte, und daß jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächste Augenblick bringen sollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte sogleich zu

dem Vater auf dessen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herstürzen und mit dem Umsinken kämpfen sehen und war ihr entgegengeeilt. Und nun hielt er sie in den Armen. Die Gestalt, die er, schmerzlich mühsam und doch vergebens, seit Wochen von sich abzuwehren gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all sein Wesen in eine Bewegung brachte, die er sich als Sünde vorwarf, lag in schwellender, atmender, lastender, wonneängstigender Wirklichkeit an ihn hingegossen. Ihr Kopf lehnte rückwärts gesunken über seinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz sehen, das schöner, gefährlich schöner war, als seine Träume es malen konnten. Und jetzt überflog ein Rosenschein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den milden, selbstgeschlungenen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten sich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun sah sie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie sie hierher und in seine Arme gekommen, sie wußte nicht, daß sie in seinen Armen lag; sie wußte nichts, als daß er lebte. Wie konnte sie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, sie umschlang ihn mit beiden Armen, um seiner gewiß zu sein. Und doch fragte sie noch in angstvoll drängender Hast: „Und bist du's denn auch? Bist du's auch gewiß? Und lebst noch? Und bist nicht gestürzt? Und ich habe dich nicht getötet? Und du bist's? Und ich bin's? Aber er — er kann kommen!“ Sie sah sich wild um. „Er will dich töten. Er wird nicht eher ruhen.“ Sie umfaßte ihn, als wollte sie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß sie die Angst über der Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob er's auch sei. Aber sie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm alles sagen, was jener ihm gethan, und was er ihm noch zu thun gedroht. Sie mußte es schnell; jeden Augenblick konnte jener kommen. Warnung, süß unbewußtes Liebesgeschwätz, Weinen, Lachen; Seligkeit, Angst, Schmerz um das verlorene Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Be-

dürfnis der Liebe mit allem, was sie ist, was sie freut, was sie bekümmert, ein Gedanken seines Geistes, ein Gefühl seiner Seele zu sein, das er denkt und fühlt wie seine andern; bräutliche Verwirrung und Vergessen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Dasein ist — denn alles, was war und werden kann, ist bloß Schatten — was sie erzählt, hat sie geträumt und erlebt, fühlt und weiß es erst jetzt; was gewesen ist und kommen wird, ist gewesen und kommt nur, damit dieser Augenblick sein kann; vor und nach diesem Augenblick ist die Zeit zu Ende; — alles das durchdrang sich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klang der fliegenden, sich pressenden Rede. „Er hat mich und dich belogen. Er hat mir gesagt, du verhöhntest mich und hättest meine Blume vor den Gesellen ausgeboten. Auch du weißt's ja noch, beim Pfingstschießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du hast's ihm geschickt. Ich hab's gesehen. Ich wußte nicht, warum. Du hast mich gedauert. Daß du so still warst und trüb und so allein, das hat mir weh gethan. Da hat er mir beim Tanz gesagt, du hättest deinen Spott über mich. Da gingst du in die Fremde, und er hat mir gesagt, wie du in deinen Briefen über mich spottest: das that mir weh. Du glaubst nicht, wie weh mir das that, wenn ich schon nicht gewußt hab', warum. Der Vater wollte, ich sollte ihn frein. Und wie du kamst, hab' ich mich vor dir gefürchtet; du hast mich immer noch gedauert, und ich hab' dich immer noch geliebt und wußt' es nur nicht. Er selbst hat mir's erst gesagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht schlecht werden und will's auch nicht. Gewiß nicht. Dann hat er mich gezwungen, zu lügen. Dann hat er mir gedroht, was er dir thun wollte. Er wollte machen, daß du stürzen müßtest. Es wär' nur Scherz; aber, sagt' ich's dir, dann wollt' er's im Ernste thun. Seitdem hab' ich keine Nacht geschlafen; die ganzen Nächte hab' ich aufgesessen im Bett und bin voll Todesangst gewesen. Ich hab' dich in Gefahr gesehen, und durft' es dir nicht sagen und durfte dich nicht retten. Und er hat die Seile zerschnitten

mit der Axt in der Nacht, eh' du nach Brambach gingst. Der Valentin hat mir's gesagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen schleichen sehen. Ich hab' dich tot gemeint und wollte auch sterben. Denn ich wär' schuld gewesen an deinem Tod und stürbe tausendmal um dich. Und nun lebst du noch, und ich kann's nicht begreifen. Und es ist alles noch, wie es war; die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du bist doch nicht tot. Und ich wollte auch sterben, weil du tot warst. Und nun lebst du noch, und ich weiß nicht, ist's wahr oder träume ich's nur. Ist's denn wahr? Sag' du mir's doch: ist's wahr? Dir glaub' ich alles, was du sagst. Und sagst du, ich soll sterben, so will ich's, wenn du's nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauscht, daß ich dir's sagte, was er will. Schick' den Valentin in die Gerichte, daß sie ihn fortführen und er dir nichts mehr thun kann!"

So schwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in seinen Armen fort. Alles vergessend, wie ein Kind an einem Abgrund spielend, den es nicht sieht, ruft sie unbewußt eine Gefahr herbei, tödlicher als die, über deren Vorbeigehen sie jubelt, drohender als die, wogegen sie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenschaftlich Thun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkosungen, was ihr warmes, schwellendes Umfangen in dem Manne aufregen muß, der sie liebt; daß sie alles thut, was den Mann, dessen Rechtlichkeit und Edelmut sie sich so unbekümmert anheimgibt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergessen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf sie in ihm entzündet, und wie sie ihm den Sieg erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in seinen Armen war sein; der Bruder hat ihn um sie und sie um ihn betrogen. Jetzt weiß er's, wo das Weib in seinen Armen ihm die Größe des Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat sie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, gethan, verfolgt er ihn noch und steht ihm nach dem

Leben. Gehört das Weib dem, der sie ihm gestohlen, der sie mißhandelt, den sie haßt? Oder ihm, dem sie schändlich gestohlen worden ist, der sie liebt, den sie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken; hundert einzelne Empfindungen, die, in den Strom *eines* tiefen und wilden Gefühls hingerissen, durch seine Adern stürzten und die Muskeln seiner Arme spannten, etwas, das sein ist, an sein Herz zu pressen. Aber eine dunkle Angst drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe fest. Das Gefühl, er will etwas thun, und er ist sich nicht klar, was es ist, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird — er läßt sich fortreißen; die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und, bewege er sich, ehe er sich umgesehen, könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein wertvolles Papier werfen: alle dem lag die angstvolle Vorahnung zu Grunde, er könne mit *einer* Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gut zu machen sei. Er rang schon lange unter den berauschenden Tönen nach etwas, bevor er wußte, daß er rang, und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis seiner Natur. Und nun kam sie ihm und sagte: „Das Wort, das du gegeben hast, ist, die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten, und was du thun willst, muß sie zernichten.“ Er war der Mann und mußte für sich und sie einstehen. Die Klarheit brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung sprach, mit aller Schmach, die sie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Gesichtes, das an seinem Herzen lag und schwärmend zu ihm aufsah, und wie er mehr an ihr und an sich selbst verderben würde, als das war, worüber er ihren und seinen Feind anklagte. Noch stand die heilige Scheu schützend zwischen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick für immer verscheuchen konnte. Und doch sah er angstvoll sich nach einem Helfer um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußt' er sie aus seinen Armen lassen.

Valentin kam nicht. Aber die Scham über seine Schwäche, die die Hülfe außen suchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftlose sanft auf den Rasen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er sie erst. Er mußte sich abwenden und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da sah der jüngste Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in seine Arme, drückte es an sein Herz und stellte es zwischen sich und sie. Es war eigen: mit dem Drucke, mit dem er das Kind an sein Herz gedrückt, entband sich der wilde Drang, und nun erst lösten sich die gespannten Muskeln. Er hatte sie in dem Kinde an sein Herz gedrückt, wie allein er sie an sein Herz drücken durfte.

Die Frau sah ihn den Knaben zwischen sich und ihn stellen und verstand ihn. Glühende Röte stieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erst, daß sie in seinen Armen gelegen, daß sie ihn umfaßt und mit ihm gesprochen hatte, wie es nur erlaubte Liebe darf. Sie sah nun erst die Gefahr, an deren Abgrund sie ihn und sich gestellt. Sie richtete sich auf den Knieen auf, als wollte sie ihn flehen, sie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte sie belauscht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte sie ihn durch die Freude über seine Rettung erst verdorben. Er sah das alles und litt es mit ihr. Er hatte sich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber in seinem Innern war der Kampf selbst nicht ausgekämpft. Er neigte sich zu ihr und sagte: „Du bist meine brave Schwester. Du bist braver als ich. Und über uns und deinem Manne ist Gott. Aber nun geh hinein, Schwester, liebe, brave Schwester.“ Sie wagte nicht aufzusehen, aber durch die gesenkten Lider sah sie seine Milde, das tiefe, unausschöpfbare Wohlwollen, die unvertilgbare Menschenachtung auf seiner leuchtenden Stirne und um den sanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßstab war, wußte sie nun, sie war nicht schlecht, sie konnt' es nicht werden; er trug sie, bewahrt wie die Mutter das Kind, vorsichtig auf starken Armen. Er wuchs ihr, wie sie ihn durch die gesenkten Lider sah, mit dem

Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht schaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, sie aufzurichten. Sie bebte unter der Berührung, und wie sie noch auf den Knieen lag, stieg ihr Gedanke zu ihm auf wie ein Gebet. Er führte sie an die Thüre. Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Gesellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachschlich, sah noch, wie er sie führte.

Von allem, was er heute gewollt und gelitten, stand nichts in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu lesen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundlose Einbildungen anhören; denn die Geschichte hatte sich ausgewiesen, wie sie war, nicht wie sie der Valentin zusammengeängstelt hatte. Der Reise Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lang' von demselben gehegten, aber von ihm erst heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, sogleich mit den Geschäftsbüchern auf des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geschäftes genau kennen lernen; sein wahrer Zweck dabei war, Apollonius so lange bei sich in Sicherheit zu behalten, bis sein Bruder abgereist sei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächsten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reise bis Hamburg beschaffen. Dort wußte er einen frühern Kölner Freund, der sich in sehr guten Verhältnissen befand, und der, um manche geleistete Dienste zu vergelten, ihm öfter und noch neulich eine Geldhülfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stübchen schrieb er an ihn. Der Freund sollte dem Bruder einen Platz auf einem Passagierschiffe besorgen, seine Aufenthaltskosten bestreiten und ihm — aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt — eine gewisse Summe Geldes übermachen; alles auf Apollonius' Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Post, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair einschreiben zu lassen. Der Wagen ging eine Stunde

vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher sollte Valentin auf dem Zeuge sein und sich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hause mit den grünen Laden immer schwüler geworden. Diese Nacht mit ihrer stillen Unruhe glich der angstvollen Stille, darin die Kräfte eines Meersturms seinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eigenes Treiben. Wer in dieser Nacht in das Haus, aber nicht in die Seele der Menschen hätte hereinsehen können, der wäre aus einer Befremdung in die andere gefallen. Sonst, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reise sich rüstet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen sich die übrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden sie ausgenossen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen sich in ihnen zusammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu sehen. Nach Fritz Nettenmair sahen die Leute im Hause nicht. Sie schauderten, ihm zu begegnen, als wär' er ein schreckendes Gespenst. Und wie ein solches schlich er darin umher und wich den Menschen aus, wie sie ihm. Und die Menschen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, sind nicht fremde; sein Vater ist's, sein Bruder, sein Weib und seine Kinder. Ein Reisender, der nicht gesehen wird, der sich nicht sehen läßt, der kein Lebewohl gibt und kein Lebewohl nimmt, und der doch freiwillig reist, und dessen Reise die andern wissen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geschäftsbücher vorlesen, ein wunderlich zweckloses Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiste bei den Zahlen. Und der alte Herr that noch dazu, als wisse er alles schon. Daß Apollonius ihm die Gefahr des Hauses verschwiegen, erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die sich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen sehen. Aus seinen diplomatischen Reden, zu denen er sich bisweilen zusammenraffte, um dem Schattenspiel vor dem Sohne

einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehen lassen, um zu zeigen, wohin es kommen müsse, wenn er die Hand vom Ruder abziehe, und daß er gesinnt sei, von nun an selbst wieder das Schiff zu leiten. Dazwischen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Tambach wisse. Apollonius konnte ihm sagen, er kenne den Mann; es sei derselbe ungemütliche Gesell', der vordem bei ihnen gewesen. „So?" sagte der alte Herr gleichgültig. „Und weiß man, was die Ursache war?" Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten gerissen, sei ein fast neues, aber es müsse an der Stelle des Risses rundum mit einem scharfen spitzen Werkzeug durchschnitten gewesen sein. Der alte Herr erschrak. Er ahnte einen Zusammenhang, auf den auch andere kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren, müsse auf dem Rückweg ein Anschleifeseil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müsse einen Zusammenhang ahnen, wenn nicht mehr als nur ahnen, und habe durch die Antwort an Valentin ihn den Augen des alten Gesellen entziehen wollen. Er sah, daß Apollonius in seinem, des alten Herrn Geiste verfuhr. Von dieser Seite war also nichts zu fürchten. Aber es konnten Umstände im Spiele sein, die trotz Apollonius' Vorsicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ seine Zurückhaltung, so schwer dies ihm fiel, diesmal beiseite, und auf wiederholte Fragen mußte Apollonius sagen, was er wußte. Es war folgendes. Den ersten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geselle war in dem Wirtshaus gewesen, als er ankam. Denselben Abend noch hatte er ihn über den Hof schleichen sehen. Am andern Morgen fehlte das Seil. Er hatte sogleich Verdacht auf den Gesellen, aber nach seiner gewissenhaften Weise zögerte er, ihn

auszusprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Thor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen; zugleich, daß der Gesell' bei keinem Meister gestanden, sondern auf eigene Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Tambach unternommen. Ein Stück des von ihm hinterlassenen Handwerkzeugs, ein Zimmerbeil, war schon von dem rechtmäßigen Besitzer beansprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Christianens ihn gewiß, das Seil, durch dessen Zerreißen der Gesell' verunglückt, war das seine. Wie die Sache nun stand, durfte er sich natürlich nicht zu dem Eigentumsrechte daran bekennen; er mußte seiner Ehrlichkeit sogar den Zwang anthun, durch Erdichtungen fremder Vermutung der Wahrheit zuvorzukommen.

Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu lesen. Apollonius that es, aber im Geiste waren beide wiederum bei andern Dingen. Apollonius wollte sich zwingen. Es war seiner sonstigen Art geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu sein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in diese gleich gewichtige, wohlgeordnete Seele herüber. — Endlich kam Valentin, erhielt das Reisegeld für Fritz Nettenmair und die Anweisung an den Hamburger Freund und die Weisung, das Gepäck des Reisenden nach dem Posthofe zu tragen, und etwaigen Auftrages harrend in seiner Nähe zu bleiben, bis er abgefahren sei. Eine Stunde später kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Nettenmair freue sich auf das neue Leben in Amerika. Sie sollten sich wundern über ihn, wenn sie ihn wiedersähen. Er konnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete sich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr lesen und schickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzusetzen, müsse sich ein andermal Zeit finden.

Und Fritz Nettenmair? Wie war ihm zu Mut in dieser Nacht? Als er, ruhelos wie ein gequälter Geist, bald händerin-

gend, bald fäusteballend den Gang vom Hause nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hause schlich? Bald schrak er vor einem fallenden Blatt zusammen, bald wünschte er, das Haus stürzte über ihn und begrübe ihn. So oft er den Weg durch den Gang zurücklegte, so oft bäumte sich seine Seele im wildesten Trotz empor und sank wiederum in die hingegebendste Hülfslosigkeit zurück. Er war entschlossen, zu gehen — und sie dem Gehaßten zu überlassen? Daß sie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja so weit gebracht, um ihn loszuwerden; dann war ihr einziger Wunsch erfüllt. Nein! er wollte bleiben! er mußte bleiben! — und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt sein Wort — und schlossen ihn mit Ketten fest, und — dann war's dasselbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. — Fritz Nettenmair bewegte heftig die Arme vor sich hin, als rüttelte er schon an den Gittern des Kerkerfensters und atmete so mühsam, als erstickte ihn schon der Dunst der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abspannung das ganze Bewußtsein seines grenzenlosen Elendes, der Jammer gänzlicher Verlassenheit. Goldene Bilder stiegen auf; die verlorene Seligkeit marterte ihn mehr als die gewonnene Verdammnis. Da hüpfte er als schuldloses Kind den Gang hin, dem entlang er jetzt die Überlast seines Elends schleppte; da waren Menschen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, so süß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menschen verachteten ihn; die ihn lieben sollten, schauderten vor ihm. O nur ein einzig Herz, dem sein Scheiden weh thäte, und er ginge und würde ein anderer Mensch! Jetzt sieht er jeden freundlichen Blick, den er in der Verblendung seiner Leidenschaft nicht beachtet. Das Lächeln um die angstzuckenden Lippen des kleinen Ännchens steigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückstieß, die immer wiederkam, so oft er sie zurückstieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo sie ihn retten könnte, wär' sie nicht tot durch seine Schuld; jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit so schmerzlicher Gewalt, daß er sein eigen

Elend darüber vergäße, wär's nicht ein Teil davon. Das Ännchen ist tot, aber er hat noch Kinder; sie müssen ihn lieben, sie sind ja sein. Sein Herz schreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen sich krampfhaft, etwas, was sein ist, an sein Herz zu pressen, damit er weiß, er ist nicht verloren; und verloren ist keiner, der noch einen Menschen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, die Hausflur hindurch, durch Stuben- und Kammerthür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, gibt dem Vater Schein genug, seine Kinder zu sehn. An dem nächsten kleinen Bette sinkt er in die Kniee. Ein längst verlernter Laut flüstert durch seine Lippen, und wie ihn diese Lippen nie flüstern gekonnt. „Fritz!" Er will die Kinder nur einmal an sein Herz drücken, ihre Liebe sehen und — gehen. Gehen und ein anderer Mensch werden, ein besserer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnet er die großen Augen und — erschrickt. Vor dem Mann an seinem Bette fürchtet er sich. Es ist ein fremder Mann. Ein schlimmerer Mann als ein fremder Mann. O, nur ein zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es ist der Mann, der das Kind so oft zornig angeblickt, der Mann, vor dem die Mutter es in die Kammer schloß, weil es nicht sehen sollte, was der Mann ihr that. Und dann stand es zitternd und horchte an der Thür, dann ballten sich die kleinen Händchen im ohnmächtigen Zorn. Er hat ja das Kind ihn hassen gelehrt, nicht ihn lieben.

„Fritz", sagte der Vater voll Angst, „ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich schicke dir schöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tausendmal an dich."

„Ich will nichts von dir", sagte der Knabe furchtsam trotzig. „Onkel Lonius gibt mir Äpfel; ich mag deine nicht."

„Hast auch du mich nicht lieb?" sagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen.

Der kleine Georg flieht zum Bruder in dessen Bett. Dort halten sich die Kinder in Angst umschlungen. Dennoch ist er trotzig und so viel Widerwillen, als ein Kindesauge fassen kann,

blickt aus dem seinen. „Die Mutter hab' ich lieb, den Onkel Lonius hab' ich lieb", sagt das Kind; „dich mag ich nicht. Laß uns gehn, ich sag's dem Onkel Lonius!"

Fritz Nettenmair lacht im wilden Hohn und schluchzt zugleich im hülflosen Schmerz. Die Kinder sind ja nicht mehr sein. Er ist ja ihr Vater nicht mehr. Er ist's. Er! Seine Kinder sind's. Er ist ihr Vater. Er, der ihm alles genommen, hat ihm auch die Kinder genommen. Das, was man dem Elendesten läßt. Wenn er gehen müßte, er! die Kinder hingen sich an ihn; eher rissen die Händchen, als daß sie ihn ließen. Und das Weib hier, dies schöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das selbst die Lampe liebend all ihre Strahlen sammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt, als sie von der Lampe; dieses Weib, sein Weib, seins! auch sein, wie alles, was einmal mein war! Sie ist in ihren Kleidern zu Bett gegangen; sie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ginge er, diese Rosen würden bleich, sie flösse sterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von ihm zu sein. Wie sie auffahren würde, sagt' ihr einer in den Traum hinein, den sie von ihm träumt, denn sie lächelt, er geht! Er, ihr — Nein! ich will nicht gehen! Nein! ich kann nicht gehen! Lieber tausendmal sterben! Und er hat ja dem Tode schon ins Angesicht gesehen, vor Stunden erst, als er vor dem Vater auf der Rüstung hingestreckt lag. Es war ein Kinderspiel, das Sterben, gegen solch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wär' es noch, wär auch er noch tot. Und er wär' an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teuflischen Engelslächeln; und er wär' an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von seinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgestoßen, an dem guten Ännchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er war's ja nicht. Er mußte gehen; er wurde noch elender, als er schon war; und die er haßte, die ihn verdorben, wurden glücklich durch sein Gehen. Er machte sie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen gethan; er

haßte in ihnen selbst die Gewalt, die er sich anthun mußte, Teufel in ihnen zu sehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er sie angstvoll sich versteckte, standen sie als Engel über ihm, nun so haßte er sie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Grenze überschritten, über welche keine Rückkehr mehr ist. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen sah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, diese Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er totgefaßt vor dem Vater lag, und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies sich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblicks blieb ihm und tauschte nur die Personen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwischen Haus und Schuppen hin und her trieb. Seine Arme bewegten sich so heftig als vorhin, aber es waren nicht Gitterstäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Laden lag so friedlich in seinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angesehen, die es hinter seinen Wänden barg; keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlorenen Gefäß.

Apollonius war müde vom Wachen und vom Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wissen um des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet. Neben diesem war erst noch ein anderer Kampf aufgeglommen. Der Vater schien nicht an die böse Absicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu seinem Schutze aufzurufen, schauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders That bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es gelang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt. Aber wie? Wenn er — ihn versicherte, ihm schwur, daß er in der Frau nur die Schwester sehe? Vor einem halben Jahre noch hätte er das beschwören können: heute durfte er es nicht mehr,

heute war es Meineid. Er konnte, wenn der Bruder den entsetzlichen Plan auf sein Leben nicht aufgab, die Ausführung desselben erschweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zustande, in welchem Apollonius sich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünscht sein als schrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewissenspein, alle Sorge ein Ende; aber was sollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er sich nicht das Wort gegeben, sie vor Schande und Not zu bewahren? Diesen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber sie machte den alten Kampf nur schwerer, indem sie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entschlossen war, die Wünsche, die er verdammen mußte, nicht zur That werden zu lassen. Aber die Wünsche selbst! Wenn kein äußeres Hindernis mehr ihrer Erfüllung im Wege stand, mußte ihre Gewalt da nicht wachsen? Die Gewissensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo sie in der täglichen Nähe einen unerschöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebene Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Diesen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden und Fahrzeug, Flaschenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte fest, sein Auge klar sein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er sich nicht erst ausziehen und zu Bett legen. Er hatte sich bis jetzt des Sofas, das in seinem Zimmer stand, noch nicht bedient, darauf zu liegen. Er vermied alles, was zu Verweichlichung führen konnte; ein gleich starker Beweggrund war sein Bedürfnis, Dinge um sich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürsten und polieren konnte. Auch in dem Zustand von Verstörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er diese Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leise liebkosender Hand über den Bezug des Sofas und setzte sich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf

er beim Schreiben saß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununterbrochener aufregender Traum. Christiane lag in seinen Armen wie gestern, er kämpfte wieder, aber diesmal siegte er nicht; er preßte sie an sich. Da stand der Bruder neben ihnen, und sie standen nicht mehr auf dem Gange zwischen Schuppen und Haus, sondern oben am Turmdach auf der fliegenden Rüstung. Der Bruder wollte ihm die Besinnungslose aus den Armen reißen, um sie zu mißhandeln; er warf im schmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr gethan, und im Kampfe um das Weib stieß er ihn von der Rüstung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müssen. Als er die Augen öffnete, war es Tag, und Zeit, an die Arbeit zu gehen. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen. Er stand auf. Er hoffte, vor der frischen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Wassers, das er sich nach seiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünsche und damit der Gewissensvorwürfe über sie noch immer steigerten, von ihm in sein Stübchen zurückfliehen. Aber es geschah nicht; sie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbst über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an seiner Wange; immer fühlte er sich in ihrem schwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenschaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm stand, aus dem Herzen herauf. Er kannte sich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er sich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er sich nicht mit seiner ganzen Aufmerksamkeit bei der Arbeit wußte. Sonst hatte er gleichsam seine eigene heitere Tüchtigkeit mit hineingearbeitet in seine Arbeit, und diese mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kam's ihm vor, als hämmerte er seine unrechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen bösen Zauber zurecht, und die Arbeit könne nicht taugen, nicht haltbar werden.

Der Schieferdecker muß besonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß sich auf die Berufstreue dessen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier stand, verlassen. Die Ungewissenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befestigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren an diesen Haken seine Leiter hängt, in den Tod stürzen. Es war nicht einzusehen, daß eine Nachlässigkeit, ein Versehen in der Arbeit, wie er sie heute vollendete, eine so schwere Folge nach sich ziehen sollte, aber seine natürliche ängstliche Genauigkeit war noch von seinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Hinter dem Kampfe seines Gewissens mit den Bildern seines sündhaften Traums drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in seiner Zerstreuung ein künftiges Unheil fertig.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Ring, Flaschenzug, Fahrzeug und Leiter waren entfernt; die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabsteigens gehalten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüstung und die Stangen, worauf sie geruht, vom Dachgebälke abgelöst und stand allein auf dem schmalen Brette, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er stand sinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuschlagen vergessen. Er sah in die Schiefer- und Nagelkasten seines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher hastiger Schritt tönte unter ihm die Turmtreppe herauf. Er achtete nicht darauf; denn eben sah er im Schieferkasten eine zurückgebliebene Bleiplatte liegen. Er hatte nur so viel Bleibleche mit sich heraufgenommen, als er brauchte; eine war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreuung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen. Aus der Ausfahrthür sah er an der Turmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieser Turmseite geschehen, so ließ er sich vielleicht ohne Fahrzeug bessern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der

Stelle zu kommen. Und so war es auch. Etwa sechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergessen, sie durch die Bleiplatte zu ersetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befestigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der Eilende das Ende der Steintreppen erreicht und stieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber war er in seiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh', bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Diese lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er sich danach herabbeugt, fühlt er sich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeschoben. Unwillkürlich faßte er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens seitwärts über ihm; mit der Linken sucht er vergebens nach einem Halt. Durch diese Bewegung wendet er sich dem Angreifer zu. Entsetzt sieht er in ein verzerrtes Gesicht. Es ist das wildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt.

„Was willst du?“ ruft er. Was er auch erfahren, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm: „Du sollst sie allein haben, oder mit hinunter!“

„Fort!“ ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind all die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht heraufgestiegen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück.

„Zeigst du endlich dein wahres Gesicht?“ höhnte dieser noch wütender. „Von jeder Stelle hast du mich verdrängt, wo ich stand; nun ist die Reih' an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wirf mich hinunter, oder du sollst mit!“

Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken

Balkens. Er muß den Bruder mit seiner ganzen Kraft an den Armen fassen, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit herunter. Doch ruft er: „Ich nicht!“

„Gut!“ stöhnte jener. „Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ist's mit deiner Scheinheiligkeit am End'.“ Apollonius würde einen andern Halt suchen, wüßt' er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt der mit wildem Anlauf heran! Apollonius' Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfassen, aber dann stürzt den Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufes durch die Thür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demselben Augenblicke stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört, schießen wild hernieder bis zur Aussteigethür und schweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres totes herab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Händeineinanderschlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entferntesten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffenen Elends so viel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.

Es hat alles auf der Welt seinen Nutzen, wenn nicht für den, der es treibt oder an sich hat, so doch für andere. So wurde nun, was Schande über das Nettenmairsche Haus gebracht, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunksucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn schon berauscht gesehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laster auf die Rechnung stellte. Diese Mühe hatten eigentlich nur die ersten; die anderen erfuhren schon die fertige Geschichte. Es war gut, daß niemand außer dem Nettenmairschen Hause davon wußte, daß er nach Amerika gewollt, und daß er selbst, um bei seiner Rückkehr weniger aufzufallen, sich in seinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Postwagen gesetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf seine Auslieferung hatten, meldeten sich natürlich nicht. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von seiner Abreise wußte, setzte voraus, er sei zuerst in seinem Hause gewesen und habe sich da umgekleidet; wer ihm auf dem Rückweg begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend sonst von einer Arbeit oder Arbeitsrücksprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umstände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geschichte erst zusammenzusetzen, da man sie schon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der That an seinem gewöhnlichen Zerstreuungsorte stark getrunken und mit seiner Wagehalsigkeit geprahlt. Darin hatte er von je, seiner Natur nach, die höchste Eigenschaft eines vollkommenen Schieferdeckers gesehen und in der Zeit seiner Thätigkeit genug Beweise davon gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er sein Meisterstück machen, und war stark berauscht von der Schenke nach Sankt Georg gegangen. Alles Umstände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur bestätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampfe vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bau=

herr hatte sogleich, nachdem er die Geschichte erfahren, seinen Liebling aufgesucht und brachte diese auf den Turmboden, wo er den Erschöpften sitzend fand, schon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, diesen zu fragen. Man erzählte ihm, anstatt ihn erzählen zu lassen. Es hatte ihn bei seinem Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauses konnte niemand helfen und den Vater töten. Er schwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorene Sohn hatte den Tod absichtlich gesucht. Er fand, es war so gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre seines Hauses schonen. Dennoch ängstigte ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umstände bekannt werden, die den allgemeinen Irrtum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er sich weder seine Meinung noch seine Furcht absehen. Er zeigte sie selbst Apollonius nicht, der im Glauben, der alte Herr teile die Überzeugung der ganzen Stadt, ihm nun auch verschwieg, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnötig erschrecken und beängstigen. So blieb die erste Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, untersuchend einzuschreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht, ging glücklich vorüber.

Eines Abends sah man denn die schwarze Bahre vor dem Hause mit den grünen Fensterladen, das darüber wegsah, um sein rosiges Aussehn zu rechtfertigen. Etwas entfernter standen Frau und Kinder in Gruppen zusammen, bald leise flüsternd, bald voll Aufmerksamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld stieg. Dasselbe Treiben, dieselben Empfindungen, mit der die gebildetere Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauschen soll; dasselbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierher gezogen, das dort die schönsten Gewänder der Stadt versammelt. Zuweilen kommt ein schwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düsterer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre

hinweg ins Haus. Endlich geht die Thüre doppelt auf. Der Sarg steht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leise und in gleichmäßiger Bewegung hebt sich die schwarze wallende Masse; nun ist sie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt sich's schwankend, flatternd. Obenauf blitzt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und sagt, was man jetzt der Erde übergibt, hat ehrlich zwischen Erde und Himmel hantiert. Die alten Weiber schwemmen mit süßen Thränen hinweg, was von Schmutz auf seinem Andenken liegt. Innerlich geben sie sich das Wort, niemand, den sie daran hindern können, soll Schieferdecker werden. Es ist gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk zwischen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem schwarzen Flattern zwischen den Brettern liegt, so stumm er ist, mit erschütternder Beredsamkeit. Dann mustern sie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er sieht aus wie der Geist des ehrlichen Begräbnisses selbst. Doch über dem schlanken, hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn vergessen sie die ganze Milde, die sie vorhin geübt; sie graben den Toten wiederum aus den nassen Totenblumen heraus, womit sie seine menschliche Blöße bedeckt. Seinetwegen wär' der Hammer über ihm voll dunkeln Rosts der Schande; Apollonius ist's, dem er dankt, daß das Werkzeug so ehrenblank über seinem letzten Bette liegt. Und ob er's um ihn verdient hat? Das will keine sagen. Könnte sie der Tote hören vor den Brettern und dem schwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieser an ihm gethan. Und könnt' er vollends dem Bruder in das Herz sehen, aus dem sein Tod allen Groll verwischt, das sich Vorwürfe macht, weil es einen Bösewicht sah, wo es den unglücklichen Wahnsinnigen hätte bedauern müssen, er steifte sich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weise ihres Geschlechtes schlagen die Klageweiber in Ehestifterinnen um. Und wahrlich!

sie haben nicht unrecht; ein schöneres Paar, eines, das besser zusammenpaßte, das seiner gegenseitig so wert wäre wie dieses, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am Roten Adler vorbei. Es war schon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Nettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! „Da ist er ja! Da ist er ja!“ klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber famos konnte es nicht werden trotzdem. Es war derselbe Weg, den Fritz Nettenmair zurückging, nachdem er den Gesellen begleitet hatte. Damals sah er im Geiste den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden schwarzen Behänge, und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun war's umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau trug. Und fort ging's immer die Straßen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Thore zerflossen wiederum die Weiden in Nebel oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Nettenmair damals den Gesellen im Nebel verschwinden sah, verschwand er heute selbst darin. Ob es ihn freuen würde, wenn ihm einer sagte, er wird den Freund wiedersehen? Er wird ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen sie in Tambach ihn hinaus. Sie haben viel zu sprechen miteinander. Fritz Nettenmair kann dem Gesellen sagen, wie sorgsam er den Gedankenkeim, den jener gegeben, bis zum Zerschneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Gesell' dem ehemaligen Herrn, daß er unter dem Seilschnitt verunglückte, den dieser gemacht. Der Geistliche, der Fritz Nettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die seinem Stande ziemen und für Geld zu haben sind — weiß nicht, welch fruchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag,

und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andere Dinge hatten Fritz Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andere diese. Auf sein Grab war ein Stein gesetzt und darauf sein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer bescheinigt und der vergeßlichen Nachwelt mit Meißelstreichen eingeschärft worden. Man sollte meinen, die düstere Wolke über dem Haus mit den grünen Fensterladen müßte sich in dem Wetterschlag entladen haben, der den älteren Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaster niedergeschmettert, und das Leben darin müsse nun so heiter sich gestalten, als sein äußerer Anblick verspricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Witib oder ihre Kinder sah! Die drei schnellkräftigen Wesen hoben die niedergedrückten Köpfchen wieder, sobald die Last entfernt war, die sie niedergedrückt. Die junge Witib sah nicht aus, als wäre sie schon Frau, noch weniger, als wäre sie schon eine unglückliche Frau gewesen; sie erschien von Tag zu Tag mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und sollte sie nicht? Wußte sie nicht, daß er sie liebte? Liebte sie ihn nicht? Mußte sie nicht das Necken dritter darauf bringen, fiel es ihr auch selbst nicht ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte sie sich fragen lassen, ob sie schon an ihrer Ausstattung nähe? die Kinder fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht sei? Konnte sie anders darauf antworten als mit stummem Erröten und indem sie rasch von etwas anderem zu sprechen begann? Und so machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war so natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen so notwendig, daß die Ernsteren und die über das Necken hinaus waren, dies unausgesprochen voraussetzten und es ebendeshalb nicht aussprachen, weil es sich ihnen von selbst verstand. Auch der alte Herr ließ es in seiner diplomatischen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Christiane sah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müsse sie heiraten, noch immer hoch über sich; es

war ihr in dieser Beziehung wie in allen Bedürfnis, Pflicht und Wollust, sich in seinen Willen zu ergeben, den sie den reinsten und den heiligsten wußte. Wenn sie trotz dieser Ergebung Wünsche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? Wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem besten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt, und er wollte es nicht wieder fahren lassen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von sich hatte ihn vergessen lassen, daß er schon zweimal zu der Einsicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke sei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen sehen müsse. Er sollte es zum drittenmal erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius' seitherigem Handeln falsche Beweggründe unterlegte. Schon als er sich der Tüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm zugleich die Furcht gekommen, die Valentins Geständnis der Verschweigung ihm zur Wahrheit machte. Er sah hinter der vorgegebenen Schonung des Sohnes um so natürlicher Eigenmächtigkeit und die Lust, ein verdecktes Spiel zu spielen, als er ihn dabei nur an dem eigenen Maßstabe maß. Es war das Nächstliegende, daß er in dem Sohne die eigenen Neigungen voraussetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eifersucht empfunden, daß er selbst der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in seiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den seine Hülflosigkeit ihn gelehrt, mußte ihm sagen, daß Apollonius trotz seines mühsamen Verbergens dahinter gekommen war, und so sah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen vom Handeln des Sohnes.

Seit jener Nacht vor seines älteren Sohnes gewaltsamem Tode war Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten. Apollonius berichtete ihm täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte seine Befehle ab.

Ist eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt sie sich selbst, und es bedarf von Seite des Leitenden nur Beaufsichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es die Geleise erst zu suchen, in denen sie laufen kann, und aus diesen wieder das kürzeste, das sicherste und gewinnvollste auszuwählen. Der Arbeitgeber erschwert oft die Aufgabe, indem er selbst mit hineinsprechen will oder besondere Nebenwünsche hat, die der Meister zugleich miterfüllen soll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbständigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meister nicht die bereits laufenden vergessen. Wahl, richtige Anstellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter sprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden sein, und so überwunden, daß neben Wunsch und Vorteil des Baugebers auch Handwerksehre und Vorteil des Meisters nicht ins Gedränge gerät. Dazu braucht's offene, klare Augen von raschem Überblick. Daß Apollonius diese besaß, erkannte der alte Herr schon in dessen erster Meldung. Diese betraf eine besonders schwierige Aufgabe. Apollonius stellte sie mit solcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Es war ein Fall, in welchem den alten Herrn seine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verschiedene Wege, ihm gerecht zu werden, und setzte den alten Herrn in eine Verwirrung, welche er kaum zu verbergen wußte. Über die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenschirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widersprechendsten Empfindungen: Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er selbst nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte; dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphiere; Lust, ihn zu bändigen und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meister sei. Aber wenn er sich durchsetzen wollte: würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts Besseres ersinnen, als der Sohn ihm vorgelegt

hatte; befahl er etwas anderes, so bestärkte er den Sohn in seiner Nichtachtung; und der gab sich dann das Ansehen, des Vaters Befehl zu vollziehen, und that doch, was er selber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm sagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müssen, was der Sohn ihm sagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und stellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter, war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das sein konnte, stellte er nicht selbst dann erst seine Hülflosigkeit ins Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte, und mit dem man spielte, wie man wollte? Es blieb ihm kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als seine diplomatische Kunst. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil sie Dinge betrafen, die sich von selbst verstanden und ohne Befehl gethan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erst in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorschläge Apollonius'; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptsache auf die Annahme des Vorschlages hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigste erschienen war. Hintennach stellte er sich bei sich selber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt als den Vorschlag Apollonius'; war er überzeugt, daß, wenn er nur sein Gesicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er sich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Notwendigkeit versetzt wurde, seine diplomatische Kunst anzuwenden. Apollonius ahnte so wenig von dem Zwang, den er, ohne zu wollen, dem alten Herrn auflegte, als von dessen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geschäften nichts mehr verheimlichen mußte, und daß sein Gehorsam der Erfüllung seines Wortes nicht im Wege stand. Auch von dieser Seite her wurde der Himmel über dem Hause mit den

grünen Laden immer blauer. Aber der Geist des Hauses schlich noch immer händeringend darin umher. So oft es Zwei schlug in der Nacht, stand er auf der Emporlaube an der Thür von Apollonius' Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.

Apollonius hielt sich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf seinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Essen wie sonst dahin. Es konnte das nicht wunder nehmen. Das Geschäft hatte sich unter seiner fleißigen Hand vergrößert; es wollte gegen früher mehr als doppelt soviel geschrieben sein. Der Postbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Besitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verstand von Köln her den Betrieb des Schieferbaues und hatte sich einen frühern Bekannten von daher verschrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverlässig wußte. Seine Wahl erwies sich geraten; der Mann war thätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr sah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe seinen Kräften doch zu viel vertraut. Der jungen Witib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnstube kam. Die Kinder, die er öfter zu sich rufen und kleine Dienste verrichten ließ, wobei sie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und sie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie selber war desto öfter auf seiner Stube; doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie schmückte Thüren und Wände mit allem, was sie hatte, und wovon sie wußte, daß er es liebte, und hielt sich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch sie bemerkte die Blässe seines Angesichts, die jedesmal größer geworden schien, seit sie ihn nicht gesehen. Wie sie nun ganz sein Spiegel geworden war, spiegelte sie auch diese Blässe zurück. Sie hätte ihn gern erhei-

tert, aber sie suchte seine Nähe nicht; ihr schien, als ob ihre Nähe das Entgegengesetzte wirke, was sie zu wirken wünschte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen sie. Das beruhigte sie wenigstens über die Furcht, die ihr bei seinem Sich-zurückziehn am nächsten lag. Wie sie alle Tugenden, die sie kannte, in ihn hineingestellt wie in einen Heiligenschrein, hatte sie die Wahrhaftigkeit, die ihr die erste von allen war, nicht vergessen. Und so wußte sie, er zwang sich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er sie nicht empfand. Er scherzte selbst zuweilen, besonders wenn er ihren Blick ängstlich auf seinem immer bleichern Gesichte haften sah; aber sie merkte, daß trotzdem ihre Gesellschaft ihn nicht heiterer, nicht gesunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr stand, wagte sie es nicht; wenn sie allein war, dann fragte sie ihn. Ganze Nächte sann sie auf Worte, ihm das Geständnis abzulocken, und sprach mit ihm. Gewiß! Hätte er sie weinen gehört, gehört, wie immer süßer und inniger sie schmeichelte und bat, die süßen Namen gehört, die sie gab, er hätte sagen müssen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwischen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte sie, was sie sprach, dann errötete sie und flüchtete ihr Erröten vor sich selbst und der lauschenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute sie ihre Sorge an. „Ist's ein Wunder", sagte er eifrig, „wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag sich über Gebühr anstrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufsitzt? Dazu die immer steigende Sorge durch den — Gott verzeih's ihm, er ist tot, und von den Toten soll man nichts Böses reden — durch den Bruder; am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den — und wenn seine Witwe dabei ist — ich hab' ihn nie besonders leiden können und zuletzt am wenigsten. So ist die Jugend. Ich hab' ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewissenhaftigkeit! Das ist keine, die nicht an die Gesundheit denkt!"

Der alte Bauherr hielt der jungen Witib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der sie nicht hörte. Dann kamen sie überein, Apollonius müsse einen Doktor annehmen, woll' er oder nicht; und der Bauherr ging auf der Stelle zu dem besten Arzte der Stadt. Der Arzt versprach, sein möglichstes zu thun. Er besuchte auch Apollonius, und dieser ließ sich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünschten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verschrieb und verschrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier sei ein Übel, gegen welches alle Kunst zu kurz falle; so tief hinein, als wo diese Krankheit sitze, wirke keins von seinen Mitteln.

Apollonius hatte deshalb den Arzt sich verbeten. Er hatte wohl gewußt: für seine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Ursache davon suchte, lag sie nur zum Teile. Die Überanstrengung hatte bloß den Boden für die Schmarotzerpflanze bestellt, die an Apollonius' innerm Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, sondern in dem Zustande, worin der Schreck ihn traf. Die ersten Zeichen der Krankheit schienen körperlicher Natur. In dem Augenblick, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod stürzte, hatten die Glocken unter ihnen Zwei geschlagen. Von da an erschreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm schwerere Besorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit gefunden, bis sie beseitigt war. Jeder Glockenschlag, der ihn erschreckte, schien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrthür. Es war ihm schon aufgefallen, wie unsicher sein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die er sonst kaum bemerkte, sich wunderlich zunicken sah, und der feste Turm unter ihm sich zu schaukeln begann, er-

schrak er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgster, tückischster Feind, wenn er ihn plötzlich zwischen Himmel und Erde auf der schwanken Leiter faßt! Vergeblich strebte er, ihn zu überwinden; sein Vorhaben mußte heut' aufgegeben sein. So schwer war Apollonius noch kein Weg geworden, als der die Turmtreppe von Sankt Georg herab. Was sollte werden! Wie sollte er sein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denselben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzusehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken schlugen, als er am gefährlichsten stand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter seinen Füßen, und wie er hinaussah, nickten die Berge wieder, schaukelte wieder der Turm. Er war schon auf den untersten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenschlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte sich am Geländer festhalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Versuch über Versuch; er bestieg alle Dächer und Türme mit seiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er seine bösen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals schon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzusetzen und den Zierat festzunageln vergessen. Die Lücke war wie ein böser Fleck, ein Fleck, wo eine Unthat begonnen oder vollbracht ist, und kein Gras wächst, kein Schatten wird; wie eine offene Wunde, die nicht heilt, bis sie gerächt ist; wie ein leeres Grab, das sich nicht schließt, eh' es seinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geschlossen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Gesellen auftragen, aber der Gedanke, einen andern seine verwahrloste Arbeit nachbessern zu lassen, trieb das Rot der Scham auf seine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem andern aufgenagelt, mußte wieder abfallen; die Lücke rief nach ihm, und nur er konnte sie schließen. Oder den Gesellen

faßte das Verderben, das er dort eingehämmert, der Schwindel, der dort wohnt, und stürzte ihn herab.

Seit das Weib des Bruders in seinen Armen gelegen, führte er ein Doppelleben. Er schaffte den Tag lang außen, nachts saß er in seinem Stübchen bei seinen Büchern; das spann sich alles mechanisch ab; er war trotz seines Kämpfens nur mit halber Seele dabei; die andere Hälfte hatte ihr Leben für sich, immer schwebte sie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmdach und brütete, welches kommende Unheil es sei, das er fertig gehämmert jenen Morgen. Seine Seele träumte den sündhaften Traum wieder durch, kämpfte den schrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fällt ihm ein, ob's nicht möglich gewesen, den Wahnsinnigen zu retten. Dann suchte er ängstlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten gewesen, und schreckte doch zurück, wenn er dachte, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus seinen Fugen gezerrt. Aber auch in seinem Brüten zeigte sich noch der Gegensatz zu seines Bruders Natur. In jenem überwucherte die Selbstsucht, die schlimme Anlage; in Apollonius überspannte sich, was Gutes in ihm war: seine Gewissenhaftigkeit, Anhänglichkeit und sein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht seine Schuld ab von sich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld des Bruders herüber auf sich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müssen, wenn sein Herz und Kopf nicht voll gewesen wäre von den wilden verbotenen Wünschen; hätte er dem Wahnsinnigen nicht gezürnt, den er hätte bedauern sollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit seinen bösen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit seiner Arbeit fertig, und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu spät und gewann Zeit, seinen Entschluß zu bereuen. Und war er noch oben, so war er der Stärkere, der Besonnenere, und mußte Mittel finden, das Un-

heil zu verhindern. Auch im äußeren Benehmen zeigte sich dieser Gegensatz mit dem Bruder. Wie dieser immer selbstsüchtiger, wilder und rücksichtsloser geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und stiller. Er verlor über dem eigenen Zustande nicht das Mitgefühl mit fremden Leiden. Er bedauerte nicht sich. Dachte er an die Menschen, die ihm liebend nahe standen, so war sein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbst sein Sofa vergaß er nicht zu streicheln; er that es, wie man einen Diener tröstet, der das Unglück seines Herrn als sein eigenes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig schien. Er mußte sich sagen, daß er dachte wie sie, und daß seine Wünsche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß sie es einmal gewesen, warf seinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Besitz, schien ihm wie beschmutzt. Was Verstand und Liebe sagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kam's, daß Christianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo seine Verdüsterung ihm selbst wie eine Krankheit vorkam, und er hoffte, sie werde vorübergehen. Aber auch da trat er Christianen nicht näher, so sehr sein Herz ihn zog. Er blieb gegen sie wie damals, wo er den Knaben zwischen sie und sich gestellt hatte. Die kleinste Annäherung sah er nach seiner Weise für eine Bindung an, und dachte er sich die Heirat entschieden, so lastete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbestimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er seinen Zustand erträglich. Er, der sonst ein unklares Verhältnis nicht ertragen konnte! Darin aber war er sich noch völlig gleich, daß er in seiner Vorstellung eine mögliche Schuld nur immer als die seine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umständen heilig und rein.

Dem alten Herrn war in seinem äußern Ehrbegriff ein Zusammenleben wie Apollonius' und Christianens ohne kirchliche Weihe ein schweres Ärgernis. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Gatten der jungen, schönen Witib

und ihrer Kinder Schützer und Erhalter sein. Nach seiner Weise sprach er ein Machtwort. Er bestimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um; und in acht Tagen sollte die Verlobung, drei Wochen später die Hochzeit sein.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Laden begann wieder schwül und schwüler zu werden; die neuen Wolken, die unsichtbar darum heraufgezogen, drohten einen herbern Schlag, als in dem die alten sich entladen. Die junge Witib durfte nun eine Braut scheinen. Sie that, wonach man sie neckend gefragt hatte: sie vervollständigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte saß sie schneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Thränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an diesen Thränen. Sie sah des geliebten Mannes Zustand stündlich sich verschlimmern und konnte darüber nicht im Irrtum sein, daß die Heirat die Schuld davon trug. Je blasser und hinfälliger er wurde, desto milder und achtungsvoller wurde sein Benehmen gegen sie. Ja, es war etwas darin, das wie schmerzliches Mitleid und unausgesprochene Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung aussah, deren er sich gegen sie schuldig wisse. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte; nur, daß sie nichts denken durfte, was des Bildes, das sie von ihm in ihrer Seele trug, unwürdig gewesen wäre. In seiner Gegenwart war sie still wie er. Sie sah sein stummes, schmerzliches Brüten; aber erst, wenn sie allein war und ihre Kinder neben ihr schliefen, hatte sie den Mut, ihn zu bitten. Stundenlang bat sie dann wie ein Kind, er soll ihr doch sagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm tragen; sie muß ja; ist sie nicht sein?

Und Apollonius selbst? Bis jetzt hatte er den Druck dunkeln Schuldgefühls, der sich an den Gedanken der Heirat knüpfte, zu schwächen vermocht, wenn er unentschieden den Entschluß in unbestimmte Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen, jenes Gefühl sei eine krankhafte Anwandlung, die vorübergehen werde. Nun der alte Herr sein Machtwort gesprochen,

war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war bestimmt; mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußte sich entscheiden. Er konnte nicht. Die Entzweiung seines Innern klaffte immer weiter auf. Wollte er dem Glücke entsagen, dann wich das Gespenst der Schuld, aber das Glück streckte immer verlockendere Arme nach ihm aus. Es nahm seine Ehre zum Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie sollte er sein Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in seine Arme nahm? Der Vater wollte es; sie liebt ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menschen billigen, ja sie fordern es von ihm. Dann sah er sie, eh' sie ihm geraubt wurde, wie sie das Glöckchen hinlegte für ihn, rosig unter der braunen krausen Locke, die sich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von Mißhandlungen des Bruders, der sie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angst und voll Glück in seinen Armen. Und so soll er sie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr schwellendes Umfangen, durch alle Bilder stillen, sanften Glücks hindurch fröstelt ihn der alte Schauder wieder an. So war's schon in seinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um sie und ihn hinabstieß von der fliegenden Rüstung in den Tod. Er sagt sich, das war nur im Traum; was man im Traume that, hat man nicht gethan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die bösen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machte dessen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder stürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume gestürzt. Nun war es ja wie in dem schlimmen Traum, der Bruder war tot, und er hatte sein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, so hat er ihn hinabgestürzt. Hat er den Lohn der That, so hat er auch die That. Nimmt er sie, wird das Gefühl ihn nicht lassen; er wird unglücklich sein und sie mit unglücklich machen. Um ihret- und seinetwillen muß er sie lassen. Und

will er das, dann erkennt er, wie haltlos diese Schlüsse sind vor den klaren Augen des Geistes, und will er wiederum das Glück ergreifen, so schwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eisiger Reif über seine Blume, und der Geist vermag nichts gegen seine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenschläge von Sankt Georg. Immer fieberischer wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebessert war. Äußere Anlässe schärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet, die Lücke schluckte, die Verschalung sog das Wasser gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterkälte stärker ein, fror die Nässe im Holz, so warf sich die Verschalung und verletzte die Schiefer. Die Stadt, die seiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenschlag Zwei. In der Glut des Fiebers vermischten sich die Schatten. Die Vorwürfe des inneren und äußeren Sauberkeitsbedürfnisses flossen ineinander. Immer unwiderstehlicher forderte die offene Wunde das Gericht; das gähnende Grab den, der es schloß. Und er war es, den der Stundenschlag zum Gerichte rief; er, der das Grab schließen mußte, eh' das gehämmerte Unheil auf ein unschuldig Haupt fiel. Sich selbst hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu bessern. Und wenn er oben war, dann schlug es Zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, dem Bruder nach.

Der alte wackere Bauherr drang in den Leidenden; er hatte sich das Recht erworben, sein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er schlug ihm sein Verlangen nicht ab, aber er schob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sah die schöne junge Braut ihn bleicher werden und blich ihm nach. Nur der alte Herr in seiner Blindheit sah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmsten droht. Es war wieder schwül geworden und wurde noch immer schwüler, das Leben in dem Hause mit den grünen Laden. Kein Mensch sieht's dem rosigen Hause an, wie schwül es einmal darin war.

Es war in der Nacht vor dem angesetzten Verlobungstag. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte schon hatte man das sogenannte Sankt Elmsfeuer[1] von den Turmspitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züngeln sehn. Trotz der trockenen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigene Schwere in den Gliedern. Es regte sich keine Luft. Die Menschen sahen sich an, als fragte einer den andern, ob auch er die seltsame Beängstigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerung gingen von Mund zu Munde. Die Verständigern lächelten darüber, konnten sich aber selbst des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entsprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorstehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten sich dunkle Wolken übereinander gebaut von entschiedenerer Zeichnung und Farbe, als sie der Winterhimmel sonst zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abstechen müssen, der Berge und Thal bedeckte und wie ein Zuckerschaum in den blätterlosen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Widerschein den weißen Glanz. Hier und da dehnte sich der feste Umriß der dunklen Wolkenburg in schlappen Busen herab. Diese trugen das Ansehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleischwärze der höheren Schicht mit dem schmutzigen Weiß der Erde und seinen schwärzlichen Scheinen. Die ganze Masse stand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es Nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeschosse schlossen die Laden; in den Fenstern der höhern Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, wo ein größeres Stück Himmel zu übersehen war, standen Gruppen von Menschen zusammen und sahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald sich in die langen bedenklichen Gesichter. Sie erzählten sich von den Raben, die in großen Zügen bis in die

[1] D. h. leuchtende elektrische Büschel an Turmspitzen, Schiffsmasten u. s. w. bei starker Luftelektrizität.

Vorstädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, stoßende Geflatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nikolaus, sprachen von Erdbeben, Bergstürzen, wohl auch vom Jüngsten Tage. Die Mutigeren meinten, es sei nur ein starkes Gewitter. Aber auch das erschien bedenklich genug. Der Fluß und der sogenannte Feuerteich, dessen Wasser auf unterirdischen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehen. Aber so oft sie hinaussahen, die dunkle Masse rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittage hatte sie schon so gestanden; gegen Mitternacht stand sie noch unverändert so. Nur schwerer, schien es, war sie geworden und hatte sich tiefer herabgesenkt. Wie sollte sie auch rücken? Da nicht ein leiser Lufthauch auf den Flügeln war; und solche Masse zu zerstreuen und fortzuschieben, hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es schlug Zwölf vom Sankt Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das so lange anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andere Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Laden los und warf sie grimmig zu; quetschte sich stöhnend zwischen nahestehenden Mauern hindurch; pfiff wütend um die Straßenecken; zerlief in tausend Bäche; suchte sich und schlug klatschend wieder zusammen in einen reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Lust herab und hinauf; rüttelte an allem Festen; trillte mit wildspielendem Finger die verrosteten Wetterhähne und Fahnen und lachte schrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach aufs andere, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an steilen Mauern hinauf, daß er vor Angst in alle Fensterritzen kroch, und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirks-Gewitternachtwachen sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtstube im Rathause gesandt, um da seine, des Ratsschieferdeckermeisters Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme schlug es Eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gebe. Da leckte eine riesige schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte wie sein Brausen über den Glockenton. Eine unsichtbare Welt schien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauste und pfiff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe majestätische Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der That gesättigten Kraft.

„Das hat eingeschlagen", sagte einer. Apollonius dachte: „Wenn es in den Turm schlüge von Sankt Georg, dort in die Lücke, und ich müßte hinauf und es schlüge Zwei und —" Er konnte nicht ausdenken. Ein Hülfegeschrei, ein Feuerruf erscholl durch Sturm und Donner. „Es hat eingeschlagen!" schrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Turm von Sankt

Georg geschlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hülfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg!" Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo ist der Nettenmair? Kann einer helfen, ist's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sankt Georg!"

Der Bauherr sah Apollonius erbleichen, seine Gestalt noch tiefer in sich zusammensinken als seither. „Wo ist der Nettenmair?" rief es wieder draußen. Da schlug eine dunkle Röte über seine bleichen Wangen und seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf. Er knöpfte sich rasch ein, zog den Riemen seiner Mütze fest unter dem Kinn. „Bleib' ich", sagte er zu dem Bauherrn, indem er sich zum Gehen wandte, „so denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und seine Kinder." Der Bauherr war betroffen. Das „Bleib' ich" des jungen Mannes klang wie: „Ich werde bleiben." Eine Ahnung kam dem Freunde, hier sei etwas, was mit dem Seelenleiden Apollonius' zusammenhänge. Aber der Ausdruck seines Gesichtes hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängstlich noch wild. Durch Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackere Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm stand. Das war ganz die ruhige, bescheidene Entschlossenheit wieder, die ihn beim ersten Anblick dem jungen Manne gewonnen hatte. „Wenn er so bliebe!" dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck sagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über sein Gesicht hin mit dem wackern Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht und ihm noch mehr Schmerz machen wollen. Er sagte mit seinem alten Lächeln: „Auf solche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiedersehen!" Der schnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sankt Georg, unter dem Geschrei, den Hör-

nern und Trommeln, Sturm und Donner, sagte der Bauherr immer vor sich hin: „Entweder sehe ich den braven Jungen nie wieder, oder er ist gesund, wenn ich ihn wiedersehe.“ Er legte sich nicht Rechenschaft ab, wie er zu dieser Überzeugung kam. Hätt' er's auch sonst gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo ist der Nettenmair?“ tönte dem Gerufenen auf seinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen seiner Mitbürger weckte das Gefühl seines Wertes wieder in ihm auf. Als er, aus der Fremde zurückkehrend, die Heimatsstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte es sich zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war. Er übersann in Gedanken die möglichen Gestalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze stand bereit im Dachgebälk, Tücher lagen dabei, um damit, in Wasser getaucht, die gefährdeten Stellen zu schützen. Der Geselle war angewiesen, heißes Wasser bereit zu halten. Das Gebälke hatte er überall durch Leitern verbunden. Zum ersten Male seit seiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die Gebilde seines Brütens wie verschwimmende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkungsfreudigkeit und Spannkraft war wieder heraufgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte sie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle sind sie eine schwache Waffe. Vergebens sah sein Geist den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erschlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein stärkeres gesundes Gefühl gegen die starken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte sie in seiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne besonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entschluß gefunden, und dieser war die Quelle seines erneuten Daseins. Er wußte, er wird nicht schwindeln, und blieb er doch, so fiel er seiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten statt seiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinaufsahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampf, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige, glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühen schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Ebenso oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und schlug mit eigenen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen, und warf sie mit seinem Schneegeriesel, das in dem Schein der Blitze wie glühender Funkenregen an ihnen herniederstäubte, als wollte er sie's büßen lassen, daß er vergeblich an den steinernen Rippen sich wund stieß. Und wie die Menschen bald erschienen, bald verschwanden, so wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und vom Donner überbraust und überrollt.

Da rief einer, sich selbst tröstend: „Es ist ein kalter Schlag gewesen. Man sieht ja nichts.“ Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlag könne noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunsch, der Schlag möge nicht ein kalter gewesen sein, und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte sich schon getröstet und rächte sich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele sahen, vor Angst und Kälte zitternd, mit den geblendeten Augen stumpf in die Höhe und wußten nicht mehr, warum. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt betreffen könne, ja betreffen müsse, wenn der Schlag kein kalter war. Einer sprach von der Natur der Schiefer, wie sie im Brande schmelzen und, als brennende Schlacken straßenweit durch die Luft fliegend, schon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andere klagten, wie

der Sturm einen möglichen Brand begünstige, und daß kein Wasser zum Löschen vorhanden sei. Noch andere: und wäre welches vorhanden, so würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälk, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. Hier war die feuergefährlichste Stelle der ganzen Stadt. Zahllose hölzerne Emporlauben in engen Höfen, bretterne Dachgiebel, schindelngedeckte Schuppen, alles so zusammengepreßt, daß nirgends eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löschmannschaft mit Erfolg anzustellen war. Stürzte das brennende Dachgebälke, wie nicht anders möglich war, nach dieser Seite, so war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erschien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche übersehen konnte, begünstigte die Fortpflanzung des Irrtums. Es war wunderlich, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geschrei: „Wo? Wo?“ Sturm und Donner verhinderten die Verständigung. Jeder wollte selbst sehen; so entstand ein wildes Gedränge.

„Wo hat es hingeschlagen?“ fragte Apollonius, der eben daher kam. „In die Seite nach Brambach zu“, antworteten viele Stimmen. Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsamern Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Gesell', den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälk, um sie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter seinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dach-

gebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmluken herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turm. Apollonius stand erst wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachluke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppenstufen stehen geblieben. „Herauf!“ rief ihnen Apollonius zu. „Schnell das Wasser! die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrthür.“ Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe, hustend: „Aber der Dampf!“ — „Nur schnell!“ entgegnete Apollonius. „Die Ausfahrthür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist.“ Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, so schnell als möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell' einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Thätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrthüre war schmal; durch die verständige Anordnung Apollonius' fand dennoch alles im Augenblicke seinen Platz. Zunächst Apollonius nach der Thüre stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferdeckergeselle, um über dessen Schulter, so oft es nötig, von

dem heißen Wasser zuzugießen. Andere betrieben des Gesellen vorheriges Geschäft; sie schmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Türmerstube, damit es nicht wieder zu Eise fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwischen Dachstuhl und Türmerstube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raschen Worten und Winken den Plan dieser Geschäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter schon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrthür. Die Leute hatten die beste Hoffnung; aber als durch die geöffnete Thür der Sturm hereinpfiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Massen feinen Schneestaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachstuhl auf und ab polterte und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigste die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Thüre kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Thüre gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzusehen. „Noch ist zu retten", rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauches, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spritze befestigte, und wand sich den obern Teil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!" Die rechte Hand gegen die Verschalung gestemmt, bog er sich aus der Ausfahrthür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Thüre anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich war's — er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zu statten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht,

den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und, vom Dache herabrollend, in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte sich mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen als dem sichern Tritt seiner Füße, als er hinaufklomm; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpften bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeschlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erschrocken, hierher könnte der Blitz schlagen, und er müsse herauf — eine Reihe dunkler, tödlicher Fiebergebilde hatten sich daran geschlossen — jetzt war alles geschehen, wie er sich's vorhin nur gedacht; aber die Lücke war ihm wie jede andere Stelle des Turmdachs, schwindellos stand er auf der Leiter, und nur ein frisches, tapferes Gefühl erfüllte ihn: der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja, etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies sich nun sogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, nur das Wasser, welches die Lücke wochenlang geschluckt, und das nun im Holze gefroren, ließ die Flamme nicht so schnell überhandnehmen, als ohne dies Hindernis geschehen wäre. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner. Der Frost in der Verschalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe sie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiterfressen konnten. Hatten sie sich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und diese den durch Frost gefeiten Raum unter der Lücke überschritten, dann mußte der Brand bald riesig über die Turmspitze hinauswachsen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er sah, noch war zu retten; und er brauchte die Kraft, die ihm dieser Gedanke gab. Die Leiter schaukelte nicht mehr

bloß herüber und hinüber, sie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachbalken locker war — aber er wußte, das konnte nicht sein — diese Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte sie an ein hervorspringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt, nahe an einem der Befestigungspunkte; aber das andere Ende des Guirlandenstücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befestigen vergessen hatte. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagrecht und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte sich sein neugewonnener Lebensmut bewähren, und er that's. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die schwankende Leiter hinauf, und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt sich fest daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die Linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leitersprosse; die Füße folgten; er stand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang', und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschalung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpften zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende

Gewalt als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug Zwei. Zwei Schläge! Zwei! Und er stand, und er stürzte nicht! Wie anders war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fieberischen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da schlug es Zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle Schuld zu büßen. Das hatten ihm seine schweren wachen Träume gezeigt. Und er stand doch wirklich oben, und die Leiter schwankte im Sturme, Schneestaub umwirbelte ihn, Blitze umzuckten ihn; mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Thals, die ganze Gegend in einer ungeheuern Flamme auf, und nun schlug's Zwei unter ihm, die Glockentöne heulten, vom Sturme gezerrt, hinaus in den Aufruhr, und er stand, er stand schwindellos, er stürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte seine Pflicht gethan, wo Tausende sie nicht gethan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein, von der furchtbarsten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieses Gedankens war in dieser Seele nur ein Dankgebet. Er dachte nicht an die Menschen, die ihn preisen würden, nur an die Menschen, die nun wieder aufatmen durften, an das Elend, das verhütet, an das Glück, welches erhalten war. Und er fühlte selbst nach Monden wieder, was frei aufatmen heißt. Diese Nacht hatte ja auch ihm die Luft wiedergebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er sich jetzt wieder an das Wort, das er sich gegeben. Menschen wie Apollonius ist's der höchste Segen einer braven That, daß sie sich gestärkt fühlen zu neuem braven Thun.

Die Menge unten schrie noch immer Wo? Wo? und drängte sich durcheinander, als der zweite Einschlag geschah. Alles stand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. „Gott sei Dank! Es war wieder kalt!" rief eine Stimme. „Nein! Nein! Dasmal brennt's! Erbarme sich Gott!" entgegneten andere, scharfe Augen

sahen, wenn zuweilen zwischen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie suchten sich und lohten, wenn sie sich fanden, zuckend in eine größere Flamme zusammen auf; dann flohen sie sich tanzend und schlugen wieder zusammen. Der Sturm bog und dehnte sich hin und her; zuweilen schienen sie zu verlöschen, dann züngelten sie noch höher auf als vorhin. Sie wuchsen, das sah man; aber rasch war ihr Wachstum nicht. Viel schneller und gewaltiger schwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angstvoller Spannung bohrten sich alle Blicke auf der kleinen Stelle fest. „Jetzt Hülfe, und es ist noch zu verlöschen!" Und wieder klang angstvoll der Ruf: „Nettenmair! Wo ist Nettenmair?" durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: „Er ist auf dem Turm." Alle Gemüter fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meisten kannten ihn nicht, selbst die meisten unter den Rufern. Und die ihn nicht kannten, schrieen am lautesten. In Augenblicken allgemeiner Hülflosigkeit klammert sich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Teil schiebt damit die Anforderungen des Gewissens zu eigenem Mühen, zu eigenem Wagnis von sich; und diese sind's, die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er gethan und was er nicht gethan. Die andern sind froh, täuschen sie sich nur über den nächsten Augenblick hinweg. „Was soll er?" rief einer. „Helfen! Retten!" andere. „Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagt's keiner." — „Der Nettenmair gewiß!" Im tiefsten Herzen wußten auch die Vertrauendsten, er wird's nicht wagen. Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöscht werden konnte, wenn sie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die stumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrthür sich öffnete und die herausgehaltene Leiter sichtbar wurde, als es schien, es wagt es dennoch einer, wirkte das so erschreckend als der Einschlag selbst. Und die Leiter hing und schaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklomm,

von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt; die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geschnitten schien und wie eine Glocke mit ihm schaukelte in der entsetzlichen Höhe. Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und sie sahen den Wagenden doch. Es war wie etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte der leichte Span im Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf; und doch, wenn der Mann stürzte, dann waren sie's, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eigenen Händen, an ihren Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch war's nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigene über der Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie sahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; sie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erst, als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrthür verschwunden war und die Leiter sich nachgezogen hatte, erst, als sie nicht mehr oben hingen, als sie sich nicht mehr an den eigenen Händen, Stöcken und Kleidern festhalten mußten, da erst kämpfte die Bewunderung mit der Angst, da erst erstickte der Jubel: „Zu, braver Junge!“ in dem Angstruf: „Er ist verloren!“ Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: „Nun danket Alle Gott.“ Als der alte Mann an die Zeile kam: „der uns behütet hat“, da erst stand alles vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die

er verlieren konnte, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang; und die Töne des Dankes schwollen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinauf. Der Kranke in seinem einsamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, sang von ferne mit; Kinder sangen mit, die das Lied nicht verstanden und die Gefahr, die abgewendet war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: „Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer? Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann?“ Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufenen suchend; der Turm von Sankt Georg wurde gestürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und sagte, der Nettenmair habe sich einen Augenblick im Türmerstübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen sie in den Zimmermann, er sei doch nicht beschädigt? Seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermann konnte nichts sagen, als daß Nettenmair mehr gethan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu thun im stande sei. Bei solchen Gelegenheiten, wie die Rettung heute, sei der Mensch ein anderer; hintennach erstaune er selber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle sich alles. Ihn — den Zimmermeister — solle es nicht wundern, schliefe Nettenmair nach der gehabten Anstrengung drei Tage und drei Nächte „*in einem* Ritt“ hintereinander fort. Die Leute schienen bereit, so lange auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach seinem Erwachen zu sehen. Unterdes hatte ein angesehener Mann auf dem nahen Marktplatze eine Geldsammlung begonnen. Geld lohne freilich solch ein Thun nicht, als der Brave heut' bewiesen; aber man könne ihm wenigstens zeigen, man wisse, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem einzelnen wiederklang, liefen sogar

anerkannte Geizhälse hastig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert darum, daß sie es eine Stunde später reuen würde. Wenige von den Wohlhabenderen schlossen sich aus; die Ärmeren steuerten alle bei. Der Sammler erstaunte selbst über den reichen Erfolg seiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gelegt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die Ausfahrthüre geschlossen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehen. Der Bauherr, der unterdes heraufgekommen war, hatte ihn dennoch halb mit Gewalt in die Türmerstube hinunterbringen müssen. Dann hatte der Freund die Thüre von innen verriegelt, Apollonius genötigt, die gefrorenen Kleider auszuziehen, und dann wie eine Mutter an seines Lieblings Bett gesessen. Apollonius konnte nicht schlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er sprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Wasser fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu sich nahm, wies den Grog dankend zurück. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Apollonius versicherte, er finde sich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzustehen. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte sich vorhin unter der Decke ausgezogen, und so zog er sich wieder an. Der Bauherr kehrte sich ab von ihm und lachte durch das Fenster Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius' Schamhaftigkeit, oder überhaupt aus Freude an seinem Liebling. Er hatte oft bereut, daß er Junggeselle geblieben war; jetzt freute es ihn fast. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen so braven, als ein Vater wünschen kann.

Auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er ver-

lor seine natürliche edle Haltung nicht; die verlegene Bescheidenheit dem begeisterten Danke, das Erröten dem bewundernden Lobe gegenüber, stand ihm so schön an als sein mutig entschlossenes Wesen in der Gefahr. Wer ihn nicht schon kannte, verwunderte sich; man hatte sich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, übersprudelnd von Kraftgefühl, wohl sogar wild. Aber man gestand sich, sein Ansehen widersprach dennoch nicht seiner That. Das mädchenhafte Erröten einer so hohen männlichen Gestalt hatte seinen eigenen Reiz, und die verlegene Bescheidenheit des ehrlichen Gesichts, die nicht zu wissen schien, was er gethan, gewann; die milde Besonnenheit und einfache Ruhe stellte die That nur in ein schöneres Licht; man sah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

Wir überspringen im Geiste drei Jahrzehnte und kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unserer Erzählung beschäftigten. Wir ließen ihn in der Laube seines Gärtchens. Die Glockentöne von Sankt Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienste; sie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hause mit den grünen Fensterladen herein. Dort sitzt er jeden Sonntag um diese Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst, dann sieht man ihn, das silberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche steigen. Kein Mensch begegnet ihm, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun sind es bald dreißig Jahre her, aber es gibt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können sie sagen, was der Mann mit dem silberbeknopften Stocke für die Stadt gethan in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher gestiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützenhaus, erhebt sich aus freundlichem Gärtchen ein stattlicher Bau. Es ist das neue Bürgerhospital. Jeder Fremde, der das Haus besucht,

erfährt, daß der erste Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geschichte jener Nacht hören, die wackere That des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn gesammelt, und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben als Stamm zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie sein Beispiel Frucht getragen und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geschenkt und vermacht, bis endlich nach Jahren ein Zuschuß aus der Stadtkasse Beginn und Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Rest des Sonntags auf seinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer — oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört, oder vielmehr seinem Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, war der Gedanke seines Lebens geblieben. Was er schaffte, schaffte er für die Angehörigen seines Bruders; er sah sich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf seinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, so dachte er an das tote Ännchen. Sein Gedächtnis war so gewissenhaft als er selbst. Dann rief er das Kind zu sich, streichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderlich zugegangen sein, fand sich in den Taschen des blauen Rockes nicht irgend etwas sorglich in reines Papier Gewickeltes, das er herausnehmen konnte, sich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte sich erst freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Gestalt etwas so Ernstes und Feierliches, daß das Kind vor Respekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über saß Herr Nettenmair über seinen Büchern und Briefen oder beaufsichtigte im Schuppen das Ab- und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt zwölf aß er zu Mittag, Punkt sechs zu Abend auf seinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelstunde, dann strich er mit leiser Hand über das alte Sofa und bewegte sich drei andere Viertelstunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen. Mit dem ersten Viertelschlage von

ein und sieben Uhr klinkte er die Staketenthüre wieder hinter sich zu. Am Sonntag ist's anders; da sitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und sieht nach dem Turmdache von Sankt Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leser kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er abliest vom Turmdache von Sankt Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch schöne Frauengesicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran zu dem Sitzenden herüberlauscht, das weiß der Leser nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die sich noch immer gern frei macht, war noch dunkelbraun und voll und hing auf eine faltenlose Stirn herab, die Wangen darunter schwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch und die blauen Augen glänzten, als sie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet. Er küßte sie leise auf die Stirn und nannte sie mit dem Namen „Schwester". Sie verstand, was er meinte. Schon damals sah sie zu dem Manne hinauf, mit der Ergebung, ja Andacht, mit der sie jetzt sein Sinnen belauscht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchsichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm seinen Entschluß, nicht zu heiraten, mitteilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken oder nach Köln zurückzugehen. Apollonius' Herzen wurde es schwerer als seinem Verstande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge und bleiben müsse. Er wußte, nur seinem Entschlusse treu, blieb er der Mann, sein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht sagen. Erfuhr dieser das wahre Verhältnis der beiden jungen Leute, so drang er nur noch stärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch sagen müssen, wie der Bruder den Tod gefunden. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müssen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder hatte durch Selbstmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden so nah' verwandten Menschen verstanden sich nicht. Apollonius setzte die innerliche Natur seines eigenen Ehr=

gefühls bei dem Vater voraus, und der Alte sah in der Weigerung des Sohnes und dessen Beweis, er nur könne der schwierigen Lage des Hauses gerecht werden, nur den alten Trotz auf seine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen: der Vater war in seinen Augen nichts mehr als ein hülfloser alter blinder Mann. Und was diese Mißverständnisse verursachte und begünstigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den sie beide gemein hatten. Denselben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht, hatten die angesehensten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen. Ursache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine solche Seele galt, an dessen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trotzenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geistige Überanstrengung an dem Tag vor dem Tode seines älteren Sohnes hatten seine letzte Kraft untergraben; nun brach sie vollends zusammen. Von Tag zu Tag wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine selbstquälerische Lust, in seiner diplomatischen Weise dem Sohne dessen Unkindlichkeit vorzuwerfen, indem er beständig sein grimmiges Bedauern aussprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrschsüchtigen Vater, der nichts mehr sei und nichts mehr könne, sich soviel gefallen lassen müsse. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes, der Alte glaubte nicht an die Aufrichtigkeit desselben. Dabei konnte er sich in seiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachsenden Ehre und des steigenden Wohlstandes seines Hauses freuen, wenn er sich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius seither im Pachte gehabt. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte.

Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er sich gegeben, so reich zu erfüllen, als er konnte; und in diesem war ja auch der Vater mit eingeschlossen. Das Gedeihen seines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitterwinternacht hatte er dem alten Bauherrn seine ganze innere Geschichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu seinem Tod mit ganzer Seele an ihm hing, blieb sein einziger Umgang, wie er der einzige war, dem sich Apollonius, ohne seiner Natur ungetreu werden zu müssen, enger anschließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte sich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erst für eine sehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden sieghaft aus, das geistig in dem Entschlusse jener Nacht seinen rettenden Abschluß gefunden. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab sich auf mannigfache Weise rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren seine Pfleger. Diejenige, welche Natur durch Liebe und Dankespflicht zur sorglichsten Pflegerin des Kranken bestimmt hatte, rief Apollonius nicht an sein Bett, und sie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte sie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeschlagen, um dem Kranken so nah' zu sein als möglich. Wenn der Kranke schlief, winkte ihr der alte Bauherr, hereinzutreten. Dann stand sie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettschirm. Unwillkürlich nahm ihr leiser Atem den Schritt des seinen an. Sie stand stundenlang und sah durch einen Riß im Bettschirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anwesenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter sein Schlaf, wie lächelnder sein Gesicht dann war. Keine Flasche, aus der der Kranke einnehmen sollte, die er nicht, ohne es zu wissen, aus ihrer Hand bekam; kein Pflaster, kein Überschlag, den nicht sie bereitet; kein Tuch

berührte den Kranken, das sie nicht an ihrer Brust, an ihrem küssenden Munde erwärmt. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr sprach, sah sie, er war mehr um sie besorgt als um sich; wenn er freundlich tröstende Grüße an sie auftrug, zitterte sie hinter dem Bettschirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte sie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker schließenden Laden die kalten Flocken in ihr warmes Gesicht, berührte ihr eigener Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eisig Hals, Kinn und Busen, dann war sie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der alles um sie litt. In diesen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdische in ihr; aus dem Schmerz der getäuschten süßen Wünsche, die ihn besitzen wollten, stieg sein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der sie ihn sonst gesehen.

Apollonius genas rasch. Und nun begann das eigene Zusammenleben der beiden Menschen. Sie sahen sich wenig. Er blieb auf seinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das Essen, wie sonst, dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten sich die beiden, begrüßte er sie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete sie den Gruß. Hatten sie etwas zu besprechen, so machte es sich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin oder das Hausmädchen zugegen war. Kein Tag verging deshalb ohne stumme Zeichen achtender Aufmerksamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, so hatte er einen Strauß Blumen für sie, den Valentin abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten sich stattliche Bewerber um sie. Er wies die Anträge, sie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr starb und wurde hinausgetragen. Der brave Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchsen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius' Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, stark und mild wie ihr Er-

zieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menschen blieb dasselbe.

Nun weiß der Leser die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken Sonntags zum Vormittagsgottesdienste rufen, in seiner Laube sitzend, vom Turmdach von Sankt Georg abliest. Heute sieht er mehr vorwärts in die Zukunft, als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohligs Tochter zum Altare von Sankt Georg und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fensterladen, sondern in das große Haus daneben. Das rosige ist für das gewachsene Geschäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius so viel dankt, ist lange tot, auch der Sohn des Vetters ist gestorben. Dieser hat das große Geschäft seinem einzigen Kinde hinterlassen, der Braut des jüngsten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zusammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Der alte Herr hat schon lang' das Geschäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe besteht darauf, der alte Herr soll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlassenschaft des alten Bauherrn, den er beerbt, für den Rest seines Lebens zurückbehalten; alles andere — und es ist nicht wenig, Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann — übergibt er den Neffen; das Zurückbehaltene fällt nach seinem Tode an das neue Bürgerhospital. Er hat sein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über seinem Sarge wird ehrenblank sein wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt sich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn diese alles gibt, eins wird sie behalten; das eine ist eine Blechkapsel mit einer dürren Blume; sie liegt bei Bibel und Gesangbuch und ist ihrer Besitzerin so heilig als diese.

Die Glocken rufen noch immer. Die Rosen an den hochstämmigen Bäumchen duften, ein Grasmückchen sitzt auf dem Busche unter dem alten Birnbaum und singt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und selbst der starkstielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt seine dunkeln Blätter. Der alte Herr sieht sinnend nach dem Turmdach von Sankt Georg; das schöne Matronengesicht lauscht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen singt es, die Rosen duften es, das leise Regen durch das Gärtchen flüstert es, die schönen greisen Gesichter sagen es, auf dem Turmdach von Sankt Georg kannst du es lesen: Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel:

Zwischen Himmel und Erde!

Maria.

Eine Novelle.

Einleitung des Herausgebers.

Die Novelle „Maria" gehört zu den frühesten unter den Dichtungen Otto Ludwigs, die erst aus seinem Nachlaß bekannt geworden sind. Ihre Entstehung fällt in den litterarisch sehr ergiebigen Winter 1842/43, den zweiten, den der Dichter in Leipzig verlebte.

Trotz mehrfacher Versuche gelang es ihm in jener Zeit nicht, einen Verleger zu finden. Die meisten mögen sich an dem etwas gewagten Thema gestoßen haben, ohne sich der künstlerischen Feinheiten des Werks bewußt zu werden. Der Dichter selbst ließ sich durch solch ungünstige Erfahrungen nicht beirren, er hegte auch noch in späteren Jahren eine gewisse Vorliebe für seine Jugendarbeit, und da auch einige Freunde, wie Ludwig Richter, denen die „Maria" zu Gesicht kam, ihre Freude daran hatten, blieb sie vor Vernichtung bewahrt und wurde zum erstenmal in den „Gesammelten Schriften" (Leipzig 1891) aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht. Unsere Ausgabe bringt den zweiten Abdruck, sie schließt sich streng an die im Weimarer „Goethe- und Schiller-Archiv" befindliche Originalhandschrift an und merzt vor allem die willkürlichen Textveränderungen der ersten Ausgabe wieder aus.

Mit Recht hat schon Stern gegen die in Dresdener Künstlerkreisen verbreitete Überlieferung Front gemacht, „daß Ludwig den Stoff zur Novelle ‚Maria' Ludwig Richter verdanke"; denn sie war lange vollendet, bevor der Dichter den angeblichen Gewährsmann kennen lernte. Vielmehr müssen wir mit Stern eine Notiz aus Ludwigs Hauskalender beiziehen, der zufolge er „die erste Anregung aus einer mündlichen Erzählung seines Jugendfreundes Dr. Wetzstein empfangen hatte, die ihm dieser auf einem Gange durch die Leipzig umgebenden Promenaden, zwischen dem Petersthore und dem Grimmaischen Thore, machte". Einen Schritt weiter bringt uns eine Stelle aus dem Geleit-

brief[1], mit dem Ludwig seine Novelle am 30. August 1844 an Tieck schickte. „Sie ist", schreibt er hier, „aus der Anekdote von dem reichen jungen Voigtländer Leinwandhändler entstanden, den die Wirtstochter, in dem Gemache, durch welches er in das seine geführt wird, scheintot aufgebahrt, zur Leidenschaft und zu dem unnatürlichen Vergehen verlockt, zufolge dessen er, wie er nach Jahren hier wieder einkehrt, die Begrabengeglaubte als Mutter wiederfindet, die den Vater ihres Kindes nicht zu nennen weiß."

Ludwigs eigenen Äußerungen zufolge haben wir also keinen Grund, für die „Maria" nach fremden litterarischen Mustern zu suchen. Der Stoff der Novelle, oder wenigstens ähnliche Stoffe sind allerdings schon mehrfach vor Ludwig schriftstellerisch verwertet worden.[2] So ist z. B. die Geschichte, auf die Ludwig in seinem Brief an Tieck Bezug nimmt, schon in allen wesentlichen Details schriftlich fixiert in Pitavals „Causes célèbres", nur daß der Thäter hier kein Leinwandhändler, sondern ein für den geistlichen Stand bestimmter junger Mann ist, dem man die Bewachung des Leichnams anvertraut hatte.

Die bekanntesten Darstellungen eines ähnlichen Stoffes sind Heinrich von Kleists romantische Novelle „Die Marquise von O...." (1810) und Heinrich Zschokkes humoristische Erzählung „Tantchen Rosmarin, oder alles verkehrt" (1812). So reizvoll die Vergleichung dieser beiden Vorgänger mit Ludwig sein mag, so unwahrscheinlich ist der Gedanke an irgend welche Beeinflussung des Dichters der „Maria" durch Kleist oder Zschokke. Gewisse Motive, wie die Reue und Scham des Verführers, der Zorn der Eltern oder Verwandten, die quälenden Fragen nach dem vermeintlichen Geliebten, finden sich bei allen wieder, weil sie sich ganz von selbst aus dem gemeinsamen Grundmotiv der unbewußten Empfängnis[3] ergaben.

Kleist reizte in erster Linie das Romantisch-Absonderliche des Stoffes, und er suchte in seiner Manier vorzüglich durch eine spannende Verwickelung zu wirken. Für Zschokke waren selbstverständlich die komischen Treffer die Hauptsache, das zeigt schon der Untertitel seiner Erzäh-

[1] Der Brief ist veröffentlicht in den „Briefen an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei". Bd. II, S. 281 f. Breslau 1864.

[2] Über Einzelheiten vgl. die eingehende Quellenuntersuchung Richard Maria Werners: „Kleists Novelle ‚Die Marquise von O....'" in der „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte", Bd. III, S. 483—500, Weimar 1890.

[3] Die Titelheldin von Ludwigs Novelle trägt selbstverständlich einen redenden Namen.

lung. „Alles verkehrte Welt", jammert am Schluß das arme Tantchen, „erst Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Liebschaft, — dann Entführung -- und das mußte meinem Hause widerfahren!"

Bei Ludwig liegt der Schwerpunkt in der Analyse der Seelenregungen seiner Heldin. Und wenn auch der Gang der Ereignisse und ihre Motivierung noch ein stark romantisches Gepräge tragen, steht Ludwig als Psycholog beinahe jetzt schon auf der Höhe seiner späteren realistischen Erzählungskunst, und seine wunderbare Virtuosität, sich in das intimste Empfindungsleben des Weibes einzufühlen, stellt ihn hoch über seine Vorgänger.[1] In seiner Darstellung hat der Stoff all das Peinliche und Abstoßende abgestreift, das ihm in jeder der beiden Konkurrenznovellen noch angehaftet hatte. Und die geschickte Art, wie er die Schuld des ersten Anstoßes auf Luna und Bacchus verteilt, liefert den glänzendsten Beweis für seine originelle Erfindungsgabe.

In Stil und Technik ist Ludwigs Novelle eine gelungene Studie in der abgeklärten Goethe-Tieckschen Erzählungsweise und darum ein interessantes Dokument für jene Zeit des Übergangs von romantischer Phantastik zu Shakespeareschem Realismus. Bei der bedenklichen Natur des Vorwurfs mußte sich jener Stil mit seiner epischen Behaglichkeit und Neigung zu Reflexionen und Sentenzen als ganz besonders empfehlenswert erweisen, und nur selten wird man an die Jugendlichkeit des Verfassers erinnert, am meisten vielleicht in den Partien, wo er erlebte Motive anklingen läßt, so in dem etwas ungeschickt eingeschobenen Exkurs über das Dresdener Kunstleben und den Stellen, wo er seiner offenbar damals frisch erwachten Kampflust gegen Schillerischen Idealismus Raum gibt. Einige Wiederholungen und ähnliche Fälle, die auf Mangel an Feile schließen lassen, hätte der Dichter sicherlich selbst noch vor der Drucklegung beseitigt, wenn es je bei seinen Lebzeiten dazu gekommen wäre.

Was endlich das geheimnisvoll somnambule und siderische Wesen Mariens anlangt, so darf man mit gutem Grund an eine Nachwirkung von Ludwigs romantischer Lektüre, besonders an Reminiszenzen aus seinem früheren Liebling E. T. A. Hoffmann denken. Die Heldin seiner Novelle gehört zu der Gattung jener mystischen Frauengestalten, die im

[1] Auf eine moderne Gestaltung desselben Themas, die hinsichtlich psychologischer Feinheiten mit unserer Novelle wetteifert, sich aber durch die tragische Schlußwendung wesentlich von ihr unterscheidet, hat Laura Marholm in ihrem Buch „Wir Frauen und unsere Dichter" (2. Aufl., S. 286 ff., Berlin 1896) hingewiesen: es ist Barbey d'Aurévilly's Erzählung „Une histoire sans nom" (Paris, 1882).

Gefolge von Goethes Ottilie und Makarie in so vielen romantischen Dichtungen auftauchen, und es wäre daher ganz verkehrt, nach einem lebendigen Modell oder gar nach einem dem geschilderten ähnlichen Erlebnis unseres Dichters zu suchen.

Der hohe künstlerische Wert der „Maria" bleibt trotz jener Einwände bestehen, und es sind nicht allein die poetischen und psychologischen Feinheiten der Darstellung, sondern vielleicht eben die romantischen Elemente des Stoffes, die der Novelle einen posthumen Erfolg gerade in der Gegenwart verbürgen, wo sich wieder einmal die Sehnsucht nach Erkenntnis und Darstellung des Wunderbaren im Seelenleben neu zu regen beginnt.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Sie hatten den Wagen erreicht, den der alte Eisener, um noch ein Stündchen die Gesellschaft seines Sohnes zu genießen, bis auf die Höhe vorausgeschickt hatte, von der herab man auf der einen Seite ein enges, durch Mühlen und Fabriken belebtes, auf der andern ein breites Thal mit freundlichen Dörfern vor sich liegen sah.

Der Alte schob die Reisemütze tiefer in die Stirn, so daß der große Schirm derselben die blendende Röte der Abendsonne von seinen Augen abhielt, die er noch besonders durch seine buschigen schwarzgrauen Brauen schützen zu wollen schien, die er tief herabzog, indem er zu sprechen fortfuhr: „Und je einförmiger das Geschäft ist, um welches sein Leben sich schlingt, wie die Pflanze um den schützenden Stab, desto besser für den Menschen. Je kleiner der Punkt, von dem aus er wirkt, desto mehr wird er wirken. Er wird gezwungen, seine Kräfte zusammenzuhalten, und das ist schon ein Vorteil von Bedeutung. Und von diesem Punkte aus kann er sich allmählich ausbreiten ohne Gefahr, seinen Schwerpunkt zu verlieren. Hat er's so weit, daß nicht nur seine Existenz gesichert ist, daß er sonst noch manche Ausgabe bestreiten kann, ohne jene zu schmälern, nun so schaffe er sich Bücher an, Bilder und was ihm sonst beliebt. So hab' ich's gemacht. Mochten meine Bilder andern gefallen oder nicht, kamen sie dem manieriert vor, jenem blechern, dem dritten Gott weiß, wie; mir gefielen sie. Ihre Betrachtung soll mich zerstreu'n. Je weniger

sie Anspruch darauf machten, mich inniger zu berühren, desto besser für mein Geschäft und mich. Nur Geschäftslose haben aus dem Betrachten von Bildern, aus dem Beurteilen von Büchern ein Geschäft machen können, und man sieht eben wieder daraus, wie der Mensch eigentlich für das Geschäft geschaffen ist. Was man Kunst nennt, soll uns das Leben verschönern, aber nicht unbequem werden dadurch, daß sie eigne Gesetze haben will, die wir lernen und respektieren sollen. Was mir gefällt, das ist schön für mich, und wenn mir's nicht mehr gefällt, werf' ich's weg. Wenn ich's bezahlen soll, so muß es sein, wie ich's brauchen kann. Wenn die Reichen alle den gesunden Lebenssinn besäßen, so würde dieser gerühmte Künstlerstolz bald zu einer Künstlerdemut und kein junger eitler Mensch mehr, durch dies Phantom verlockt, den Vernünftigen zu einem Gegenstande mitleidigen Achselzuckens werden."

Der Sohn, auf welchen diese Reden eigentlich abgezielt hatten, fühlte sich zu verletzt durch sie, als daß er sich hätte zutrauen dürfen, wenn er darauf entgegne, den Ton festhalten zu können, der dem Sohne dem Vater gegenüber geziemt; zugleich kränkte ihn die Meinung, die sein Freund, der sie beide begleitet hatte, ein Künstler von bedeutendem Rufe, nach diesen Reden von dem Manne bekommen mußte, den er so gern von jedermann geachtet gesehen hätte. Den Alten verdroß dagegen das anscheinend stolze Schweigen des Sohnes, und so wurde der Abschied nicht zugleich ein Abschluß, was er unter Freunden und so nah' Verwandten immer sein sollte.

Der Alte, der dies empfand, ließ den Wagen noch einmal halten und sagte zu dem Sohne: „Deine Reise wird, wenn du sie so, wie ich hoffe, zur näheren Bekanntschaft mit den verschiedenen Zweigen der Industrie benutzest, einen vernünftigen Menschen aus dir machen, den wiederzusehen ich mich freuen werde." Er nahm die Mütze ab und wies ein Gesicht, in dessen strengen Zügen sich mehr Vaterliebe und Sorge zeigte, als die Empfindlichkeit des Sohnes überdauern konnte.

Nachdem er dem Wagen eine Zeit lang nachgesehen hatte, wandte der junge Eisener sich bewegt zu dem Freunde und sagte mit der Treuherzigkeit, die ihm eigen war: „Wenn Sie ihn genauer kennten, würde Ihre Meinung von ihm eine vorteilhaftere sein. Er ist der beste Mensch und voll Liebe; und sein rauhes, zuweilen tyrannisches Benehmen nur der Ungestüm eines redlichen, liebenden Herzens, dem es leider versagt ist, aus der Enge einer beschränkten Lebensansicht herauszugehen."

„Es fragte sich nun", sagte Ritter, „ob wir umkehren, oder ob wir, da wir einmal so weit sind, vollends nach Marklinde hinuntergleiten, das heute seinen großen Jahrmarkt hat."

„Marklinde", entgegnete der junge Eisener; „ist's nicht die Pastorstochter von Marklinde, die der künftigen Himmelskönigin auf Ihrem Bilde: Maria und Magdalena als Mädchen, Gestalt und Züge geliehen hat?"

„Wie ich das Bild malte", sagte Ritter, „hab' ich nicht daran gedacht, daß es Marie und Magdalene als Mädchen vorstellen sollte; die ungemeine Ähnlichkeit von zwei mir bekannten Mädchen, deren eine allerdings jene Pastorstochter ist, und die einander doch wieder so gänzlich unähnlich sind, hat mir Anlaß und Stoff zu dem Bilde gegeben; es sind zwei Mädchen auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, in das Träumen vertieft, welches jenem Alter so eigen ist. Ihre Zukunft, deren Geist sie träumend und ahnend beschwören, tritt für den kundigen Beobachter sichtbar aus ihren Zügen hervor. Denn der Charakter des Menschen ist sein Schicksal. Ich weiß nicht, wer das Bild so taufte, wie Sie es nennen und alle, die von ihm reden."

„Ich erinnere mich nicht", sagte Eisener, „je ein freuden- und friedengebender Gesichtchen, als das der Marie, gesehen zu haben. Doch ist es noch völlig das Gesicht eines Kindes; wie auch in der Gestalt, trotzdem, daß es ihr nicht an Fülle mangelt, noch keine Spur vom Weibe. Während die Magdalene im Auge schon das Dunklere, Durstige, in der Gestalt schon das sich in sich Verhüllende, das, ohne es selbst zu wissen, locken will, im

Ausdruck des Gesichtes und der Gestalt das Weiche, Nachlassende trägt, steht die Marie so kindlich unbefangen, so unbedürftig abgeschlossen, daß man nicht zweifelt, die Entwickelung, die bei jener ihren Jahren bereits um vieles vorgeeilt, habe bei dieser noch gar nicht begonnen. Man sieht, daß jene weiß, was sie wünscht, während dieser der Gedanke noch gar nicht gekommen ist, daß sie noch etwas anderes wünschen könne, als sie als Kind gewünscht hat."

„Wenn Sie das in dem Bilde gefunden haben", sagte Ritter, „so bin ich zufrieden mit meiner Arbeit. Aber Sie müssen die Mädchen selbst sehen. Fräulein Agthe, die Magdalene, wie Sie sie nennen, wird heute wahrscheinlich zugegen sein. Sie ist die Tochter des Rentamtmanns von Marklinde und wird diesen Ehrentag ihres Geburtsortes gewiß nicht in ihrer Pension, in dem nicht so fernen Dresden, zubringen. Sie werden sich wundern über das Verhältnis, in dem die kleine Marie zu ihr und den übrigen Mädchen steht, wie namentlich zwischen diesen beiden, die sich so ähnlich sehen, wie selten zwei Geschwister, nicht die mindeste Annäherung stattfindet, wiewohl es bei der gänzlichen Verschiedenheit beider Naturen eigentlich nichts weniger als seltsam ist."

Wird man beide wohl an einem öffentlichen Orte zusammen sehen?" fragte Eisener.

„Wir gehen", sagte Ritter, „in die Pfarre. Sie müssen nämlich wissen, daß die Schenke heut überschwemmt ist von lärmenden, streitsüchtigen Betrunkenen. Alles, was sich für nobler hält als jene, geht zum Pastor; das versteht sich wie von selbst. Und wir brauchen um so weniger Bedenken zu tragen, als der Pastor neben seiner sehr guten Stelle ein ebenso bedeutendes Vermögen besitzt und diesen Ehrentag seines Dorfes auch für seinen ansieht. Dort können Sie schon das Pfarrhaus mit seinen Umgebungen erkennen. Nach dem Garten zu oder vielmehr im Garten sehn Sie das kleine freundliche Gebäude, was der Pastor auf seine eigenen Kosten dazu gebaut hat. Sehen Sie dort zwischen den

zwei ersten der drei hohen Pappeln auf dem nächsten Hügel, über welchen die Chaussee führt, links von dem buchenbewaldeten Berge; es unterscheidet sich von den andern Häusern und namentlich von dem alten Pfarrhause durch die hellere Röte seines neueren Ziegeldaches; auf dem Schornstein hat ein Storch mit seiner Familie sich etabliert; das Nest verbirgt uns noch der große Lindenbaum, das uralte Wahrzeichen von Marklinde — gleich dahinter blinkt ein Fenster von der Kirche aus dem Violettgrau von Weinbergen. Wir gehn hier von der Chaussee ab; betrachten Sie sich noch einmal jene Berge und das wunderschöne Thal. Wenn wir diesem nähern Fußsteige folgen, der uns zwischen den grünen Samenfeldern hindurch bis an den Lindenbach, dann zwischen Wiesen und den Erlen, die ihn beschatten, ganz nah' an ihm dahinführt, verlieren wir dies Thal ganz aus den Augen, und jene Berge sehen wir erst unter dem Dorfe wieder, und zwar von einer weniger großartigen Seite."

Eisener, der so kurzsichtig war, daß er mit unbewaffnetem Auge nicht einmal die weniger fernen Punkte, die Ritter ihm zeigte, deutlich wahrnehmen konnte, sagte: „Ich möchte Sie beneiden um ihr scharfes Auge. Wie glücklich, wer ein gutes Auge hat; die Formen sind ihm plastischer, die Farben farbiger, nichts ist ihm zu fern, selbst der Himmel ist ihm näher. Der Einfluß eines schärfern oder schwächern Gesichtes auf den Charakter seines Besitzers ist unberechenbar. Wieviel entschlossener, klarer, bestimmter, lebensmutiger ist der Gutsehende als der Schlechtsehende!"

Eisener fand den Weg, wie der Freund ihm vorher gesagt hatte. Sie schritten rüstig aus. Nun hörten sie schon die Trompete, die Hörner und den schnurrenden Baß der Tanzmusik auf der Wiese beim Wirtshause. Einige Minuten führte sie ihr Weg zwischen Gärten dahin; der alte ungeheure Lindenbaum bot sich als Wegweiser, das Storchnest tauchte aus den grünen Büschen; eine Wendung, und Linde und Storchnest verdeckend stand das alte Pfarrhaus vor ihnen. Das Grün des Teufelszwirns, der

das alte, aus grauem Sandstein erbaute Haus fast ganz überdeckte, gab ihm ein trauliches, gastliches Ansehen. Der große Hund, der seitwärts an der Kette lag, schien den Gebrauch dieses Tages zu kennen; er empfing die Fremden, ein Bild der Hospitalität, mit Schweifwedeln und freundlichem Winseln, als ob er bedaure, ihnen die Höflichkeit seiner Begleitung nicht erweisen zu können.

Sie traten hinein. Durch die offene Thüre sahen sie ein schönes schlankes Mädchen in der Wohnstube mit zwei Kindern beschäftigt. Dem Knaben legte sie statt des beschmutzten einen neugewaschenen Kragen um; dabei trieb der Kleine solch ausgelassene Streiche, daß sie in der Mitte ihrer Strafpredigt vom Lachen unterbrochen wurde. „Siehst du, Muhme Marie", sagte der Knabe, indem er sich mühte, ernsthaft auszusehen; „du schmälst mich, und eigentlich bist du selbst ausgelassen und lachst, wo es gar nicht nötig ist." Das Mädchen bemerkte unsere Freunde, die sie freundlich willkommen hieß. „Wollen Sie nur dahinter in den Garten gehn; da finden Sie den Vater und die ganze Gesellschaft."

„Ein kleiner Neffe wohl?" fragte Eisener, dem Knaben die hochrote Wange streichelnd. Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte in ihrer freundlichen Weise: „Es sind die Kinder von einem Freunde meines Vaters aus Dresden. Sie leben bei uns, weil die Landluft und die Landkost die kleinen Menschen gesund und stark macht. Und gibt's nun einmal Unruhe und Unordnung im Hause, dann sind sie nicht zu bändigen."

Während unsere Freunde über die Hausflur und den Hof gingen, an den der Garten stößt, sagte Ritter: „Sie ist geistig noch so wenig Weib, daß die Neigung, die ihre schöne Bildung einflößt, auch nicht das Mindeste von der Geschlechtsneigung hat und man sogar ihre körperliche Entwickelung übersieht. Da ist auch von jener reizenden Scheue, die aus der bloßen Ahnung entspringt, es müsse doch etwas anderes um den Mann sein, noch keine Spur. Gleichwohl hat sie das sechzehnte Jahr hinter sich und besitzt in der Führung des Hauswesens eine Mündigkeit wie wenig Ältere."

Der Pastor, ein kleiner brünetter Mann von großer Beweglichkeit, kam den Freunden entgegen wie lang' erwarteten Gästen. Im Garten saßen auf der einen Seite die Älteren und Verheurateten um einige große Tische; das junge Volk ergötzte sich in einiger Entfernung springend, singend, lachend und spielend auf seine Weise. Marie zeigte sich thätig als Wirtin, war bald hier, bald dort, nahm aber weder hier an dem Gespräche noch dort an dem Spiele teil. Ein ältlicher hagerer Herr von munterem Aussehen trat zu unsern Freunden und dem Pastor. „Behaltet", sagte er zu diesem, „den ältern für euch; den andern nehm' ich für uns junge Leute in Beschlag. Was sollen wir", fuhr er fort, indem er ohne weiteres Eisenern unter den Arm nahm und hinwegführte, „was sollen wir bei den Alten sitzen, wir, die wir noch vom Scherzen und Küssen etwas halten. Die Lippen sind zum Lachen und Küssen gemacht, nicht um damit vom Wetter zu plaudern. Sehen Sie hier: nichts als hoffnungsvolle Jugend, die sich vorgenommen hat, nicht eine Minute vor der Zeit alt zu werden."

Man begrüßte den neuen Ankömmling wie einen alten Bekannten. Fräulein Agthe, der ein junger Jäger viel Angelegentliches mitzuteilen zu haben schien, sah verstohlen zu dem hübschen Eisener herüber, der sich zwischen zwei junge Damen setzen mußte, um bunte Reihe zu machen.

Es war eine Pause eingetreten. Von der heftigen Bewegung des letzten Spieles, der sogenannten russischen Motion[1], erhitzt, vom Lachen ermüdet, saß man auf Stühlen, Bänken und im Grase und wehte den glühenden Gesichtern mit Tüchern und Zweigen Kühlung zu. Endlich wandte sich der Oberamtmann Breitung, so hieß der muntere alte Herr, an Fräulein Agthe und sagte, indem er ihr mit komisch graziöser Kniebeugung eine Guitarre überreichte: „Lieblichste aller Julien, sämtliche gegenwärtigen Lungen bitten durch die meinige Ihren schönen Mund,

[1] In Otto Ludwigs Heimat beliebtes Gesellschaftsspiel

nun auch die Herzen in Bewegung setzen zu wollen, von denen sie behaupten, sie seien bis jetzt auf ihre Kosten geschont worden."

Fräulein Agthe errötete, suchte und fand Ausreden, die nicht angenommen wurden und auch nicht angenommen werden sollten. So nahm sie die Guitarre und sang nach einigem Zureden mit hübscher Stimme folgendes Liedchen:

Der Städterin Wunsch.

Ein Pfarrermädchen möcht' ich sein,
Wie auf dem Lande sind;
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind!

So voll und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein;
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut;
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die stehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann sie spazieren gehn;
Die Städter kommen all' heraus,
Das Pastorskind zu sehn.

Die Städter sind an Artigkeit
Und Komplimenten reich;
Geknetet wird mit Zierlichkeit
Der alte Zuckerteig.

Es strömt der nieversiegte Born
Der Schmeichelei sobald;
Sie lauschet nur dem Jägerhorn;
Fernher erklingt's vom Wald.

Der junge Jäger bläst so hell,
Er bläst ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde schnell —
Meint ihr, daß sie ihn sieht?

Er bückt sich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel ist doch Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht' ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist ein glückselig Kind."

Der junge Eisener mußte sich gestehen, daß Fräulein Agthe ein reizendes Kind genannt zu werden verdiente. Einigemal begegnete seinen Augen, die mit Wohlgefallen von dem Spiel ihrer schönen Hände zu dem dunkellockigen Köpfchen und von da auf jene zurückwanderten, ein Blick von ihr, den seine Eitelkeit zu seinen Gunsten zu deuten mehr als nur zu willig war.

Das Liedchen war geendet. Breitung sagte zu Eisenern, nachdem er die Sängerin in seiner launigen Art mit Lob und Komplimenten überhäuft hatte, mit einer gewissen Weichheit: „Für mich hat ein solches Pfarrerkind mit rundem Strohhut und langen Zöpfen, frisch wie die Natur, in der sie aufgewachsen ist, wie es über den abgerissenen Bildern vom Stadtleben, die es sich nach den Äußerungen Besuchender gemacht, brütet, sie vereinigt, neue hinzudichtet und sich über ihre eigenen Träume wundert, etwas ungemein Anziehendes. Ein Pfarrerkind aber kenne ich, das ich mehr liebe, als ich ein eigenes Kind würde lieben können. Jetzt steht sie hinter der kleinen Kokette. Seht hin, junger Freund, wollt Ihr das Weib, wie sie sein sollten, neben dem Weibe sehen, wie sie wirklich sind?"

„Ich meine", sagte Ritter, der herzugetreten war, „die Weiber könnten nicht besser sein; wenn wir Männer nur nicht so schlecht wären. Wir benutzen die Schwäche der Weiber, weil wir schwächer sind wie sie. Das Bedürfnis, zu lieben, das so leicht getäuschte Vertrauen der Unerfahrenheit wär' ihre Stärke und ihr Schutz, wäre der Mann ihr gegenüber edel, wie er sein sollte. So wird die Unschuld selbst an dem Weibe zur Verräterin, und

sie müssen sie schon verloren haben, um zu wissen, daß man sie verlieren und wie man sie schützen kann."

Der junge Eisener reichte dem Freunde die Hand und sagte: „Was Gutes an mir ist, hab' ich den Frauen zu danken. Das Andenken an meine treffliche Mutter hat mich von mehr Unbesonnenheiten zurückgehalten als die Lehren und das Beispiel der weisesten und besten Männer. Diese sanfte Macht, der zu gehorchen so süß ist und so lohnend zugleich! Während sie so liebevoll ergeben dem Manne gehorcht, beherrscht das Göttliche in ihr den Mann, ohne daß er es weiß. Der unmerkliche, aber mächtige Einfluß ihrer sanften Nähe hat seinen Entschluß schon bestimmt, eh' er ihn faßte, ist seinem Zorne schon wie ein Engel in den Arm gefallen, eh' seine eigene Kraft sich wider ihn waffnen konnte, hat ihn schon zum Rechten und Schicklichen gewandt, eh' er sich der Wahl bewußt war. Vor ihrem klaren Blick kann das Verworrene nicht bestehn, sinkt dem Frechen das rohe Wort unausgesprochen in die schamerfüllte Brust zurück; aus ihren Augen trifft den Gefallenen schmerzlich mahnend der Glanz des verlorenen Paradieses, lächelt dem Bereuenden der Trost der ewigen Barmherzigkeit; sie sind die Sonne, um die die Sterne des Großen, Edeln und Schönen kreisen, von ihnen erhellt und erwärmt."

Der alte Breitung weidete sich an dem glühenden Gesichte Eiseners, dann sagte er lächelnd: „Für Euern Eifer, junger Herr, verdientet Ihr schon einen freundlichen Blick von den schönsten dieser Sonnen. Aber was solch enthusiastisches Lob des schönen Geschlechtes selbst betrifft, so ist es im Munde eines jungen Mannes mehr dazu gemacht, uns von seinem Erteiler gut, als von dem Geschlechte selbst besser denken zu lassen. Wenigstens von dem größten Teile des Geschlechtes, denn alle über einen Kamm zu tadeln, möchte wenig klüger sein, als alle zu loben. Aber wir kommen vor den Weibern nicht zu den Weibern. Seht, wie argwöhnisch sie zu uns hersehen; sie ahnen so etwas von einer Verschwörung gegen sie. Übrigens merk' ich, daß es zum Abendessen gehen soll."

Unter den Bäumen, in denen ein leiser Abendwind musizierte, saß es sich frei und lustig bei Wein und kalter Küche. Eisener hatte ein Plätzchen gefunden, das ihm außerordentlich gefiel. Er saß Julien gegenüber, die ebensoviel Gefallen an ihm zu finden schien, wie er an ihr. Zur Rechten hatt' er den muntern alten Breitung, der durch lustige Einfälle und fleißiges Einschenken die ihm zunächst Sitzenden in die Stimmung zu versetzen suchte, die ihn selbst außer dem Hause selten verließ. Dies gelang ihm vollkommen, und die entfernter Sitzenden hatten nur immer zu fragen und weiter zu erzählen, welch lustige Thorheit eben von dort ausgegangen sei. Dem jungen Eisener, den der eingenötigte Wein mehr, als ihm gut war, erwärmte, schien die schelmische Julie immer reizender; ein Spiel mit Blicken begann zwischen beiden, welches den jungen Jäger eifersüchtig zu machen schien. Hingegen empfand Eisener selbst etwas ganz Ähnliches, wenn sein Nachbar zur Linken, ein junger Beamter, an die emsige Marie Worte richtete, die die Neigung, die sie eingegeben hatte, nicht verbargen. Fast mit Ängstlichkeit lauschte er ihren Antworten und war entzückt, daß in ihnen auch nicht das mindeste einer Entgegnung dieser Neigung hörbar wurde, und dann wunderte er sich selbst über diese seltsame Teilung seines Wesens. Im dunkeln Auge Juliens glühte eine Flamme, von der er fühlte, wie sie ihn entzündete und ihr Feuer in ihm immer mehr um sich greifen müßte, ohne daß er ihm würde wehren können, ja ohne daß er dies würde wollen können.

Der junge Beamte sagte zu ihm: „Sehen Sie nur einmal, nirgends fehlt etwas an der ziemlich langen Tafel, und gleichwohl ist's nur Marie, die aufwartet. Alles ist geschehen, eh' der Wunsch ausgesprochen, ja eh' er gefühlt ist. Und da ist nicht ein Hin- und Hereilen, ein Bringen und Wiederwegtragen. Es ist immer alles gemacht, und man sieht nicht, wie es gemacht wird; man denkt unwillkürlich an die alte Sage von den Hausgeistchen, die den Frauen unsichtbar helfen."

Eben stand die schlanke Marie wie ein Heiligenbild hinter

Julien, und das reizende Weltkind sank ihm in aller seiner verführerischen Grazie neben jener tief im Preise. Er fühlte das Bedürfnis, sich klar zu werden; da stieß Breitung mit seinem Glase gegen das wiedergefüllte Eiseners. Trinkend und lachend fand er den bunten Wechsel von äußerst lebhaften Vorstellungen, der bereits an die Stelle ruhiger Besonnenheit trat, bald immer weniger bedrohlich und endlich sogar angenehm und erwünscht.

Es war Nacht geworden; mehre von den Gästen, die fühlen mochten, daß sie zu viel gethan, suchten ihr Lager. Das junge Volk vergnügte sich, aufgeregt vom Weine, mit Spielen, die, mit Tanz und lebhaften Bewegungen verbunden, die Aufregung nur noch vermehrten. Man lärmte und schrie durcheinander, und wenn man merkte, wie sehr man sich anstrengte, ohne weder die andern zu verstehen, noch von ihnen verstanden zu werden, brach man in Lachen aus und vermehrte den Lärmen nun aus Mutwillen und Lust an der Ausgelassenheit. Der junge Eisener, der, von je an Mäßigkeit gewöhnt, sonst nie an solch lärmendem Treiben Geschmack gefunden, wunderte sich selbst, wie er sich heute darin wie in seinem eigentlichsten Element befand.

Nun wurde das Handwerkerspiel gespielt, in welchem zwei Mitspielende das Zimmer verlassen, um ein Werkzeug zu ersinnen, welches von den Handwerkern gebraucht wird, als die sie beim Wiederhereintreten sich zu erkennen geben. Wird von einem der übrigen Mitspielenden dies Werkzeug erraten, so muß dieser mit seinem Nachbar an die Stelle jener treten, und diese nehmen dafür die durch den Abgang jener leer gewordenen Sitze ein. Der sogenannte Plumpsack, der die Rücken derjenigen trifft, die sich zu langsam im Gehen und Setzen erweisen, darf dabei nicht fehlen. Eisener hatte erraten und mußte mit seiner Nachbarin das Zimmer verlassen. Ihm wurde seltsam, wie er in dem dunkeln Nebenzimmer sich zu der schnellatmenden Julie herabbog und statt ihres Ohres ihr glühender Mund seinem Munde begegnete und die weiche pulsierende Gestalt ihm wie ohnmächtig in die Arme fiel. Im Ringen mit sich selbst, im Bestreben, die

Besinnung festzuhalten, die ihn zu verlassen drohte, faßte er unwillkürlich ihren Arm und stand schon wieder mit ihr im Gesellschaftszimmer, eh' er noch sich des Warum bewußt war.

Endlich trennte man sich scherzend und lachend. Der alte Breitung, der einzige von den Älteren, der sich noch nicht zurückgezogen hatte, wies, wie er denn die Stelle des Haushofmeisters auch den Tag über versehen, den jungen Leuten ihre Nachtquartiere an. Jedes Geschlecht wurde zusammen untergebracht, die Mädchen in einer großen Stube des Parterre neben den verheurateten Frauen, die jungen Männer neben den ältern eine Treppe hoch. Den jungen Eisener wies er in ein Zimmer im Pavillon, in dem dieser seinen Freund, den Maler Ritter, bereits schlafend fand.

Eisener stellte sich an das offene Fenster, um sein erregtes Blut zu kühlen und, weil er fühlte, er könne nicht schlafen, an der schönen Gegend, die im Silber des Vollmondes vor ihm lag, sich zu erfreun. Aber seine Phantasie zauberte, so oft er ihr auch wehrte, immer wieder jenes dunkle Zimmer um ihn und die reizende Julie in seine Arme. Er bereute tausendmal, so sehr er sich mühte, sich über seine instinktmäßige Flucht zu freuen, daß er das süße Gift nicht in vollen Zügen aus dem Becher getrunken, dessen bloße Berührung sein ganzes Wesen in dies fieberhafte Pulsieren gebracht hatte. Die Glut, die in ihm wohnte, gab er dem Zimmer schuld und ging herab in den Garten, in dem er die gesuchte Kühlung ebensowenig fand. Der Duft der Blumen, das Säuseln der Blätter und das ferne Rauschen eines Wehrs wiegten endlich seine erregten Lebensgeister in jenes angenehme Dämmern, in dem der Wechsel der Bilder so schnell erfolgt, daß die ermüdete Aufmerksamkeit weit zurück bleibt und das Gefühl des Daseins endlich in der Empfindung einer süßen Mattigkeit aufgeht. Er lenkte seine Schritte, schon in halber Bewußtlosigkeit, dem Pavillon wieder zu, stieg ebenso die Treppe hinauf, öffnete, kleidete sich aus und legte sich zu Bette.

Eben war er im Einschlafen, als ein Geräusch ihn störte

und er seine Augen nach der Thüre wendete, die er leise öffnen hörte. Ihm war, als ob er eine weiße Gestalt hereinkommen sähe, und doch hört' er keinen Tritt. Jetzt wurde ein Vorhang aufgezogen; der Schein des vollen Mondes drang durch das Fenster und zeigte ihm eine schlanke weibliche Gestalt, die eine ziemliche Weile ohne irgend eine Regung im Fenster stehen blieb. Seinem schwachen Gesichte war es unmöglich, mehr zu erkennen, als eben noch die Gestalt; überdies wandte sie ihm jetzt den Rücken zu. Jetzt ging sie an den Spiegel unweit des Fensters; indem sie hineinsah, schien sie sich auszukleiden. Daß sie sich auskleide, vermutete er mehr, als er es sah, da der Spiegel im Schatten hing. Jetzt bewegte sich die Gestalt nach ihm zu. Er griff mit den Händen nach der Seite, wo Ritters Bett unmittelbar neben dem seinigen stehen mußte. Er fand es nicht; er mußte in ein anderes Zimmer geraten sein. Der Gedanke, in der Sicherheit der Nacht zum ersten Male mit einem weiblichen Wesen allein zu sein, schlich erst wie ein Tropfen Eis, dann wie Feuerglut über alle seine Nerven hin. Sein Herz pochte hörbar, als die Gestalt zu ihm ins Bette stieg. Das Seltsame, Abenteuerliche der Situation war nicht gemacht, ernüchternd auf den Berauschten zu wirken, dem die Erregung bis in die Fingerspitzen pulsierte. Die Macht der warnenden innern Stimme schwand mit der Besinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.

Die Gestalt, die seine Liebkosungen ohne Erwiderung, aber auch ohne Widerstand geduldet hatte, erhob sich bald wieder und entfernte sich, nachdem sie sich vor dem Spiegel wieder angekleidet hatte, ebenso geräuschlos und gespenstig, als sie gekommen war.

Zweites Kapitel.

Sehr früh erwachte Eisener, geistig und körperlich verstimmt. Das seltsame Abenteuer dieser Nacht mühte er sich für die Gau-

kelei eines Fiebertraumes zu halten. Er wendete sich im Bette um und versuchte, ob er nicht wieder einschlummern könne. Aber jenes Abenteuer malte sich ihm trotz seines Mühens, es jetzt zu vergessen, in immer lebhafteren Farben vor; eine wachsende Unbehaglichkeit bemächtigte sich seiner, so daß er zuletzt aufsprang und sich ankleidete, um in einem Morgenspaziergange die Heilung zu finden, die er sonst in ähnlichen Zuständen oft mit Erfolg darin gesucht hatte. Auf dem Boden vor dem Spiegel lag eine weiße Spitzenschleife; sollte die Gestalt gestern diese Schleife verloren haben und also doch kein bloßes Fieberbild gewesen sein?

Er nahm die Schleife auf, betrachtete sie, als könnte sie ihm Aufklärung geben, und je länger er sie betrachtete, desto gewisser schien ihm, es wäre Wirklichkeit, was er so gern für einen Traum gehalten hätte.

Er steckte die Schleife zu sich und ging hinab in den Garten. Die Frische that ihm wohl. Vor dem heitern Morgenwind, dem muntern Schlage der Finken, dem Duft der grünen Bäume und der Blumen und dem behaglichen Gefühle, das alles sei wirklich, verschwammen ihm die Erinnerungen der Nacht in einen gestaltlosen Knäuel, der in eben dem Maße an Farbe abnahm, als seinem erkräftigteren Geiste die Farben des jungen Morgens farbiger und seine Töne klingender erschienen.

In vollen Zügen sog er den Morgen ein. Durch das Gebüsch schimmerte ein rosenfarbenes Gewand. Es war Marie, die an der nächsten Wendung des parkartigen Weges vor ihm stand, beschäftigt, wilde Heckenrosen zu pflücken. Sie hatte ihn nicht bemerkt und wendete sich mit leichtem Erschrecken nach der Seite hin, von der sein Fußtritt hörbar wurde. Es schien, sie wäre ungewiß, ob sie bleiben oder sich entfernen solle. Eisener wunderte sich, indem er an die zutrauliche Sicherheit dachte, in der sie sich gestern immer gezeigt hatte. Sie bückte sich tiefer, und Eisenern schien der kleine Teil ihrer Wange, den er sehen konnte, sowie Ohr und Hals etwas mehr als gewöhnlich gerötet, was

freilich auch in der gebückten Stellung und der Frische der Morgenluft seinen Grund haben konnte.

Er sagte: „Sie sind so frühe schon munter, Marie?“ Sie sah auf und sagte: „Ich muß wohl. Wenn die Leute früh zur Arbeit sollen, muß man selbst früh auf sein. Und nun bin ich so gerne jeden Tag ein Stündchen im Garten; man sieht, was zu thun ist, damit er nicht verwildert, und ist einmal das wilde Stadtvolk hereingebrochen, dann ist mir's immer, als wär's mein alter schöner Garten gar nicht mehr.“

Eisener wunderte sich, daß Marie ihm heute größer erschien als gestern, oder vielmehr, daß er heute erst zu bemerken glaubte, daß sie groß sei. Übrigens verscheuchte ihr Anblick auch die letzten Reste seiner übeln Stimmung, und er war fest überzeugt, daß, was ihn so bedränge, nur ein wilder und sehr lebendiger Traum gewesen sei.

„Trinken Sie wohl frisch gemolkene Milch?“ fragte Marie den Nachdenkenden; „es gibt nichts Gesunderes und Wohlschmeckenderes. Bis die andern aufstehen, währt's Ihnen doch mit dem Frühstück zu lange.“

Sie ging voran, und Eisener folgte, indem er sich an ihrer schönen Gestalt und ihrem elastischen Gang erfreute.

Die Ställe waren reinlich, so die Mägde und das Vieh. Eisener äußerte seine Verwunderung darüber, wie die handfesten Mägde der jungen Marie an den Augen abzusehen schienen, was sie wünschte, und wie willig sie sich der Ausführung dieser Wünsche unterzogen.

„Man kann das Gesinde“, sagte Marie, „nur zu leicht verwöhnen und verderben. Die Hauptsache ist, daß man alles erst recht genau bei sich selber überlegt, damit man keinen Befehl gibt, der zurückgenommen werden muß, oder auf dessen Ausführung man nicht dringen könnte; man darf nie befehlen, nur weil man zu befehlen hat; was aber einmal befohlen ist, das muß gethan werden. Viel Plaudern setzt einen bei gemeinen Leuten herab und berechtigt sie zu Vertraulichkeiten, deren Abweisung

sie aufbringt. Finden sie, daß, was man gethan haben will, auch immer das Verständigste ist, so führen sie's um so lieber aus, und dann thut ein freundlich Wort Wunder, während es, wo die Leute ihre Herrschaft nicht innerlich achten müssen, nicht hoch angeschlagen wird und dieser noch das Wenige nimmt, was sie von Respekt bei ihnen besitzen mag. Sehen Sie, wie es die Leute freut, wenn ich ihnen zunicke; wie leicht muß es einem großen Herren werden, alle Menschen für sich zu gewinnen."

Eisener erstaunte über den praktischen Verstand und zugleich über die Anspruchslosigkeit, mit welcher die junge Marie jenen zeigte. Sie nahm den breiten Strohhut ab, wusch sich die weißen Hände; auch den reinlichen Zuber wusch sie noch einmal aus, eh' sie sich anschickte, ihre Lieblingskuh, ein großes, schönes Tier von Schweizer Rasse, zu melken.

Eisener setzte sich in der Nähe an ein Tischchen, das um den Stamm einer Birke gezimmert war. Der Himmel war so schön blau, die Bäume und das Gras umher so schön grün, die Wege, mit Kies bestreut, so reinlich und glänzend; dazu das schöne Mädchen in seiner ländlichen Beschäftigung.

„Nur in solchem Leben", sagte Eisener behaglich vor sich hin, „kann das Glück wohnen, das wahre Glück, das nur aus der Tiefe einer ruhigen Seele geboren und in ihr bewahrt wird. Wie thut diese Abgeschlossenheit so wohl! Das Tier, welches mich nährt, ist mein, und ich pfleg' es mit dankbarer Sorge. Das schöne Grün der Wiesen erhält ein herzliches Interesse für mich, weil es meinem Tiere Nahrung gibt. Die einfachsten und größesten Verhältnisse, Gatten-, Eltern- und Kindesliebe erhalten die Seele gesund; auch der Schmerz ist ein heiligerer, unvermischt mit den kleinlichen Nebenschmerzen und Sorgen, die im Getriebe des Weltlebens sich ihm zugesellen und uns peinigen und zerbröckeln, wo uns jener erhebt. Der große Schmerz stählt und veredelt die Kräfte, die abwehrend gegen ihn in uns aufstehen; die kleinen Sorgen, Empfindlichkeiten, Kränkungen der Eitelkeit sind es, die uns allmählich, aber sicher aufreiben."

Marie war unterdes fertig geworden; sie ließ die gemolkene Milch durch ein weißes Tuch laufen, schenkte davon in ein Glas, das sie Eisenern freundlich hinreichte. Dann streichelte sie das Tier, das seinen Kopf mit den gutmütigen Augen nach ihr wandte, und sagte: „Glauben Sie, daß mein gutes Tier nur von mir sich melken läßt; kommt eine von den Mägden, um sie zu melken, so wird sie ganz wild und beruhigt sich nicht eher, bis ich komme, oder bis sie meine Stimme hört.“

Die junge Marie ging mit den Mägden nach dem Hause zu, die die Zuber mit der heute gemolkenen Milch ihr nachtrugen; Eisener ging unter den Bäumen, mit deren Blättern der Morgenwind ein anmutiges Farbenspiel trieb, indem er bald ihre hellere, bald ihre dunklere Seite dem Betrachter zukehrte, und malte an dem Bilde eines heitern Patriarchenlebens, in welchem, wie man sich denken kann, die Gestalt der jungen Marie nicht fehlte.

Näher am Hause begegnete er der reizenden Julie, die im zierlichen Negligé an ihm vorbeihuschte. Sie wurde rot, wie sie ihn sah; er erschrak — an ihrem weißen Häubchen fehlte eine Schleife.

So war das Abenteuer, dessen Erinnerung Mariens Gegenwart aus seinen Gedanken verdrängt hatte, doch kein wüster Traum gewesen. Die gefundene Schleife, die an ihrem Häubchen fehlte, das Rotwerden Juliens und ihr Ausweichen — Julie also war der abenteuerliche Besuch dieser Nacht gewesen! Die ganze Unbehaglichkeit seiner Stimmung von diesem Morgen kehrte ihm zurück. Die schöne Natur that nichts mehr, ihn zu erheitern; umgekehrt nahm der blaue Himmel die graue Farbe seiner Stimmung an. Unwille und Verachtung seiner selbst war der dunkle Grund; die Erinnerung an Juliens verlockende Bedürftigkeit, an Mariens edle Beschlossenheit in sich, die Bilder, die auf ihm wechselten. Das erste erwärmte ihm allmählich Blut und Eitelkeit, und jenes Unbehagliche schwand vor ihm bis auf einen Grad, wo es durch den leisen Kontrast nur das

Wollüstige des Zustandes erhöhte; das zweite vertrieb wie ein Cherub mit dem Flammenschwert jene seelengefährliche Verschwommenheit und vertiefte durch seine reine Helle jenen dunkeln Grund. Er suchte sich vor sich selbst zu entschuldigen, das erste, was der Mensch in solchem Zerwürfnis mit seiner bessern Natur zu thun pflegt. „Unter gleich verführerischen Umständen", sagt' er zu sich, „wäre wohl jeder gefallen." — „Befreit dich dies aber", entgegnete die Stimme, die in jedem edleren Gemüte dieser Entschuldigung widerspricht und mit eifriger Parteilichkeit den größern Teil, wenn nicht die ganze Schuld von dem andern ab auf sich wälzt, „von der Pflicht, die du übernommen, indem du vor Gott und der Natur ihr Gatte wurdest? Darfst du dich von den Folgen einer Schwäche durch ein Vergehen frei machen?" — Fühlte er, daß sein Blut glühte bei dem Gedanken, die reizende Julie zu besitzen, so wurde ihm nur um so klarer, wie sein Herz und seine heiligern Gefühle nach Marien hinstrebten.

Es war ihm angenehm, daß Ritter, der eben aus dem Hause getreten war, auf ihn zukam.

„Wissen Sie", fragte Ritter, „daß sich heute nacht die weiße Jungfrau wieder hat sehen lassen?" Eisener erschrak, ohne recht zu wissen, warum. „Kommen Sie mit", fuhr Ritter fort, „zu Mariens Mägden; nichts interessanter, als solche Wunder aus solchem Munde." Eisener folgte dem Freund nach dem Wirtschaftsgebäude, wo sie Marien fanden und eine Zeitlang schweigend beobachteten. „Gibt es denn", sagte Ritter, „etwas Reizenderes, als dieses sechzehnjährige Hausmütterchen in ihrem wirtschaftlichen Treiben. Sehen Sie nur: sie mag thun, was sie will, so thut sie es auf das Beste und auf das Schönste zugleich. Wer hat das Kind die Zierlichkeit gelehrt, mit der sie die gemeine Operation des Thüröffnens und Schließens adelt!"

Marie bemerkte die Freunde, hörte Ritters Wunsch und rief zwei Mägde herbei. „Da haben Sie das Für und das Wider. Gretchen ist unser Märchenbuch, Hanne die einzige unter den Dienstboten, die sie nicht zum Glauben an sich bekehren kann."

Ritter fragte Gretchen, wie es sich denn eigentlich mit der weißen Jungfrau verhalte.

„Ja sehn Sie", sagte Gretchen wichtig, indem sie die linke Hand unterstemmte und den Zeigefinger der rechten feierlich erhob, „viele Menschen haben sie schon gesehen. Einige sagen, sie sei nicht schön; andere wieder wollen nichts Schöners gesehen haben. So viel aber ist gewiß, wenn sie sich gezeigt hat, kommt allemal etwas Großes in der Zeitung. Der Schultheiß sagte heut früh, wie ich ihm begegnete: ‚Merkt auf, Gretchen, ob's nun nicht in der Zeitung kommt, daß sie den Sparten=Nero oder Schwarten=Nero gehängt haben'; ich weiß doch nicht wo — in Ungarn, sagt' er, oder in Spanien; dort herum ist's aber."

„Die weiß die Zeitung", lachte ein alter Knecht behaglich, indem er Rittern durch eine Art halbvertraulichen Lächelns zeigte, daß er ihm zutraue, er verstehe, daß er dieses nur ironisch gesagt haben könne; „sie meint den Esparo, der den Esparklee erfunden hat."

„Meinetwegen kann er den Luzernerklee erfunden haben", sagte Gretchen lachend, „unsereins hat Wichtigeres zu thun als Zeitungslesen. Wenn Er die Geschichte besser weiß, brauch' ich sie nicht zu erzählen."

„Mag er heißen, wie er will, den der Schultheiß meint", sagte Ritter; „von der weißen Jungfrau soll uns Gretchen erzählen, wo sie sich zeigt, wo sie herkommt, wo sie hingeht."

„Ja sehn Sie", antwortete Gretchen, „sie kommt allezeit drüben vom Kirchhof und geht auch wieder dahin. Da oben in jenem Fenster vom Gartenhause da steht sie gewöhnlich ein, auch zwei Vaterunser lang und sieht in den Mond und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wie eins, dem's recht weh im Herzen ist. Hat sie nun ein Vaterunser oder zwei dort gestanden, dann fällt allemal der Vorhang wieder herab, und fort ist's."

„Und geschieht dies in gewissen Nächten?" fragte Ritter, während es Eisenern durch alle Adern fröstelte.

„Ja sehn Sie", sagte Gretchen, „wenn nicht Vollmond ist,

sieht man sie nicht. Sie soll, wie sie — Gott behüte uns — wie sie noch lebte, ein Fräulein gewesen sein von großem Reichtum und noch schöner als reich; die war mit einem jungen Ritter verlobt, der war der schönste, reichste und beste auf viele Stunden. Und die Hochzeit wurde prächtiger ausgerichtet, als es zu sagen ist. Da wurde musiziert, getanzt, getrunken, was Hände, Beine und Keller hergaben, bis das Brautpaar kurz vor Mitternacht in die Brautkammer geführt wurde. Aber kaum, daß sie allein beisammen waren, da rief's mit einer seltsamlichen Stimme draußen vor der Burg: ‚Kunz, komm herab! Kunz, komm herab!' und noch einmal rief's: ‚Kunz, komm herab!'

„Die Stimme aber klang so klagend und so drohend zugleich. Der Bräutigam sagte: ‚Das ist mein bester Freund; er ist in Not und ruft mir.' Das Fräulein aber sagte: ‚Die Stimme gehört meiner Muhme, die sie vor zwei Jahren tot gefunden haben.' Drum grauselte sie's, daß sie eine Gänsehaut bekam über den ganzen Leib, und sie sagte zu ihrem Bräutigam: ‚Bleibet bei mir, mein herztausiger Schatz; die Stimme will Euch verlocken; es ist sicherlich ein böser Spuk, denn es ist um Mitternacht.' Der Ritter aber sagte: ‚Holdseligste Jungfrau Braut, das kann nichts helfen; sei's ein böser Spuk oder ein guter; mich soll niemand vergebens rufen.' Das Fräulein aber sagte: ‚Herztausiger Schatz', hat sie gesägt, ‚so bleibet nur so lang bei mir, bis die Geisterstunde vorüber ist und der volle Mond aufgeht.' Aber der Ritter nahm seinen Degen von der Wand und sagte: ‚Seid lustig, mein Herz, und grämet Euch nicht; bis die Geisterstunde vorüber ist und der volle Mond aufgeht, bin ich wieder bei Euch.' Und er ging hinaus. Das Fräulein aber trat an das Fenster und konnte nichts sehn vor der Finsternis draußen und vor den Zähren in ihren Augen. Da ist denn die Geisterstunde vorbeigegangen, und der Vollmond ist aufgegangen, und sie hat gewartet und gewartet, aber der Ritter ist nicht wiedergekommen. Da schwur sie, keine Nacht zu ruhen, wenn Vollmond wäre, bis sie mit ihrem Bräutigam zu Bette gegangen sei. Und wie ihr

erster Bräutigam immer und immer nicht wiederkam, so wartete sie auf einen andern, aber es mochte keiner um sie werben, der um jene Geschichte wußte, weil jeder dachte, es werde ihm ergehen, wie es jenem ergangen war. Darüber ist sie gestorben; ihr Schwur aber ist noch immer nicht erfüllt. So oft Vollmond ist, sieht sie hinaus, ob noch kein Bräutigam kommt, und thut ganz kläglich und hebt die Hände weinend gegen den Mond."

So erzählte Gretchen; die andre Magd aber sagte: „Glauben Sie's ja nicht; das hat ihr Schreibers Christian erzählt; der ersinnt solche Geschichten."

„Wie kommt denn", fragte Ritter die Erzählerin, „das Fräulein aber hierher in das neugebaute Haus?"

„Ja sehn Sie", sagte Gretchen, „hier, wo jetzt das neue Haus steht, da hat sonst die Burg gestanden, und eh' das neue Haus gebaut worden ist, haben Goldensonntagskinder die alte Burg hier gesehen und das Fräulein am Fenster, als wenn sie noch stünde. Seit aber das neue Haus gebaut ist, zeigt sie sich in jenem Fenster, und da soll man auch manchmal das Klavier klingen hören, was in der Stube steht, wo jenes Fenster ist."

Hier mischte sich die andre Magd wieder in das Gespräch. „Wenn man freilich", sagte sie, „sich vornimmt, etwas zu sehen, so sieht man wohl etwas, wo nichts ist. Wer nachts beim Vollmond hier unten steht und die Geschichte gehört hat, kann sich leicht einbilden, wenn er mit den geblendeten Augen nach dem Fenster hinaufsieht, das im Mondenschein wie Feuer glänzt, er sieht die weiße Jungfer dahinter. Die weiße Jungfer müßte doch ein Gespenst sein, und das wär' Aberglauben, denn es weiß jeder vernünftige Mensch, daß es keine Gespenster gibt. Das sagte immer mein Vater seliger, der ein gescheiter Mann war, und der wußt' es; aber ein Schatz, meint' er, könnte da liegen, und wenn's auf seinem Grund und Boden wäre, und er lebte noch, der hätte lange nachgegraben."

Ritter lachte herzlich. Gretchen antwortete ihrer Gegnerin pikiert: „Wer einmal nicht mehr daran glaubt, der hält auch

bald den lieben Gott und die Bibel für Aberglauben; und wenn Hannens Vater einmal in die Kirche ging, wunderte sich das ganze Dorf. Aber wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen."

„Ich dächte", sagte Ritter zu Eisenern, nachdem die Mägde sich entfernt hatten, „wir brächen jetzt gleich auf. Noch ist es nicht zu warm. Wir gingen durch jenen Wald nach Hause, der uns für den etwas weitern Weg durch seinen Duft, seine Kühle und seine fröhlichen Vogelstimmen herrlich entschädigen wird."

Eisener, innerlich mit den seltsamsten Vorstellungen und Gefühlen ringend, hatte keinen eigenen Willen; fast mechanisch folgt' er dem Freunde. Der Pastor lud sie ein, bald wieder zu kommen. Marie, die Eisenern die Hand gegeben hatte, zog sie wie ängstlich verlegen schnell wieder zurück.

Wenn wir Ursache haben, unzufrieden mit uns zu sein oder mit unserer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbstbedauern alles auf uns und unsere Lage beziehn, wir sind sinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwischen uns und Dingen zu finden, die wir sonst nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erst erschaffen. „Die Berührung eines Menschen, wie du bist" — sagt' er zu sich selbst, während sie gingen, und Ritter, auf bessere Aufmerksamkeit seines jungen Freundes rechnend, ein Gespräch anknüpfte, das er allein führen mußte — „deine Berührung erregte dem reinen Wesen einen Schauer, ihr ahnend Gefühl warnte sie vor dir. Wie konntest du auch nach den Vorgängen dieser Nacht so frech vor diesem Engel stehn, wie du gethan hast, ohne zu versinken im Gefühle deiner Verdorbenheit!" So war er wieder im Zuge, willkürlich das Unbehagliche seiner Stimmung zu vermehren, wozu die rasche äußere Bewegung das ihrige that. — Das Geschehene stand nicht zu ändern; sein rechtliches Gefühl blieb dabei, er habe in dieser Nacht einem weiblichen Wesen ein Recht auf sich gegeben, welches er, wenn sie es fordere, ihr nicht streitig machen könne; es war ihm eine Beruhigung, sich auf diese Weise gleichsam bestraft zu sehen. Seiner edeln Seele fiel nicht

ein, jenem Wesen einen Teil der Schuld aufzubürden, was so nahe lag; vielmehr fand er eine wachsende Lust darin, was davon wirklich das Werk vieler ineinander greifender Umstände war, sich als das Resultat einer kalten, ruhigen Berechnung von seiner Seite vorzustellen. Der solchergestalt aufgeregten Seele wurde es zuletzt zur Möglichkeit, die Gestalt könnte eine gespenstige gewesen sein, und die Unzufriedenheit mit sich steigerte sich zum mit Schauder gemischten Widerwillen.

Drittes Kapitel.

In dieser Stimmung brachte Eisener Tage und Wochen zu. Breitung hatte ihn und Rittern eingeladen, ihn in dem alten Schlößchen, welches er in angenehmer Gegend bewohnte, zu besuchen. Ritter, der Eiseners zunehmende Verstimmung nur zu deutlich wahrnahm und doch dem Vertrauen des Freundes auf keine Weise, weder durch Frage, noch durch Andeutungen, vorgreifen wollte, suchte ihn durch kleine Partien zu zerstreuen. Eines Tages kam er ziemlich früh zu Eisenern. „Wenn Sie nichts anderes heute vorhaben", sagte er, „so besuchen wir unsern Freund Breitung." Eisener war bald zum Mitgehen fertig; so machten sie sich denn auf den Weg. „Ich verspreche mir gute Unterhaltung in Rosnigrode", sagte Ritter. „Gewiß", entgegnete Eisener, „Breitung müßte denn über Nacht die gute Laune verloren haben, die mir unverwüstlich scheint." — „Das ist es eben", sagte Ritter. „Sie müssen nämlich wissen, daß der alte Breitung nur außerhalb seines Gutes der heitere, oft ausgelassene Lebemann, als den Sie ihn kennen, in seinem Hause aber und unter den Seinigen der ärgste Griesgram und Hypochonder sein soll. Hat ihn ein heiterer Besuch vergessen machen, daß er zu Hause ist, so bedarf es nur eines Umstandes, der ihn entfernt daran erinnert, um ihn in der Kürze eines Augenblicks zu seinem Gegenteil zu machen." Ritter erzählte einige ergötzliche Anekdoten als Belege, die er

von einem vertrauten Freunde Breitungs gehört hatte. Eisener hörte wenig davon. Indem er daran dachte, wie leicht er selbst, durch den kleinsten Umstand an den Gegenstand seiner übeln Stimmung erinnert, dieser anheimfalle, hatte er die Wahrheit dieser Bemerkung schon durch die That bewiesen.

Gerne hätt' er Rittern das Abenteuer jener Nacht mitgeteilt; für seine Person hätte er sich durch dies Geständnis wie durch eine Art Buße erleichtert gefühlt; aber seine Denkart erlaubte ihm nicht, das Wesen, an dem er ohnedies gesündigt zu haben glaubte, auch noch zu kompromittieren. Nun erfuhr er von Rittern, daß sie Julien heute bei Breitung treffen würden. Gab sie ihm Grund — so kam er zum Entschlusse — gab sie ihm Grund, sich überzeugt zu halten, sie sei der gespenstige Besuch jener Nacht gewesen, so wollte er ihr Herz und Hand anbieten. Den Zweifel, ob sie es verdiene, der nahe genug lag, wies er zurück als einen Vorwand, den er sich machen wolle, um nur glauben zu können, er dürfte sich lossagen von dem, was er für seine Pflicht erkennen mußte. Daß sein Vater, der bereits eine reiche Partie für ihn hatte, seine Bewilligung versagen würde, war vorauszusehen. Aber eben das bestärkte ihn eher in jenem Entschlusse, als daß es ihn wankend gemacht hätte. Schon seit einigen Jahren hatt' er sich mit dem Gedanken getragen, seiner Lieblingsneigung, der Neigung zur Malerkunst, folgend, ein Geschäft aufzugeben, gegen welches er nur Widerwillen empfand, und dadurch zugleich von der Despotie seines Vaters sich zu befreien, die ihm mit jedem Jahre unerträglicher geworden war.

Während er aber seinem rechtlichen Gefühl folgte, nach welchem er sich für das Eigentum Juliens ansehen mußte, konnte er sich nur immer weniger verhehlen, daß das Innerste seines Herzens Marien zugehörte. Aber er hatte in diesen Tagen sich gewöhnt, das gute Mädchen für ein Wesen zu halten, das so hoch über ihm stehe, daß seine Liebe es entweihen müßte. Denn sich selbst verachtete er, wenn er an den Stolz auf seinen sittlichen Wert zurückdachte, der seit jener Nacht zertrümmert war; alles

Bewußtsein des Edleren in ihm schien ihm eine Selbsttäuschung. Kam nun zu dem allen, daß Ritter, den er liebte und achtete, auf den er das Ideal übergetragen hatte, an welches er glauben mußte, wenn er es auch nicht mehr in sich selbst fand, vielleicht schon in den nächsten Tagen ihn verließ, um sich dem Gelobten Lande der Kunst, Italien, zuzuwenden, so ist leicht zu begreifen, daß seine Seele, anstatt sie zu beherrschen, ein Raub der mannigfaltigen Eindrücke, von dem einen zu dem andern schwankend, keines klar bewußt werden, keinen tief fühlen konnte.

Unsere Freunde waren kaum noch einen Büchsenschuß von Breitungs Wohnung entfernt, als ein Knecht, der von dem Schlößchen herkam, in der angestrengtesten Eile an ihnen vorbeilief. Nicht lange, so begegnete ihnen ein zweiter, noch eiliger als der erste, und diesem folgte kurz nachher ein Berittener. Ritter rief den Reitenden an, dieser gab vorbeisprengend durch Zeichen zu verstehen, er habe keine Zeit, zu plaudern. „Allem Anschein nach", sagte Ritter zu Eisenern, „kommen wir Breitung jetzt nicht erwünscht. Ist nun jemand, vielleicht er selbst, plötzlich gefährlich krank geworden? — Etwas scheint vorgegangen zu sein, was uns bestimmen könnte, unsern Besuch zu verschieben. Es wird sich ja wohl noch ein Dienstbote finden, der uns Rede steht."

Indem hörten sie seitwärts in den Gebüschen eine leidenschaftlich erhobene Stimme. Nach einigen Lauten, von denen unsre Freunde nicht wußten, bedeuteten sie einige Seufzer oder ein schmerzlich verbissenes Lachen, sagte die Stimme: „Gut! gut! so ist er hin. So wird doch alles noch zu Grunde gehn!"

Die Stimme klang unsern Freunden wie die Breitungs; einige Augenblicke darauf sahen sie wirklich Breitung aus dem Gebüsche treten. Gesicht und Gebärden paßten zu jener leidenschaftlich erhobenen Stimme. Wie er die Freunde sah, heiterten seine Züge sich auf, er drückte beiden die Hände und hieß sie mit Freundlichkeit willkommen. Diese Freundlichkeit, durch welche die mühsam versteckte Bekümmernis dennoch hindurchsah, hatte

etwas Rührendes. Er führte die Freunde in seine Wohnung. Seine Frau, der er sie vorstellte, eine stattliche Gestalt mit angenehmen Zügen, begrüßte sie so herzlich als ihr Gemahl, aber mit einer unbefangenen Heiterkeit, die seltsam mit seinem bekümmert feierlichfreundlichen Wesen kontrastierte. Eisenern fiel ein, wie wenig schmeichelhaft Breitung von den Frauen zu sprechen pflegte; er glaubte die Ursache zu begreifen und bedauerte seinen alten Freund, wie er wahrnahm, daß die Frau, ohne die mindeste Rücksicht auf ihres Mannes Stimmung zu nehmen, dessen Gegenwart sie sogar halb und halb ignorierte, sich ihrem heitern Temperamente überließ, und verdachte ihm nicht, daß er nun auch seinerseits ihre Gegenwart gar nicht zu bemerken schien.

Unser Eisener saß bei Tische zwischen Julien und Rittern. Die geistige Unruhe gab ihm die äußere Beweglichkeit, der Zwang, den er sich anthun mußte, sein Bewußtsein über den Wogen zu erhalten, die in ihm brausten, das Bestimmte des Weltmanns, was ihm sonst fehlte, und so kam es, daß er äußerlich die Gesellschaft beherrschte, während er innerlich nichts weniger war als sein eigener Herr.

Breitung wurde heiterer, als er das Gespräch auf Marien gelenkt hatte, wie er so gern that, und zwar diesmal, weil ihm die Aufmerksamkeit Eiseners gegen Julien, die so sehr einer wachsenden Neigung glich, mißfiel. Er hatte Eiseners treuherziges Wesen liebgewonnen, und es war ihm ein Anliegen geworden, seine beiden Lieblinge, Marien und ihn, vereinigt zu sehen, ein Anliegen, das Ritter und seine Frau, und zwar das einzige Anliegen, das seine Frau mit ihm teilte.

Freilich wußten alle drei nicht, wie ihr Lob bei Eisenern gerade die der erwünschten entgegengesetzte Wirkung that, wie sie die Kluft, die er zwischen Marien und sich sah, nur immer erweiterten, obgleich seine Neigung zu Marien an den Schmerzen wuchs, die aus seinen Vergleichungen von Mariens Werte mit seinem Unwerte hervorgingen.

„Marie“, sagte er, „ist nicht zur Liebe geschaffen, nur zur

Verehrung. Die Liebe ist ein Bedürfnis und wendet sich nur dem Bedürftigen zu. Diese in sich abgeschlossene Seele wird, wie sie an sich selbst das Bedürfnis nicht fühlt, es auch an andern nicht verstehn. Die Neigung, die um sie würbe, müßte sie ängsten und ihre Nähe meiden machen. Und welcher Mann verdiente auch, daß sie seine Neigung gegen sie erwiderte!"

„Über die Idealisten", rief Breitungs Frau mit scherzendem Zorne. „Ihr armen deutschen Mädchen, glaubt ihr euch geliebt von dem, der sich mit den Künsten eines Poeten in euer Herz geschlichen, und der der Odem euers engen, treuen Daseins geworden ist? Euch hat er nicht geliebt; ein Schillersches Wahnbild hat seine Phantasie mit euern Zügen überkleidet, und ihr müßt seinen Irrtum büßen. Um seinetwillen habt ihr den Anspruchlosen abgewiesen, der euch selbst liebte, eure Schwächen kannte und euch doch liebte, der euch ein fester Stab geworden wäre, wo jener in seiner Künstlichkeit für sich selbst keinen Halt hat und ihn in eurer Idealität eben sucht. Ihr habt das warme Herz um den warmen Kopf verschmäht. Habt die Liebe zu euch hingegeben um die Verliebtheit der exaltierten Gemütseitelkeit in sich selbst, die sich in euch nur bespiegeln wollte. Gehören Sie auch zu diesen Bösewichtern?" In dem Tone, mit dem sie die letzten Worte sprach, war mehr Ernst als Scherz.

Der junge Eisener war noch nicht so verkünstelt, daß ihn nicht getroffen hätte, was von Wahrheit in dem lag, was er eben hatte hören müssen; aber die beleidigte Eitelkeit, die eben durch diese Beleidigung in ihm wieder ins Leben trat, deckte sogleich über den verwundeten Teil die Spinnenwebe der Selbsttäuschung einer großartigen Resignation, daß das Edle verkannt werden müsse.

„Wissen Sie, daß in jener Nacht, die wir in Marklinde zubrachten, eine geisterhafte Schöne unter uns gewandelt hat?" fragte Breitung, der, wenn er sah, daß das Gespräch sich um ein Thema drehte, welches seine Frau interessierte, sogleich etwas jenem ganz Fremdes auf das Tapet brachte.

Eisener wandte unwillkürlich bei diesen Worten seine Augen wie fragend nach Julien, die errötete und ihre Verlegenheit kaum zu bergen wußte. Er erschrak; denn an dieser Gewißheit fühlt' er erst, daß er gewünscht, es möge anders sein, fühlt' er erst, wie er Marien liebe.

Das Gespräch wurde jetzt auf andere Weise unterbrochen. Ein junger Mann, wahrscheinlich Breitungs Verwalter, kam schnell herein. Breitung, der zu erschrecken schien, wie er ihn sah, heftete fragend seine Augen auf ihn. Der Verwalter begrüßte nur ganz eilig die Gesellschaft; er bückte sich zu Breitung nieder und sprach ihm eifrig in das Ohr. Die Umsitzenden verstanden nur die Worte: „Wilm sagt, sie haben den Baron im Schierlitzgrunde gefunden, aus einer Wunde blutend."

Breitung erhob sich eilig, stammelte einige Entschuldigungen und entfernte sich hastig mit dem Verwalter. Breitungs Frau knackte währenddes gleichgültig einige Mandeln, deren Kerne sie mit Julien teilte, der sie dieselben ohne weiteres in den kleinen Mund steckte. Die ganze übrige Gesellschaft war verstört und verlegen. Als der Hausherr immer und immer nicht wieder kam, erhoben sich alle von den Stühlen. Einige empfahlen sich. Auch Ritter und Eisener hatten eben ihre Hüte genommen, als Breitung wieder hereintrat und ihnen mit Aufhebung aller Freundschaft drohte, wenn sie gingen.

Er schien weit heiterer als vorhin und geriet nun im Garten, wohin die Überbleibsel der Gesellschaft ihm gefolgt waren, beim Wein und interessanten Gespräche in jene Stimmung, in der ihn die Freunde als den muntern Breitung vom Marklinder Jahrmarkte wieder erkannten. Seltsam war es, daß in demselben Maße, in dem Breitungs gute Laune wuchs, seine Frau einsilbiger und zuletzt ganz still und nachdenklich wurde.

Endlich war alles Beängstende vergessen, und die jungen Leute begannen zu spielen und zu tanzen.

Ritter unterhielt sich mit der Dame vom Hause, deren gesunder Verstand über einen Reichtum von Kenntnissen dispo-

nierte, der ihn in Verwunderung setzte. Sie mochte gemerkt haben, wie ihr gleichmütiges Benehmen während ihres Gemahls Unruhe und schlecht verhehlter Bekümmernis ihr in Ritters Meinung geschadet hatte. Sie sagte: „Es that mir leid, wie ich sah, daß Sie und Ihr Freund durch die Unart meines Mannes leiden mußten, der sich einmal nicht bewältigen kann."

„Es gibt", entgegnete Ritter, „Lagen und Stimmungen, in denen man sich allem Bemühen zum Trotze nicht bewältigen kann, dann tritt von seiten der andern die Rücksicht ein, die jener zu nehmen nicht mehr im stande ist."

„Und was glauben Sie denn", fragte die Dame, ihn mit großen Augen ansehend, „das meinem bedauernswürdigen Gemahl widerfahren ist?"

„Es wäre indiskret", sagte Ritter, „hier forschen zu wollen. Einigen Äußerungen nach betrifft seine ängstliche Sorge einen teuern Freund, einen Baron, den ich nicht kenne, und der sich seiner Beobachtung entzogen hat, vielleicht um — nun er soll gefunden worden sein — aus einer Wunde blutend."

Madame Breitung konnte der Übermacht ihrer Lachlust nicht länger widerstehen. Sie nahm Ritters beide Hände und bat ihn tausendmal, ihr zu verzeihen, daß sie über den versuchten Selbstmord des jungen Barons lachen müßte, und lachte immer wieder. „Ach der gute Baron", sagte sie, oft vom Lachen unterbrochen, „der gute blondbärtige interessante junge Mann; er hatte etwas Melancholisches in seinem Blick, doch schien er sich ganz gemütlich in seinem Pelze zu befinden."

Ritter konnte nicht unwillig auf sie werden, so herzlich bat und lachte sie. „Ich will nicht hoffen —", sagt' er, selbst lachend.

„Hoffen Sie immer", entgegnete die Lachende. „Schon öfter ängstigte man sich um ihn; Boten flogen vergebens nach allen Revieren der Umgegend — der Baron ist nämlich ein großer Liebhaber der niedern Jagd. Dort sollte er verwundet, dort tot gefunden worden sein, bis er plötzlich und unerwartet aus irgend einer Ecke, wo er sanft geschlafen hatte, mit graziösem Dehnen

und leisem Tritte ganz gemütlich in das allgemeine Lamento hereingesponnen kam. Wahr ist's, man kann nicht leicht einen schönern Kater sehn, als den Kater Baron. — Man möchte weinen, müßte man nicht lachen", fuhr sie fort, indem sie durch Ton und Gebärde die ungemeine Beweglichkeit der weiblichen Stimmung belegte, „muß man dergleichen mit ansehen und anhören. Was soll man dazu sagen? wie sich dabei benehmen? Ich bin ihm nicht sentimental genug, nicht tief genug empfindend, und so denkt und spricht er sich in solche Bekümmernisse hinein, nur um sich selber bedauern zu können und von andern, die die wahre Sachlage nicht kennen, bedauert zu werden, daß er einen Eisblock zu Frau hat. Dazu gibt ihm nun der Kater, den ich, wie er weiß, nicht leiden kann, die schönste Gelegenheit."

Während die Dame vom Hause solchergestalt Rittern ihre Not klagte, hatte ihr Gemahl seinen jungen Freund am Arme genommen und ihn einen Laubgang hindurch nach einem Laubholzwäldchen geführt.

„Lieber Eisener", sagte er zu ihm, „erlassen Sie mir die Versicherungen, daß ich Sie achte und liebe, die ich Ihnen nach Weltart erst machen müßte, um meine Berechtigung zu Wink und Warnung darzuthun; glauben Sie mir jenes unausgesprochen. Freund Eisener, Ihre Weiber! Ihre Weiber! die Sie so hoch verehren; sie werden's Ihnen so schlecht vergelten, wie sie jedem thun, der sie in seinem Herzen achtet. Sie haben kein Gemüt; auch das Tiefste in ihnen ist noch Oberfläche. Ein ganz klein bißchen Engel, ein ganz klein bißchen Teufel und entsetzlich viel Eitelkeit in eine Sammethaut eingefaßt — und das Weib war fertig. Sie sind nie etwas, sie scheinen nur. Sie können noch lügen, auch wenn sie lieben, drum ist ihr ganzes Lieben nur Lüge. In dem innigsten Augenblicke, wenn Ihr glaubt, ihre Seele habe alle Verhüllung abgeworfen, hängt sie noch einen Schleier mehr über sich. Auch die Wahrhaftesten gestehen nur Fehler ein, mit denen sie kokettieren können, und ich wette, am Jüngsten Tage erscheinen sie noch vor dem Weltenrichter in Trikots."

Breitung hatte sich in einen gewaltigen Eifer hineingesprochen; Eisener hielt solche Äußerungen einem Manne zu gut, der dem ganzen Geschlechte die Kälte und Herzlosigkeit vorwarf, die seine Frau, wie Eisener gesehen zu haben glaubte, ihm zeigte.

Breitung fuhr fort: „Nehmen Sie sich in acht vor jener kleinen hübschen Schlange. Während sie, wie ich recht gut weiß, alle Angeln ihrer Reize nach Ihnen auswirft und Sie glauben machen will, daß sie Sie liebe, ja vielleicht — wer weiß es denn — wirklich ein wenig in Sie verliebt ist, gibt sie sich mit andern Liebhabern nächtliche Rendezvous. Sahen Sie, wie sie rot wurde, als ich von der Schönen sprach, die als Geist unter uns gewandelt sei? Mir fiel in jener Nacht auf, daß der junge Jäger, den Sie ja gesehen haben, sich ganz heimlich aus dem Zimmer schlich, nachdem er erst noch fest zu schlafen geschienen hatte. Schon damals kam mir der Verdacht auf Julien, der durch ihr Erröten und ihre Verlegenheit vorhin mir nun zur Gewißheit worden ist."

Eisener schwankte wieder zwischen jenen beiden sich widersprechenden Gefühlen. Er empfand, daß er Julien nicht liebe; denn er wünschte, Julie möge die Rechte nicht an ihn haben, die sie, war sie jener nächtliche Besuch, an ihn gewonnen hatte; gleichwohl fühlte er eine Aufwallung eifersüchtigen Verdrusses, wenn er sich dachte, sie habe dem Jäger in jener Nacht ein Rendezvous gegeben.

Übrigens konnte Breitung vielleicht ihm die Gewißheit verschaffen, ob Julie jener Besuch gewesen sei oder nicht; um dies zu erfahren und zugleich doch den Anteil seines Herzens an der Frage zu verbergen, sagte er mit dem gleichgültigsten Tone, dessen er eben mächtig wurde: „Ich glaubte, Sie meinten das Fräulein, welches bei Vollmond im Marklinder Pfarrhause umgehn soll?"

Breitung, der hinter dieser Frage die Absicht vermutete, dem Gespräch einen andern Gegenstand zu geben, ging darauf ein, weil er noch Gelegenheit zu finden meinte, seine Warnung zu wiederholen.

„Ja dieses Fräulein“, entgegnete er, „das bei Vollmond in dem Fenster des Zimmers sich zeigt, neben dem Sie mit Ritter übernachteten — haben Sie es gesehn?“

„Ritter sagte von dem Spuk, und eine von den Mägden Mariens hat uns seine Geschichte erzählt“, antwortete Eisener.

„Marie“, sagte Breitung, und Eisener wunderte sich nicht, daß sein Wirt von dem Fräulein auf Marien übersprang; an seinem wachsenden Eifer sah man, wie gern er von ihr sprach; „Marie ist ein wundersames Kind; wenn man die Ruhe, wenn ich so sagen darf, die Kühle ihres Wesens und das Unbedürftige, Geistige desselben betrachtet — ein Apfel und ein Schnittchen Brot ist ihre gewöhnliche Mahlzeit und völlig zureichend für einen ganzen Tag —, so möchte man fast glauben, sie wäre ursprünglich gar nicht von dieser Erde, sondern etwa auf dem Monde zu Hause, der mehr Einfluß auf sie zu üben scheint als jene. Schon als Kind war sie ein eigenes Wesen; sie sprach eine Sprache für sich, die nur der Eingeweihte oder ein sehr poetischer Mensch verstehen konnte. Alles Leblose war ihr lebendig; in Blumen, Bäume, Bauwerke, ja sogar in Möbels und Kleider trug sie die Empfindungen einer menschlichen Seele hinüber. Sie vermischte die Sinneseindrücke in ihren Reden auf die seltsamste Weise, so daß sie von Tönen behauptete, sie sähen rot oder blau, und umgekehrt von den Farben, sie klängen munter oder traurig. Ein Mädchen, einige Jahre älter als sie, die Tochter eines Dorfkrämers, nannte sie das blaue Lied.

„Mit dem siebenten Jahre etwa gab zum Erstaunen aller, die wir das Wachstum des lieben Kindes mit Freude und Bewunderung verfolgten, die Neigung zum Spielen und zwecklosen Träumen, die mit so lebendiger, beweglicher Phantasie stets verbunden ist, der jener gerad' entgegengesetzten Richtung Raum. Von da begann sie im Leben zu wurzeln mit der ganzen Innigkeit, die ihrem Wesen eigen ist. Schon mit dem zwölften, dreizehnten Jahre besorgte sie das Hauswesen ihres Vaters zur Ver-

wunderung aller, die sie beobachteten. Ein himmlischer Segen schien dabei alles zu begleiten, was sie unternahm; alles wuchs ihr unter den Händen. Vorübergehend wohl konnte sie an den idealistischen Träumen der Dichter und ihrer Bekannten sich erfreuen, aber ihr eigentliches Element war die Wirklichkeit.

„Mit dem Beginn der Reise trat ein einziger Einfluß aus jener frühern Zeit wieder in Wirksamkeit, aber nur zeitweise und gleichsam verstohlen. Der Mond war ihr Liebling und ihre Sehnsucht gewesen; als kleines Kind hatte sie stundenlang ohne Abwechselung in den Mond sehen können; war sie krank, so mußte Mutter oder Wärterin sie an das Fenster tragen, durch welches sie den Freund ihrer kleinen Seele erblicken konnte. Seit etwa einem halben Jahre hat der Mond den Einfluß, den er sonst auf die Wachende übte, auf ihren Schlaf geltend gemacht. Zur Zeit des vollen Mondes verläßt sie öfter ihr Lager, kleidet sich an und geht hinauf in das Eckzimmer im Pavillon. Hier steht sie einige Zeit und wendet die geschlossenen Augen dem Monde zu; dann läßt sie den Vorhang herab, entkleidet sich und legt sich in das Bette, das an dem Orte steht, wo sie als Kind zu schlafen pflegte. Sowie der Mond die Fenster dieses Zimmers verläßt oder durch die Fenster ihres jetzigen Schlafgemachs scheint, erhebt sie sich wieder, kleidet sich wieder an und kehrt dahin zurück. Sie selbst weiß nichts von diesen Wanderungen, und was man gethan hat, sie während derselben zu erwecken, ist vergeblich gewesen. Der Arzt meint, daß diese Anfälle von Mondsucht mit der vollendeten Reife oder wenigstens mit ihrem ersten Kindbette auf immer sich verlieren werden.“

Hier wurde Breitung von dem Durcheinanderschreien vieler Stimmen unterbrochen, die seinen Namen riefen. Er drückte mit einer Art Rührung Eiseners Hand und bat ihn um Entschuldigung, wenn er ihn jetzt auf kurze Zeit sich selbst oder der übrigen Gesellschaft überließe. Wäre Breitung in diesem Augenblicke weniger zwischen Hoffnungen und Befürchtungen geteilt gewesen, die ihm näher lagen, so hätte ihm die Bewegung nicht entgehen

können, in die seine Erklärung seinen jungen Freund Eisener versetzt hatte.

Dieser suchte sich die einsamste Stelle des Parkes. Dort lehnte er sich an den Stamm einer großen Buche. Vergebens suchte er die Klarheit über sich selbst, die ihm von Kind auf Bedürfnis gewesen war. Vergebens legte er die fieberheiße Stirne in die kühlen Blätter der Büsche. Sein Herz klopfte so gewaltig gegen den Stamm, den er mit den Armen umschlungen hielt, daß es mit jedem Schlage seinen ganzen Körper zurückdrängend erschütterte.

Es war der Schmerz über den Vorwurf, an allem, was dem Menschen das Heiligste sein muß, sich vergangen zu haben, an der Unschuld selbst, an der Gastfreundschaft, an der heiligen Hilflosigkeit des Schlafes — und doch fühlt' er zugleich eine Art Erleichterung, daß nicht Julien, eine Art Freude, daß Marien seine Verpflichtungen gehörten, die er durch jene Vergehen eingegangen war. An dieser Gewißheit reifte seine Liebe zu dem schönen Mädchen, deren Schuldner er sich in so hohem Grade fühlte, zu solch freudiger Stärke, daß ihr Licht jenen Schatten in seinem Gemüte das Gleichgewicht hielt, wenn nicht sie aufwog. Zerstreute Bilder einer schönen Zukunft glitten ihm so schnell vorüber, daß er vergebens sich mühte, nur eins davon festzuhalten. So oft er sich körperlich ruhebedürftig setzte, so oft trieb ihn die Unruhe seiner Seele vom Sitze wieder auf. Ohne recht zu wissen, warum, vermied er die Wege; es that ihm wohl, wenn die kühlen Zweige ihm in das heiße Gesicht schlugen. Ein nahes Rauschen lockte ihn — die Unruhe im Menschen gesellt sich gern der Unruhe in der Natur —; nun stand er am Ende des Parkes, vor ihm die zwei Arme der Schierlitz, die sich unlängst getrennt, um sich hier wieder zu vereinigen. Gleich unter dem Vereinigungspunkte rauschte ihr Wasser über ein Wehr, etwas weiter hin in den emsigen Rädern einer Mühle. Ihm gegenüber öffnete sich zwischen weißstämmigen Birken eine liebliche Aussicht. Nette Häuser an einem sanften Hügel hingestreut, drunter,

der breite Fluß, drüber die violetten Weinberge. Auf einem der größern Häuser ward ein Storchnest, daneben die breite Krone einer riesigen Linde sichtbar. Er mühte sich, zwischen den fernen Häusern und Bäumen ein rosenfarbenes Gewand zu entdecken. Was eine erste Liebe Beseligendes haben kann, all das empfand Eisener zum ersten Male und mit der ganzen Innigkeit seines Wesens. Alles andere, was ihm teuer war, fühlte er mit doppelter Lust als das Seine, indem er es über jenem zu vergessen schien. Seine heiligsten Erinnerungen, seine schönsten Hoffnungen, alle seine Neigungen fühlt' er wiedergeboren und verklärt durch diese süßeste. Alle Wonnen seines Lebens umarmten sich in dieser.

Als er endlich sich wieder zu der Gesellschaft fand, hatte diese sich vermehrt. Ein früherer werter Bekannter Ritters, Baron Wildsprung, der ihn zu der Reise, die sie zusammen zu machen gedachten, erst morgen hatte abholen wollen, war schon heute gekommen, weil sein Oheim, der Graf Waldern, ihn gebeten hatte, den letzten Abend vor ihrer Abreise ihm zu schenken und Rittern, von dem er viel gehört und den er kennen zu lernen wünschte, mitzubringen.

Ritter hatte nur Eisenern erwartet, um von dem jungen Manne, den er liebgewonnen hatte, Abschied zu nehmen. Eisener fuhr mit den beiden bis an den Gasthof im Gebirgsgrunde, wo er sich einlogiert hatte. Gern hätte er Rittern seine neuen Gefühle und Entschlüsse mitgeteilt; er tröstete sich mit dem Briefwechsel, den sie verabredet hatten.

Sie waren an dem Gasthofe angelangt; Eisener stieg aus. Noch ein Händedruck, und bald verschwand Ritter dem Freunde in den Staubwolken der frequenten Straße, die an heißen Tagen pilgernden Naturfreunden den wunderschönen Grund gänzlich verleiden.

Viertes Kapitel.

Eisener war noch nicht lang auf seiner Stube, als eine dunkle Wolke, die den ganzen Nachmittag drohend still gestanden, sich zu ergießen begann. Der Regen wurde immer stärker, die Wolke schien sich ganz in den Grund hineinlegen zu wollen. Eisener konnte durch die dichten großen Tropfen, die der Sturmwind durchwirbelte und im gedankenschnellen Wechsel von Lichter und Dunkler vor seinen Augen hin und her trieb, auch die Umrisse des nahen gegenüberstehenden Thalesufers nicht erkennen. Auf der Straße unmittelbar unter seinen Fenstern eilten Obdachsuchende in groteskem Aufzug, Tücher oder Teile der untern Kleidung über den Kopf gezogen, aufgeschürzt, so hoch man es mit der Notwendigkeit entschuldigen zu können sich getraute, mit sich allein hinreichend beschäftigt oder einen Teil seiner Sorge Kindern, Alten oder dem Vieh zugewandt, das man eilig einem Thorwege oder, konnte man diesen nicht schnell genug erreichen, dem ausgebreiteten dichten Laubdach einer Buche zutrieb oder zog, im Vorbeieilen nach Temperament oder augenblicklicher Stimmung, Tracht und Eile an sich oder den andern belachend, klagend oder fluchend. Eisener hatte die Stirn an das Fenster gedrückt und sah mit dem einen Auge in sich hinein, mit dem andern auf die Straße, dort Flucht und Verwirrung wie hier. Aus der Gedankenlosigkeit, in die er verfallen war, riß er sich mit Anstrengung auf, um von neuem in sie zu verfallen.

Jetzt endete der Regen so plötzlich, wie er begonnen hatte. Der Himmel glänzte rein und freundlich wie vorher, am Horizont rosig angehaucht von der Abendsonne. Der leise Luftzug vermochte kaum die letzten Tropfen von den schweren Blättern zu schütteln; nach immer längeren Zwischenräumen ließ sich der eigentümliche Laut vernehmen, den der fallende Tropfen hören läßt, indem er Laub und Äste spritzend streift oder auf der Fläche eines Blattes zerspringt, von dem Rauschen des Blattes be-

gleitet, welches der Erschütterung einen Augenblick leise wiegend nachzittert.

Eisener hatte das Fenster geöffnet. Der Staub, der sonst die Luft des Grundes verdickt und den Augen wie den Lungen beschwerlich fällt, war durch den Regen niedergeschlagen worden; die gereinigte, erfrischte Luft, die warmen Töne des Abendhimmels, die durch die feinen, zart und bräunlich umkräuselten Birkengipfel auf den Höhen der gegenüberstehenden Bergwand leuchtete, der rötliche Abglanz auf dem schmalen Streifen des Baches, den die Schatten der Erlen noch unverhüllt lassen mußten, und auf dem überdies noch frühlingsbraunen Wiesengrund lockten Eisenern aus dem Hause.

Unwillkürlich schlug er die Richtung ein nach Marklinde. Mit jedem Schritt wurde seine Stimmung heiterer. Während er mit seinem Innersten selig bei Marien war, sagte er vor sich hin: „Jedem andern ist die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen ist sie eine Person, die mit ihm empfindet wie er mit ihr. Von seinem innern Reichtum leiht er ihr die Seele, deren Sympathie ihn tröstet, erheitert, erhebt; sie ist sein Echo, sein Spiegelbild, das ihm als ein Selbständiges entgegentritt, und so ist seine Zusammenstimmung mit der Natur nur seine eigne innere Harmonie. Wer diese Harmonie aus sich herausgetrieben, der findet sie auch außer sich nicht mehr; wer sich der Natur nicht verschließt, dem verschließt sich auch die Natur nicht."

So sprach er vor sich hin und schien nicht an Marien zu denken; aber es war eine innere Gewißheit seines Glückes, die durch jedes ruhige Wort klang, und so erzählte doch die ganze Rede nur von Marien, deren frieden- und freudegebendes Bild die leidenschaftlichen Selbstanklagen, mit denen er vor ganz kurzem noch sich zu peinigen Behagen fand, zum Schweigen gebracht hatte. Der Entschluß stand fest in ihm, nicht als Ergebnis einer Wahl, sondern als etwas, was sich von selbst versteht und gar nicht anders sein kann: Marie wurde sein. Der Alte schlug

einen Schwiegersohn, an dessen Persönlichkeit er sein Gefallen bezeigt hatte, und der überdies ein sehr reicher Erbe war, so wenig aus, als Eiseners Vater seinem Sohne gegen das Versprechen, dem Geschäfte von nun an mit ungeteilter Seele zu leben, zu einer solchen Verbindung seinen Segen vorenthalten konnte. Mariens war er gewiß, ohne sagen zu können, ja ohne sich zu fragen, warum. Kurz, er sah keine Schwierigkeit, kein Hindernis; und das bedeutendste würde ihm in dieser Stimmung leicht übersteiglich geschienen haben.

Eisener blieb, eben als der Mond aufging, an einem Häuschen stehn, vor dem ein alter Bauer auf einer Rasenbank saß und durch den Dampf seiner Thonpfeife behaglich vor sich hinsah. Mit freudiger Überraschung erkannte er, dem Augenmaße nach, kaum fünf Minuten entfernt, die breite Krone der wohlbekannten Linde, links davon das rote Ziegeldach. „Ist das Marklinde?“ fragte er den Bauer, obgleich er den Ort recht gut erkannt hatte; das eine glänzende Fenster mußt' es sein, an dem die Erscheinung jener abenteuerlichen Nacht gestanden und in den Mond gesehen hatte, der damals, wie jetzt, von ihm wiederschien.

Der Alte antwortete. Eisener hätte wohl die ganze Rede überhört, die jener mit der freundlichen Geschwätzigkeit des Alters an die kurze Antwort anhing, hätten nicht die Worte: „Dort wird bald Hochzeit sein“, seine Aufmerksamkeit getroffen. — „Nun dort im Pfarrhaus“, entgegnete der Alte. „Und woher wißt Ihr das schon?“ fragte Eisener verwundert. Der Alte entgegnete: „Der junge Herr Jansen ist ja ganz versessen auf die Mamsell.“ — „Jansen — Mamsell“ — wiederholte Eisener und wunderte sich nun über sich selbst, wie er hätte glauben können, der alte Bauer wisse um das, was er noch als Geheimnis in seinem Herzen trug.

„Der junge Herr Jansen“, sagte der Bauer, „ist Kontrolleur dadrüben in dem Kohlenwerke; er ist fast jeden Tag bei dem Pastor, und die werden gewiß ein Paar.“ — „Wer ist denn die Mamsell, von der Er spricht?“ fragte Eisener, indem es ihm war,

als müßte er eine andre Antwort hören, als welche er, wie er wußte, hören würde, wenn er es nur fest wollte. Aber der Alte erwiderte dennoch ganz ruhig: „Was denn sonst für eine" — und wurde freundlicher, je länger er von ihr sprach — „was denn sonst für eine, als die Mamsell Marie vom Herrn Pastor. Er ist ein hübscher, guter Herr, und ich gönne ihr ihn von Herzen, denn sie verdient noch einen bessern, mit allem Respekt vor dem Herrn Kontrolleur, und es ist keiner im Lande, der zu gut für sie wäre. Wär' ich der Herr Pastor, ich hielte mit ihr zurück; es kommt schon noch einmal einer, der gut bietet. Sie ist ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke."

So seltsam ist der Mensch, daß das müßige Geplauder eines fremden Alten von der möglichen Hochzeit unsern Eisener herab aus seinen Himmeln warf und sein „Sie ist ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke" ihn wieder hinaufhob.

Der Alte sagte: „Wenn ich der Herr wäre, ich ginge die paar Schritte noch bis zum Herrn Pastor; die Leute sind freundlich und bewirten jeden Fremden gern. Und sie können's auch", setzte er hinzu, indem er seine Pfeife an der Fläche der einen Hand ausklopfte; „die können's auch, denn wo die Mamsell Marie wirtschaftet — Gott behüte sie; ich will sie nicht beschreien — da fehlt's nie."

Der Alte wünschte eine gute Nacht und trippelte die Stufen, die unter einem schiefwinkligen Vorbau von ungeschälten Stämmen und halb ausgewaschenem Lehm in sein Häuschen führten, hüstelnd hinauf. Eisener zog es mit Macht nach dem Pfarrhause hinüber.

Im Gehen sah er, wie eben in der Wohnstube des Pfarrhauses Licht angezündet wurde. Eine Weile dämmert' es, dann leuchteten die Fenster recht gastlich lockend ihm entgegen. Nun wurd' es wieder düsterer, nun wieder heller; das Licht bewegte sich wiederholt nach einem benachbarten Zimmer, dessen Fenster es erhellte, dann wieder zurück in das erste, bis endlich beide erhellt blieben.

Eisener dachte sich die geschäftige Marie mit dem Lichte in der Hand, sah vom Schein der flatternden Flamme die Finger der vorgehaltenen Hand und die lieblichen Züge rosig umzittert, malte sich selbst mit auf das trauliche Phantasiebild, wie er behaglich sitzend dem wirtlichen Treiben des schönen Wesens zusah. Als er an der Thür angekommen war, stand es fest in ihm, noch heute müßte über seine Zukunft entschieden werden, und die Entscheidung könnte nur so ausfallen, wie er hoffte, wie sie ausfallen mußte, sollte er nicht so unglücklich werden, als er im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seiner Hoffnungen sich glücklich fühlte. Es handelte sich hier nicht allein um den Besitz des geliebten Mädchens, es handelte sich um die Möglichkeit, durch Liebe und Aufopferung gut zu machen, was er an ihr verbrochen hatte.

Er hatte die Hausthüre geöffnet. Im Hausflur bewegte sich ein Licht, er hörte durch die angelehnte Stubenthüre ein Durcheinander von leisem Flüstern, eiligen leisen Schritten; die Thüren in die Küche und Kammern an der Wohnstube wurden leise in das Schloß gedrückt und wieder ebenso leise geöffnet. Es war bei aller Bemühung, auch den mindesten Lärm zu vermeiden, etwas Rastloses, Wirres in alledem; es schien gar nicht, als ob Mariens ruhige Klarheit hier hause.

Um nicht absichtslos zum Lauscher zu werden, trat er vernehmlich in die Stube, die nur erst von eiligen Schritten verlassen worden war. Ihm gegenüber über einer nur angelehnten Thüre hing die alte Schwarzwälderuhr, unter ihr links Mariens runder Strohhut mit dem Rosabande; auf dem alten Klaviere zwischen der Thür und dem Fenster standen einige Blumentöpfe mit Epheu, dessen Ranken sich um eine Art Spalier, aus Tannenspänen geschnitzt, gelehrig schmiegten. Über dem braunen Sekretär des Pfarrers hingen eine Anzahl Schattenrisse um das Porträt eines alten Leipziger Professors der Theologie gruppiert. Zwei Weinreben waren durch das Luftloch in die Stube hereingezogen; die eine rankte sich folgsam durch die Maschen von Bindfaden an der Decke hin; die andere hatte sich frei gemacht

und hing innen am Fenster herab, als wolle sie sehen, wie Mutter und Schwestern draußen sich gehaben.

Ein männlicher, aber leiser Tritt näherte sich; ein junger Mann trat herein; Eisener erkannte in ihm seinen Tischnachbar und Bekannten vom Marklinder Jahrmarkte; indem ihm einfiel, welche Verehrung der junge Mann Marien damals gezeigt, war er gewiß, es sei kein anderer als Herr Jansen, der Beamte bei dem Kohlenwerke, derselbe, den ihm der alte Bauer als wahrscheinlichen Eidam des Pastors genannt hatte. Herr Jansen sah sehr blaß aus, der Ausdruck seines Gesichtes, mit dem er Eisenern die Hand gab, erschreckte diesen.

„Ich will nicht hoffen", sagte Eisener, „daß ich unsern freundlichen Pastor krank finde, vielleicht gar" —

„Krank mag er wohl sein", entgegnete Jansen mit gedämpfter Stimme, „krank am innersten Herzen. Marie ist gestorben."

Wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch Eisenern hin; im Augenblicke darauf fühlt' er eine seltsame Gleichgültigkeit, wie wir sie wohl mitunter im Traume bei Dingen empfinden, von denen wir heftig ergriffen sein sollten, und uns deshalb wundern über uns, ja uns Vorwürfe machen. Dabei war ihm, als könnte ja Marie gar nicht sterben oder gar schon gestorben sein. Es kam ihm selber seltsam vor und als etwas, was nur im Traume geschehen könne, wie er immer leise und ruhig vor sich hinsagte: „Das ist Betäubung, was du für Ruhe hältst; der Schmerz kommt nun erst."

„Sie kommen wie gerufen", fuhr Jansen fort; „bei des Pastors heftigem Wesen ist das Schlimmste für ihn zu fürchten. Er hat getobt wie wahnwitzig; nun ist er aus Mattigkeit ruhig; sehen Sie selbst" —

Er führte Eisenern durch die Thür unter der Schwarzwälderuhr, neben Mariens Strohhut. Eisener stieß an den Hut; der Hut fiel herab. Beide bückten sich, ihn aufzuheben; wie Eifersucht wogt' es einen Augenblick in Eisenern auf; so lang' empfand er den ganzen Schmerz, den ihm der nächste Augenblick wieder

in die gleichgültige Ferne einer lange vernommenen und halb wieder vergessenen Erzählung oder eines Traumes entrückte, dessen man sich nicht deutlich mehr erinnern kann.

Da lag Marie in ihrem rosenfarbenen Kleide, in dem er sie jenen Morgen gesehn, mit über der Brust gefalteten bleichen Händen, das Gesicht durchsichtig und geisterhaft schön; zu ihren Füßen quer über das Bette hingeworfen der Pastor, ebenso bewegungslos; seine Hände faßten krampfhaft in die Decke, und von Zeit zu Zeit zuckte eine Bewegung über seine Gestalt hin, als wolle der Schmerz, der alle ihre Muskeln zum Widerstande gespannt, sich im Schluchzen lösen.

Eisener setzte sich, die Kniee versagten ihm den Dienst, auf einen Stuhl am Bette; eine seltsame Kühle fühlt' er durch seinen ganzen Körper sich verteilen. Jansens Worte hört' er, ohne ihren Sinn zu fassen, wie aus der Ferne hallend.

„Sie war ein seltenes Wesen", sagte Jansen, und es war kaum zu bestimmen, ob er zu Eisenern sprach oder zu sich selbst. „Vor der Ruhe und Klarheit ihres Daseins konnte keine leidenschaftliche Täuschung aufkommen. Weil immer die Sache in ihrer wahren Gestalt vor ihrem ungetrübten Blicke lag, so konnte sie niemand unrecht thun und das Unrecht, welches sie litt, leicht verzeihen; dann war sie nur über die Reue betrübt, die das andere, wie sie ja wußte, empfinden mußte, wenn es endlich auch zur Besinnung und Einsicht kam. Und niemand wurd' es leichter, einem Irrenden zur Einsicht in seinen Irrtum zu verhelfen, als ihr, weil niemand so leicht als sie die Eitelkeit ihres Ichs fallen lassen und sich in das innerste Wesen eines andern versetzen konnte als sie. Sie war nie unzufrieden; fehlte ihr etwas, so freute sie sich desto mehr über das, was sie hatte. So bat sie auch als Kind nie um etwas, was die Eltern ihr hätten abschlagen müssen. Was sie von sich selbst mit Strenge forderte, nahm sie von andern als ein Geschenk; so verzieh sie allen, nur sich nichts. Hatte sie ein Bedürfnis, so war es Thätigkeit, Sorge um die Ordnung und Nahrung des Hauses, um die Zufrieden=

heit und das Gedeihen seiner Bewohner. Wo sie lieben konnte, war sie glücklich und daheim; doch selbst die Liebe zu ihrem Vater sprach sich nie leidenschaftlich und stets mehr in unermüdeter Aufmerksamkeit und Sorge auch für das kleinste Bedürfnis, das nur sie erraten konnte, als in lebhaften Bezeigungen aus. Überall ging sie den nächsten Weg, gleich entfernt von weit Ausholen als von Übereilung und Zufahren. Wo man glaubte, es sei erst die Vorbereitung, war die Sache selbst schon fertig. Sie vermäntelte nicht; was andere durch Verstecken erst recht sichtbar, durch Schonung erst beleidigend, durch Milderung auffallend machen, sagte sie gerade heraus, aber so, daß man gestehen mußte, das Zartgefühl sei am besten dabei gefahren. Das einzige, was ihr zu fehlen schien, das Weiche, Anschmiegende, Weibliche, hat ihrem Bilde der Tod gegeben, der ihr das, was sie besaß, raubte. Seit dem letzten hiesigen Jahrmarkte war sie verändert, in jener einen Nacht schien die Blume der Weiblichkeit, die in dem zu ruhigen, zu klaren kalten Bilde geschlummert hatte, zauberschnell zu Knospe und zu duftender Entfaltung zugleich erwacht. Wer hätte geahnt, daß dies Phänomen nur der Vorbote eines baldigen, eines zu frühen Todes sein sollte!"

„Seit jener Nacht?" fragte Eisener voll Angst.

„Seit jener Nacht", entgegnete Jansen, ohne zu bemerken, was Eiseners totenbleiches Gesicht von den Bewegungen seiner geängsteten Seele erzählte.

Jansen wurde hinausgerufen.

„Seit jener Nacht", wiederholte Eisener, indem er sich bemühte, den ganzen Sinn zu fassen, der für ihn in diesen Worten lag.

Jetzt erhob sich der Pastor und zeigte Eisenern ein Gesicht, vor welchem dieser erschrak. Er wandt' es in die Höhe, streckte die krampfhaft geballten Hände nach oben; seine Stimme und Sprache, leise und accentlos, fast gleichgültig klingend, kontrastierte seltsam mit der Leidenschaftlichkeit seiner Gebärden und dem Inhalt seiner Worte.

„Warum gabst du mir sie, wenn du mir sie wieder nehmen

wolltest? Warum mußt' ich leben, wenn ich an dem Leben verzweifeln sollte? Ich habe mich nicht in das Leben hereingedrängt; wer gab dir das Recht, mich zu schaffen? Ich wollte nicht sein; du brauchtest ein Dasein, das du zu deiner Lust zerschmettern konntest, und so werden wir und — sollen dir's noch danken?"

Eisener graute vor dem Treiben des Pastors, dessen Verzweiflung er für sein Werk ansah. Er wagte nicht, die schöne Leiche durch einen Blick, wie er meinte, zu entweihen, eh' er die Stube und das Haus verließ und sein Herz voll Kummer und Gewissensangst hinaustrug in die schöne Nacht, so schön und heiter, als geb' es keinen Kummer auf der Welt.

Er taumelte gegen einen Baumstamm; der Schmerz brachte ihn wieder zu sich. Er hielt sich an einem Aste fest. „Sie war so sehr die Unschuld selbst", sagt' er zu sich, „daß die bloße Berührung eines Elenden, wie du bist, sie töten mußte. Und es fehlte eben nur noch, daß du, der Verbrecher an dem Heiligsten, an dem Gastrecht, an der Unschuld, an der Hilflosigkeit des Schlafes, dich hassen mußt als ihren Mörder, als den Buben, der ein glückliches Vaterherz dem Kummer, der entsetzlichsten Verzweiflung preisgab."

Die ganze Nacht brachte unser armer Freund im Freien zu, bald ruhig stehend, um sich so recht in die selbstmörderische Lust zu versenken, die ihm diese Vorwürfe gewährten, dann, von körperlicher Unruhe und Angst getrieben, mit Hast dahineilend, als woll' er sich selbst entfliehn. Er wünschte, toben zu können wie der Pastor, nur um des Bewußtseins ledig zu werden, das ihm unermüdlich mit kalter Deutlichkeit entgegenhielt, was als überdachte, berechnete Bosheit betrachtet, wie ihn jene Lust zu thun trieb, eine stärkere Seele als die seine zerbrechen mußte.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Wäre Eisener nicht schon am Morgen jener Nacht voll Herzensangst und Gewissensbisse auf der Reise nach Amerika gewesen, es wären ihm Jahre des Kummers erspart gewesen. Ob er dabei gewonnen hätte?

Einmal muß der idealistischen Lüge in uns, wir seien alles das, wozu wir höchstens die unausgebildeten Anlagen besitzen, die glänzende Larve abgerissen werden, damit wir wahre und gute Menschen werden können. Wir müssen an uns selbst überzeugt werden, wie schwach der Mensch ist, damit wir einsehen, man müsse bei der Beurteilung des Einzelnen ihn nicht an das Maß der ganzen Menschheit, des Idealen, halten; wir müssen aber als Sieger aus jenem Verluste hervorgehen, daß wir an uns das Göttliche, was dennoch in dem Menschen lebt, erkennen und den Menschen mit seinen Schwächen lieben lernen.

Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit. Mit einer gewissen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes sich enthusiasmieren, er braucht es nur mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu, als die erhab'ne Verachtung, mit der er von der Höhe einer schmeichelnden Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es selbst leistet — nein — weil er es sich nur zutraut.

Und was traut er sich nicht zu! Wer hat nicht in jenen Jahren, wenn sein Kopf erwärmt war, in Gedanken unterdrückte

Länder befreit, den Tyrannen in das Gewissen geredet auf die wahrscheinliche Gefahr hin, seinen Mut und sein Rechtsgefühl mit dem Leben zu bezahlen? Und wenn wir uns nicht leugnen konnten, daß unser Vollbringen so unendlich weit hinter unserm Wollen zurückblieb, so waren es die Umstände, das Schicksal, deren Ungunst wir anzuklagen hatten; im schlimmsten Falle setzten wir schon ein Verdienst in das Wollen, in das Wollenkönnen; unsre Eitelkeit brachten wir jederzeit ins Sichere.

Jeder Mensch hat wenigstens eine Stelle in seinem Charakter, an der seine Selbstbeobachtung vorsätzlich mit geschlossenen Augen vorübergeht. Wir fühlen, daß uns zu wenig bliebe, wollten wir alles das von uns nehmen, was, wenn wir es nur genau ins Auge fassen wollten, sich als unhaltbar ausweisen würde.

Ja, wir dichten uns als ideale Ergänzungen sogar Schwächen an. Eine solche ist der erhabene Zorn, von dem der zu weiche und sanfte so gern andern und sich selbst erzählt, daß er hineingeraten könne und bei Gelegenheit wohl schon hineingeraten sei; und er spricht sich in das Gedicht bis zur eigenen, bleibenden Illusion hinein.

Die Skepsis, die, wenn sie kommt, nach dem Enthusiasmus, und als sein Gegensatz aus ihm geboren, kommt, ist die große Ausbildungskrankheit unsers innern Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserm eingebildeten Werte verzweifeln, um unsers wirklichen gewiß zu werden. Der Eigennutz der Eitelkeit ist der Schmutz, der durch diese Gärung aus dem Organismus des innern Lebens herausgeworfen werden muß. Was der Mensch vorher von andern verlangte, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könne, das wird er nun leisten, ohne es von andern zu verlangen. Wie sonst all sein Begehren danach hintrieb, geliebt, bewundert, beweint zu werden, ist es ihm nun eine stille Lust, zu lieben. Wie er vorher tyrannisch, was ihm begegnete, sich assimilieren wollte, so achtet er nun in jeder Richtung die Berechtigung, die aus der Natur des Individuums organisch hervorgeht.

Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größern, für etwas ruhmlos zu leben.

Wenige Menschen nur besitzen diese Innigkeit, der es keine Selbstverleugnung ist, sich selbst zu verleugnen, als Natur; Marie gehörte zu diesen.

Es war ein Scheintod gewesen, der den jungen Eisener mit Qualen belastet durch die Welt jagte, was Mariens heftigen Vater vergessen ließ, was er sich und seinem Stande schuldig und dem wohlmeinenden Jansen Gelegenheit gab, seine Teilnahme an der Familie des Pastors thätig zu zeigen. Marie erwachte von dem Starrkrampf, der sie zwölf Stunden lang ihrer ganzen Umgebung hatte tot erscheinen lassen.

So heftig vorher des Pastors Schmerz, so über alles Maß erschien jetzt seine Freude. Jansen behielt seine männliche Mäßigung. Auch schien man zur Freude gar noch nicht berechtigt, denn Marie erlangte ihre vorige blühende Gesundheit noch nicht wieder und kränkelte fort und fort, bis der herbeigerufene Arzt erklärte, hier werde im guten Falle nur die Hilfe der Hebamme nötig werden, nicht die des Arztes. Man kann denken, wie das heftige Gemüt ihres Vaters diesen Ausspruch aufnahm. Sein Zorn wendete sich zuerst gegen den Arzt, und da der Zustand Mariens bald keinen Zweifel mehr gegen die Wahrheit jenes Ausspruches zuließ, gegen das gute Mädchen selbst, die geglaubt hätte, was sie fühle, was man ihr sage, wäre nur ein lebendiger, schwerer Traum, wenn nicht die mehr als kränkende Behandlung von seiten ihres Vaters sie nur zu unsanft von der Wirklichkeit ihrer Lage überzeugt hätte.

Daß sie Mutter werden sollte, erschien ihr so seltsam und wunderlich, daß sie sich selbst wie eine andere vorkam oder wie plötzlich in eine andere Welt versetzt mit fremden Menschen, Tieren und Bäumen. Der Klang ihrer eignen Stimme, der Ton der Glocken schien ihr ein anderer, fremder.

Nicht viel anders ging es allen denen, die Marien zu ken-

nen geglaubt hatten, bei der unerwarteten Nachricht von ihrem Zustande. Breitung, ihr wärmster Freund, kam nach Marklinde, um sich selber von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, dem er keinen Glauben schenken wollte.

So sehr es ihn schmerzte, sich gestehn zu müssen, daß er sich in ihr geirrt habe, nahm er doch ihre Partei gegen ihren Vater, um diesen zu milderer Behandlung der Gefallenen zu stimmen. „Was geschehen ist", sagte er zu dem Pastor, „läßt sich nicht mehr ändern. Was noch geschehen kann, steht zum Teil in deiner Hand; unmännlich wär's, aus Ärger über den Schaden den Schaden zu vergrößern. Bedenke, daß dem Besten die schwache Stunde schlagen kann, daß diese schwache Stunde sich selbst nur zu bitter straft, und die Gestrafte dein Kind ist, dein einziges, dein unglückliches Kind, dem das heilige Recht auf dein Mitleid, auf deinen Beistand zusteht."

Dem Pastor zuckte es um den blassen, eingekniffenen Mund, und es lag in den Worten, die er an Marien richtete, und darin, daß er sie an Marien richtete, die Antwort an den Freund und die Größe der Erbitterung, die nur ihren Gegenstand im Auge hat. „Ich will ruhig sein", sagte er; „ich will nicht einmal einen Vorwurf machen — es ist mein Tod, und ich will thun, als wär' es nichts — siehst du, ich lasse dich's nicht mit einer Miene entgelten, daß du, du mich alten Mann um sein ganzes Lebensglück gebracht hast, du, die gerade — siehst du, ich unterdrücke alles, was ich dir sagen könnte, weil dein Wohl mir mehr am Herzen liegt als mein eigenes, das du zertrümmert hast — Gott verzeihe dir's, wenn er kann. Siehst du, ich rede wie ein Kind mit dir, als hättest du — siehst du, ich will thun, was kein gekränkter, gemordeter Vater mehr thut, ich will deine Ehre zu retten suchen; sage, von wem es ist; und wär's der geringste Knecht, und wär's mein Feind — ich will nichts dawider haben, wenn du ihn heuraten willst."

Marie sah ihn freundlich an; sie fühlt' es ja so bestimmt in ihrem Herzen, daß eine Zeit kommen werde, wo ihr Vater be-

reuen müsse, sie so lieblos behandelt zu haben; sie fühlte das so lebhaft, daß ihr war, als könne schon jetzt ihre Freundlichkeit, ihr Bezeigen, als hätte sie den Schmerz ja gar nicht empfunden, den er sich würde vorwerfen müssen, ihr zugefügt zu haben, seine Reue lindern. Aber dieses Lächeln reizte den Pastor nur noch mehr, der es mißverstand, und machte Breitung an seiner Schützlingin vollends irr. „Vater", sagte sie, „ich weiß ja, daß du mir nicht so böse sein könntest, wenn du mir nicht so gut wärst, als du bist. Sonst könnt' ich's auch nicht ertragen. Ach, glaube mir doch, daß ich dir nie etwas verheimliche; wie könnt' ich's gerade jetzt thun, wo ich so recht sehe, wie lieb du mich hast."

Der Pastor überwand sich mit einer Stärke, die Breitung ihm nicht zugetraut hatte. Sein Lachen nur zeigte die Bitterkeit, die es verheimlichen sollte, wie er sagte: „Du thust wohl daran, von Liebe zu sprechen; das ist so Sitte, wenn man keine wirklich empfindet. Warum sagst du aber nicht — glaub' ich das eine, glaub' ich wohl auch mehr — die ganze Geschichte sei aus Liebe zu mir geschehn, um mir eine unverhoffte Freude zu machen." Er lachte bei diesen Worten krampfhaft auf; man konnte dies Lachen für ein Schluchzen halten. Breitung fühlte sich erleichtert, wie Jansen jetzt den Pastor um ein Gespräch unter vier Augen bitten ließ, da jenes Lachen das Vorwort schien zu einer Szene, die bei Mariens Angegriffenheit nur üble Folgen nach sich ziehen konnte.

„Beste Marie", sagte Breitung, als der Pastor das Zimmer verlassen hatte. „Sie wissen, daß ich Sie liebhabe und immer lieb gehabt habe, als wären Sie mein eigenes Kind; und täusch' ich mich nicht sehr, so besaß ich dafür seit Ihrer frühsten Kindheit Ihr unumschränktes Vertrauen. Wenn ich kam, eilten Sie mir entgegen; Ihre kleinen Sorgen wie Ihre Freuden wußt' ich, eh' ich noch in die Stube trat. Und war es irgend möglich, so half ich Ihren Sorgen ab. Ich bin noch der Alte. Vertrauen Sie mir, sagen Sie mir, was Ihr Herz beschwert, und es wird alles gut."

Marie sah ihn mit der ganzen Freundlichkeit ihrer gutmütigen Augen an, und ihr blasses Gesichtchen schimmerte einen Augenblick in dem frischen Jugendrot, in dem es sonst geblüht. „Ach werden nur Sie nicht irr' an mir", sagte sie, indem sie die gefalteten Hände wie ein Kind zu ihm aufhob; „ich will ja alles tragen, was so unvermutet über mich gekommen ist, ich weiß nicht, wie; werden nur Sie nicht an mir irr', nur Sie nicht!"

„Das will ich nicht, das werd' ich nicht", entgegnete Breitung; „Sie selbst müßten mich irre machen, wenn ich es werden sollte. Und so lassen Sie uns nicht unnötig die Zeit verlieren. Ihr Zustand erspart Ihnen einen Teil Ihres Geständnisses. Sie brauchen mir nur einen Namen zu nennen. Hat sein Besitzer Ihre Neigung noch — Ihr Vater legt Ihrer Verbindung nichts in den Weg, und die Sache ist gut. Sind Sie ein Opfer der Gewalt oder der List geworden, sprechen Sie nur; Ihr Vater wird Sie eine Schuld nicht länger entgelten lassen, die nicht die Ihre ist."

„Ach, ich fürchte", sagte Marie, „wenn ich Ihnen antworte, glauben Sie mir nicht, und doch kann ich nicht anders sagen."

Breitung verstand dies so, als möchte sie den Mann nicht nennen, weil sie sich seiner schämen müßte. Sollt' er sich so sehr in Marien getäuscht haben? Es stiegen ihm Vermutungen auf und wurden ihm zur Wahrscheinlichkeit, über die er noch vor einer Viertelstunde sich selbst gezürnt haben würde. Kaum und erst nachdem er in ihre offenen, treuen Augen gesehen hatte, konnte er den väterlich freundlichen Ton wieder finden, in welchem er fortfuhr: „Sprechen Sie nur, Marie; ich will Ihnen glauben; denn mich dürfen Sie nicht täuschen, mich können Sie nicht täuschen."

„Ach, daß ich sprechen soll", sagte Marie, indem sie ihn ängstlich fragend ansah, „zeigt mir schon, daß Sie mir nicht glauben — und ich kann doch nichts sagen; ich weiß ja selbst nicht, wie das alles kam."

Breitung empfand bei diesen Worten einen Widerwillen

gegen Marien, der nah' an Verachtung streifte. So war Marie von Kind an eine Heuchlerin gewesen. Er hatte, von der Gleisnerin getäuscht, ein Wunder in ihr gesehen und war diesem ein so übereifriger Apostel gewesen, daß sie nun ihm zutrauen konnte, auch das Unglaubliche werd' er, geh' es nur von ihr aus, glauben. Er konnte, wie viele gutmütige Menschen, alles verzeihen, nur nicht: für dumm gehalten zu werden. Und diese Heuchlerin traute ihm so wenig Klugheit zu, daß sie erwarten konnte, er werde die Verehrung so weit treiben, daß er sie durch eine übernatürliche Einwirkung in den Zustand versetzt glaube, der allein schon den schlichtesten Menschenverstand zu einer entgegengesetzten Meinung von ihr bewegen mußte, als die sie von ihm erwartete. Der Ausdruck ihres Gesichtes, ihres ganzen Wesens, wie sie so gespannt auf seine Antwort und doch bei aller Ängstlichkeit so zutrauensvoll und ihrer selbst gewiß nach ihm aufsah, mußte, da die Gründe gegen sie überwogen, als Kunst erscheinen und den Verdacht, den er hätte widerlegen müssen, nur vergrößern.

Schien ihr der einzige Freund, auf dessen Teilnahme wenigstens sie hatte rechnen zu dürfen geglaubt, entfremdet, so zeigte sich ihr ihr Vater, der eben wieder eintrat, wider Erwarten desto freundlicher.

„Herr Jansen", sagt' er, „hat um dich angehalten, und nun weiß ich endlich trotz aller Geheimthuerei, wie die Sache steht. Konntest du es nicht sagen, thörichtes Ding, was zwischen euch vorgegangen war? Gut ist es freilich immer nicht, doch weit besser, als du mich fürchten machtest, daß es wäre. Konntet ihr nicht", fuhr er wie in einer Anwandlung heiterer Laune fort, „entweder später küssen oder früher reden? Zumal da ich eure Verbindung, wußt' ich um eure Verständnis, weder verhindert noch verzögert haben würde."

Marie sah ihren Vater ängstlich gespannt an, dann sagte sie, und es schien weniger eine Antwort als eine Frage: „Er hat mir die Hand geküßt am vorigen Markte." Sie versuchte in des Vaters Antlitz die Antwort auf die Frage zu lesen, die sie sich bei

diesen Worten gedacht hatte; auf den Ausdruck von Unglauben, dem sie darauf begegnete, und den sie als eine Verneinung deutete, fuhr sie lebhafter fort, als sie sonst zu reden gewohnt war: „Nie hab' ich das, wovon du sprichst, nie hab' ich das gethan!"

Der Pastor begann zu zweifeln an dem, was er sich so leicht überredet hatte, weil er wünschte, es möchte so sein. Die neue Ungewißheit machte den lebhaften Mann ungeduldig. „Soll ich glauben, ein ehrenhafter Mann, als den ich den Kontrolleur kenne, der von keiner Familie der Umgegend als Werber einen Korb zu fürchten braucht, soll um eine Gefallene werben und ihr Kind als das seine anerkennen wollen können, wenn die Gefallene es nicht durch ihn ist, und das Kind das seine, und so Ehre und Gewissen ihn treibt, ihre Schande mitzutragen? Und glaubt er es irrig: du wirst die Gelegenheit nicht entfliehen lassen, wieder zu Ehren zu kommen, die sich dir vielleicht nie wieder bietet."

„Vater", sagte Marie mit zitternder Stimme, „das willst du nicht, das ist nicht dein Ernst. Ich weiß, daß alle, die mir freundlich waren, nun sich von mir abkehren, als hätt' ich etwas gethan, was Spott und Verachtung verdient — ach! ich weiß ja nicht einmal, was —; ist nun aber Schande mein Los, soll ich den einzigen, der nicht irr' wurde an mir, in dieses traurige Los verflechten? Nein, Vater; dann verdient' ich ja erst Verachtung, und verdient könnt' ich sie nicht tragen."

Der Pastor wurde totenblaß und fragte die Tochter: „Du weißt nicht, was du gethan hast? Höre, du weißt nicht, was du gethan hast?"

„Ach es glaubt mir's niemand", sagte Marie leise vor sich hin.

In des Pastors Zügen wurde der Ausdruck der tiefsten Verachtung sichtbar. Er wandte sich zu Breitung; er schien ihm etwas auf Marien Bezügliches sagen zu wollen. Eine unwillkürliche Bewegung der Mundwinkel sprach nur zu beredt. Eine Bewegung der flachen Hand nach dem Sofa, von dem die arme Marie vergebens sich mühte, aufzustehen, um sich vor dem Vater

flehend niederzuwerfen — und wieder statt der Rede jenes verächtliche Spiel der Mundwinkel; wie er sich so entsetzlich gleichgültig von ihr abwandte, als hätte sie nie einen Anspruch auf ihn oder er auf sie besessen, und mit Breitung aus der Thüre ging, war ihr, als müßte nun ihr innerstes Herz zerbrechen. Und doch war der Schmerz noch zu groß, und sie zu erschöpft, als daß sie ihn schon in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Tiefe hätte fassen können. Es war, als wenn alles Blut ihr nach den Augen strömte, um als Thränen herausdringend sie zu erleichtern; aber hier blieb es und preßte das Gehirn, daß seine Fibern dröhnten; mit einer seltsam ängstlichen Hast drückte sie die Augen mit den Fingern; sie blieben trocken; ein Schmerzensschrei sollte die Seele entladen — kein Laut begleitete die mit krampfhaftem Zittern ausgestoßne Luft.

Der alte Knecht, der nach einiger Zeit eintrat, fand sie mit der Brust an dem Sofakissen liegend, den Kopf gewaltsam zurückgewandt. Er trat leise auf. Der alte Mann hatte Marien von ihrer frühsten Kindheit an geliebt. Er schlug bekümmert die Hände zusammen. Sie erkannte ihn und litt es geduldig, daß er ihren Kopf in eine weniger gezwungne Stellung brachte. Sie sah ihn so scharf an, als wolle sie sich überzeugen, ob er auch der wäre, für den sie ihn hielt. Seine Kalmückenzüge schienen ihr so schön als die Seele, die sie verbargen und verleugnen zu wollen schienen. Die Freundlichkeit, die Neigung, die so unverkennbar aus dem altbekannt graubärtigen, sonnenverbrannten Gesichte sprach, that ihr unendlich wohl. Aber als könne sie ihr immer noch nicht glauben, fragte sie: „Ist Er's denn auch, Just? Und Er will mich noch kennen? Und flieht nicht vor mir?“

„Was denken Sie denn von dem Just, herziges Mamsellchen?“ sagte der Alte. „Und warum sollt' ich's denn? Sind wir Menschenkinder nicht allzumal schwach? Und soll der einzige Augenblick, wo Sie thaten, was Sie nicht thun sollten, die vielen Jahre zunichte machen, wo Sie brav und gut waren und fromm? Nur dürfen Sie sich dort drin nicht rein brennen wollen; was

ich nicht leugnen kann, das darf ich auch nicht leugnen wollen. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen was Bessers bringen, als ich leider Gottes Ihnen bringen muß. Der Herr Pastor hat befohlen, Sie sollen ihm nicht wieder vor seine Augen kommen."

Marie wollte aufspringen; der Alte hielt sie sanft zurück und sagte: „Ruhen Sie lieber jetzt aus. Sprechen können Sie ihn nicht mehr. Er ist verreiset und will sein altes schönes Pfarrhaus nicht eher wieder betreten, bis Sie fort sind."

„Ich will ja", sagte Marie schnell und tonlos, indem sie mit einer Hast aufsprang, vor der der alte Knecht erschrak, „ich gehe gleich — gleich — wenn nur die Kniee hielten — ich gehe schon." Wie der alte Knecht sie sich so unheimlich gebärden sah und das totenbleiche Angesicht und das Zucken, das den ganzen zarten Körper von Augenblick zu Augenblick erschütterte, brach ihm das Herz, und er weinte laut, weil er glaubte, sie sei irr'. Das bekümmerte Bezeigen des alten Mannes, die Treue und Liebe, die darin sichtbar wurde, berührte die arme Marie auf die wohlthätigste Weise und löste den Krampf, der ihr ganzes Wesen gefesselt hatte. Es war ihr, als fiele das ganze rohe Gewicht des Körpers von der freien Seele, wie alle Muskelspannung nachließ und sie niedersank, den strömenden Thränen nach. Der Alte fing sie auf. Er setzte sich auf das Sofa. Sie lag quer über seinen Schoß hin; auf seiner linken Hand lag ihr Kopf, mit der andern hielt er ihren Leib fest, daß er nicht hinabglitt. Ihr war, als weine sie ihr ganzes, schweres Dasein aus. Der alte Knecht hielt sie mit zitternder Hand und schwerem Herzen.

Allmählich wurde das Schluchzen schwächer, gewannen ihre Muskeln wieder einen Halt. Nicht lange, und sie stand so straff vor dem alten Just, daß dieser glaubte, in der Ausrichtung seines Auftrags fortfahren zu dürfen. „Fassen Sie nur Courage, bestes Mamsellchen," begann er. „Jetzt müssen Sie freilich folgen, sonst erzürnen Sie den Herrn Pastor nur noch mehr. Aber wenn er eine Zeit ohne Sie wirtschaftet, da werden Sie ihm fehlen; und von Tag zu Tage wird er's mehr spüren, was er an

Ihnen gehabt hat. Und wir alle werden beten, daß der liebe Gott Ihrem Herrn Vater das Herz bewegen soll, denn Sie waren immer so gut gegen uns, und die armen Leute im Dorfe haben Sie lieb gehabt wie eine Mutter, weil Sie halfen, wenn Sie konnten, und nie eine Seele beleidigt haben, weder mit Worten noch mit Werken. Hier schickt Ihnen der Herr Pastor Ihr Mütterliches; das ist der Konsens von dem kleinen Kapital, was bei der Gemeinde in Sonnenborn steht. Weiter hätten Sie nichts von ihm zu erwarten. Das sieht freilich aus, als sollten Sie nie wieder hier wirtschaften; aber ich weiß es, Sie kommen doch über lang oder kurz wieder zu uns. Ich will dafür sorgen, daß die ganze Wirtschaft fortgeführt wird in Ihrer Manier, damit Sie, wenn Sie wiederkommen, nicht die Mühe haben, alles wieder von neuem einzurichten. Ihrer Lieblingskuh soll's an nichts fehlen. Seien Sie nur vergnügt und unbesorgt unterdessen; ich sehe schon die Freude und das Pläsier von uns allen vor meinen Augen, wenn Sie wiederkommen. Jetzt machen Sie Ihre Sachen zusammen, Mamsell Mariechen; Sie gehen einstweilen zu meiner Schwester in Sonnenborn; dort finden Sie ein kleines Quartierchen und nicht die schlechteste Pflege. Während Sie sich fertig machen, schreib' ich einen Brief, den Sie mitnehmen an meine Schwester."

Marie gehorchte dem Rat des freundlichen Alten. Sie nahm in ihrer Gewissenhaftigkeit außer dem hellblauen Kleide, das sie eben trug, noch das rosenfarbene, ihr Lieblingskleid, aus der nußbraunen Kommode in ihrer bisherigen Schlafkammer — da fiel ihr ein, sie müßte ja bald für noch ein Wesen sorgen, und sie fügte noch ein grünes Kleidchen, welches ihr bereits zu enge geworden war, dazu; diese drei Kleider hatte sie sich selbst geschafft, sowie einige Wäsche, welche sie mit den Kleidern in ein Bündel packte. Dabei dachte sie mit stillem Kummer daran, wie ihr Vater nun ohne ihre Pflege leben müßte; sie fühlte zwar, daß alles wieder gut werden müßte. „Der Frühling kommt freilich wieder", sagte sie zu sich, „aber wer unterdes stirbt oder krank

wird, der genießt ihn doch nicht." Dazwischen kamen ihr Gedanken an die Zeit, wo sie in einer neuen Heimat Mutter sein sollte, und ihr ward, als würde ihr Leben zum Märchen.

Unterdes war der Alte mit seinem Briefe fertig geworden, der keineswegs als Muster im Briefstil gelten konnte Er war seltsam und hochtrabend ausgefallen, wie die Schreibereien gemeiner Leute auszufallen pflegen, die da glauben, sie dürfen schreiben, wie sie wollen, nur nicht so schlecht und recht, wie sie sprechen. Der Alte sagte ihr, seine Schwester sei eine alte Jungfer, und alte Jungfern seien sauergewordene Menschen. „Die Frauensleute", sagt' er, „sind wie der Wein, erst hart und herb, dann weich und süß; wenn man den Wein in dieser Zeit nicht genießt, so bekommt er eine Schärfe und geht in Säure über."

Marie mußte den Brief selbst siegeln; sie packte ihn mit in ihr Bündel. Dann gab sie dem alten Just die Schlüssel, die sie bisher geführt hatte. Sie zählte ihm die Wäsche vor, bei der in jedem Fach ein sauber geschriebenes Verzeichnis lag von dem, was sich darin befände. Sie war dutzendweise mit Rosaband zusammengebunden. So geschah es, so sehr Just sich sträubte und versicherte, er glaubte ihr alles auf das Wort mit dem Silber und dem Zinn. „Mach' Er nur, guter Just", sagte sie, „den Herrn Pastor" — „den Vater" wagte sie nicht zu sagen — „aufmerksam, daß er nicht nach seiner Gewohnheit die Schlüssel stecken läßt; das ist weder für die Herrschaft noch für die Dienstboten gut."

Der Alte begleitete sie durch eine Hinterthüre, da sie möglichst vermeiden wollte, einem Bekannten zu begegnen. Sie hatte ein kleines Schnittchen Brot eingesteckt, von einem niederhängenden Zweige nahm sie zwei grünliche, aber mürbe Äpfel; mehr brauchte sie nicht für einen Tag.

Jetzt trat sie über die Schwelle des Pfarrgartens auf den vorüberführenden Weg, neben dem ein Bächlein herlief, über das zwischen Erlen kleine kunstlose Brücken führten nach kleinen Häuschen, die zum Teil, fast in Wein versteckt, in malerischer

Unordnung verstreut lagen. Der Weg führte mählich aufwärts, indem er das Bächlein verließ. Jetzt wurde er zwischen den aus Feldsteinen kunstlos aufgeschichteten, zum Teile schon wieder halbverfallenen Weinbergsmauern zum Hohlwege, in welchem den Augen kein ander Grün begegnete als hin und wieder eine ungewöhnlich üppige Distel. Nun war die Höhe gewonnen, auf der die seltsame, fast wie ein Wartturm gestaltete graue Kirche steht. Marie brauchte sich nicht umzusehen nach den Stellen, wo das Glück wohnte, von dem sie nun scheiden mußte; die veränderte Richtung des Weges zeigte ihr bald das breite Haupt der großen Linde, das schön rote Ziegeldach mit dem Storchneste auf dem Schornstein. Zwei Bekanntinnen Mariens, des Apothekers Töchter, die ihr entgegenkamen, drehten ihr den Rücken zu und konnten kein Ende finden mit Kichern und Lachen. Die schlanke Marie aber schritt ihres Weges weiter, kummervoll, aber freundlich und mild wie ein gutes Kind; mit der Linken hielt sie den Feuerglanz des Abendrotes und seinen Widerschein, der auf dem breiten Flusse in der Tiefe vor ihr zitterte, von den schmerzenden Augen; in der Rechten trug sie das Bündel mit ihrem ganzen kleinen Vermögen. Die Töne der Dorfglocke, die zum Abendgebete läutete, vernahm sie noch, wie sie in das Erlengehölz des Schierlitzgrundes eintrat, unter dessen Laubdach die Nacht ihr Sammetzelt bereits aufgeschlagen hatte.

Zweites Kapitel.

Es flüsterte ganz eigen durch die dunkelgrünen Erlen; hie und da schleifte die Abendluft einen Vorboten des Herbstes, ein gelbes Blatt, an dem Sandboden hin, dessen Helle, hie und da durch das Gebüsch blinkend, stärker mit seinem Grün kontrastiert hätte, wenn nicht der kalte, bleiche Schimmer, den der Mond herabgoß, den Farben die Energie genommen hätte, die in dieser Zusammenstellung beim Tageslichte das Auge des Beschauers

auf ganz eigentümliche Weise ansprechen. Die kleinen graugrünen Inseln, die, von bestaubtem Schachthalm und ähnlichen Gräsern gebildet, den hellen, lockern Sand in den mannigfachsten Gestaltungen durchschneiden, der Reichtum von kleinen, zierlichen Formen und die Mannigfaltigkeit heller, lebendiger Farben, die mit einer gewissen Keckheit und Naivetät nebeneinander stehn, haben etwas Anregendes für den Beschauer, während die Beschränktheit der einzelnen Ansichten, da der ganze Thalzug wie die kleine Schierlitz selbst jeden Augenblick auszuruhen scheint von ihrem Weg durch den lockern, tiefen Sand, ein Gefühl in ihm hervorbringt, was dem der Müdigkeit, des Nachlassens am nächsten kommt. Bei warmer Beleuchtung haben diese Stillleben der Natur etwas wunderbar Gemütliches; in der Herbstmondnacht, in welcher die junge Marie, aus dem väterlichen Hause gestoßen, sie durchwanderte, waren sie nicht geeignet, das kummervolle Herz des Mädchens durch ihren Einfluß zu erheitern. Der lockere, tiefe Sand, in dem sie trotz ihres leichten Ganges bei jedem Schritte bis über die Knöchel einsank, raubte ihr bald den Rest von Kraft, den Kränklichkeit und Gemütsbewegung ihr gelassen hatten.

An einer Stelle, wo die Schierlitz, stärker hier als irgend sonst, die ganze Breite des Grundes einnimmt, einer kleinen Insel gegenüber, auf der eine Erle und zwei weißstämmige Birken stehn, sank sie todmüde nieder. Die Einsamkeit der Gegend vermehrte ihr die Stärke des Gefühls der gänzlichen Verlassenheit. All' die lieben Kindererinnerungen, in deren Schutz sie flüchten wollte, wandten sich zürnend von ihr ab. Mit Thränen flehte sie zu Gott um ein Herz, das sie lieben, um das sie thätig sorgen dürfte. Denn es war ihr, als läge ein Fluch auf ihr, der ihr alle Herzen entfremde; mit Herzensangst dachte sie daran, daß das Wesen, dem sie das Dasein geben sollte, sich ebenso von ihr abwenden könnte, wie alles gethan hatte, was sie geliebt. Und indem sie in diesen Gedanken sich versenkte, schlich ein anderer wie mit schüchterner Schnelle ihr durch das Bewußtsein: Alles

wäre gut, wenn du hier stürbest. Eine Art Schwindel kam über sie; es war, als müsse sie in den Fluß; unwillkürlich griff sie nach den Schuhen, sie abzuziehen, da überfiel sie ein Schauder, und sie raffte sich auf, vor der gefährlichen Stelle vorüberzueilen.

Da hörte sie weiter unten in den Erlen ein Geräusch. Die Stimme eines Kindes ließ sich in klagenden Tönen vernehmen. „Ach Vater", klangen die angstzitternden Töne, „ich will nach Hause zur Mutter. Sterben thut weh im kalten Wasser. Ach Vater, laß mich doch! Ich habe dir ja nichts gethan!"

Eine dumpfe Männerstimme antwortete: „Willst du mich erst wahnsinnig machen? Ich erdroßle dich, sprichst du noch ein Wort, ohne Gebet!"

Nun schweigen beide; nur das Angstgestöhn des Kindes war zu vernehmen; drauf begann die Männerstimme, wie es schien, zu beten. Marie zitterte vor Schrecken und Angst. Dennoch eilte sie, ohne recht zu wissen, was sie wollte, dem Orte zu, woher die Töne kamen. Da rauscht' es stärker in den Erlen; ein schöner Knabe von etwa fünf bis sechs Jahren stürzte ganz nackt aus dem Gebüsche, ein umgebundenes rotes Tuch um den Hals, dessen Enden in der Luft flatterten, wie er, von der entsetzlichsten Angst gejagt, auf Marien zueilte, die er sich entgegenkommen sah. Er umklammerte sie, die sich zu ihm herabgebogen hatte, krampfhaft mit seinen nackten kalten Armen, indem er, vor Frost und Angst zitternd, hundertmal nacheinander mit der Hast der Todesangst den Ruf „Mutter!" hervorstieß.

Die gute Marie wandte sich abseit, um aus ihrem Bündel, das sie neben sich auf die Erde gelegt hatte, etwas herauszunehmen, worein sie den Frierenden hüllen wollte; aber das Kind klammerte sich von neuem an sie, indem es rief: „Ach, du willst es leiden, daß er mich tot macht?" Sie streichelte beruhigend das arme Wesen mit der einen Hand, während sie knieend mit der andern das Bündel öffnete. „Ach, lässest du mich denn gewiß nicht totmachen?" fragte das Kind unaufhörlich und umschlang sie von neuem heftig mit seinen Armen, als es, zurück-

blickend nach der Stelle, von wo es entflohen war, eine männliche Gestalt leise hervortreten sah. Marie fühlte eine wundersame Kraft in sich; sie fühlte, das Kind, das ihr Gott zugeführt, könnte ihr niemand entreißen.

„Sei doch ruhig, mein armes Kind", sagte sie schmeichelnd; „ich lasse dir nichts thun; du mußt nur folgen und dich anziehen lassen." — „Dort — dort", sagte das Kind weniger ängstlich, indem es mit dem Finger hinter sich zeigte. Marie richtete sich hoch auf, indem sie mit beiden Händen wie schützend das Kind bedeckte. Ihr Blick traf auf eine untersetzte Mannesgestalt mit bärtigem Gesichte, einen Lederschurz um den Leib, wie Bauhandwerker ihn tragen. Der Mann schien zu erschrecken. Er hatte schon vorher sonderbare Bewegungen mit den Armen gemacht; jetzt sah es Marie deutlicher, daß er die Hände rang. Nun verschwand er zurückgehend im Gebüsche.

Nun Marie wieder für jemand zu sorgen hatte, war sie auch wieder ganz das ruhige, klare Wesen. Sie hüllte ihren Findling auf das beste ein, worin sie der Kleine durch seine Liebkosungen nicht wenig hinderte. Er konnte nicht aufhören, sie zu küssen und zu streicheln.

Endlich war er phantastisch genug herausgeputzt; seine Bekleidung bestand aus den verschiedenartigsten Stücken und war in ihrer Zweckmäßigkeit und Niedlichkeit ein Beweis für die seltene Gabe Mariens, aus allem alles machen zu können, der zu dem schnellen Auge für das Bedürfnis die gleich schnelle Hand zu seiner Abhülfe nicht fehlte.

Sie trug den Kleinen auf ihrem Rücken; wenn sie zu müde wurde, führte sie ihn, bis sie wieder Kraft gewonnen hatte, ihn zu tragen. „Wie heißest du?" fragte sie ihn. „Johannes", sagte das Kind, „heiß' ich, aber wie heißt denn du?" — „Ich heiße Marie", sagte das Mädchen. „Und wo kommst du denn her?" fragte der Knabe weiter; „nicht vom Himmel?" — „Wie sollt' ich denn?" entgegnete das Mädchen; „ich komme von Marklinde." — „Wohnst du denn da? Hast du vielleicht einen Vater da?" Marie konnte

nicht antworten. „Du weinst“, fuhr der Knabe fort; „so bist du auch gewiß kein Engel?“—„Ach was du plauderst“, sagte Marie, indem sie durch ihre Thränen lächeln mußte. „Du bist ein Engel, den mir der liebe Gott in meinem Elend gesendet hat.“ Nun mußte der Kleine lachen. „Wenn ich ein Engel wäre“, sagt' er, „ließ' ich mich doch nicht von dir tragen; da trüg' ich dich und flöge, bis ich in den Himmel käme.“—„Du wirst mir schon fortfliegen“, sagte Marie wehmütig. „Fortfliegen?“ sagte der Kleine, „ach du denkst doch wirklich gar, ich kann fliegen?“ — „Nein“, entgegnete Marie; „aber sie werden dich mir nicht lassen. Du wirst fort müssen von mir, zurück zu deinen Eltern.“—„Nein, da sei doch ja ruhig“, sagte der Kleine altklug, „da kommt's doch auf mich an. Und wenn du nur halbwege ein Spielzeug hast, so bleib' ich bei dir. Und wenn du auch keins hast, ich bleibe doch bei dir. Man muß ja nicht spielen, und dich hab' ich lieb wie den lieben Gott.“—„Ei, ei, Johannes“, sagte Marie eifrig, „das thue doch ja nicht. Ein guter Mensch muß den lieben Gott am meisten lieben, denn die Menschen, die er lieben darf, hat ja Gott ihm gegeben, und daß er sie lieben kann und von ihnen geliebt werden, das kommt ja auch von ihm.“ — „So will ich“, sagte der Knabe, „dir zu Gefallen den lieben Gott am meisten lieb haben; aber viel lieber als dich hab' ich ihn nicht; das will ich dir nur gleich sagen.“

So unterhielt sich Marie mit ihrem Schützlinge. Da leuchteten zu ihrer Rechten zwei kleine Fenster im Mondenschein; in dem Häuschen an der Straße mußte Justs Schwester wohnen. Marie fragte ein Vorübergehendes: „Wohnt hier Justs Rosine?“ — „Nun freilich“, sagte das Angeredete. Marie ging mit ihrem Schützling durch die Bohnenlaube, die einige Stufen erhöht von der Straße zu der Hausthüre führte, an die Marie pochte.

„Was gibt's noch so spät?“ rief innen eine tiefe Weiberstimme. „Es ist jemand da vom Just in Marklinde“, entgegnete Marie etwas beklommen. Die Thüre that sich auf und eine große, starke Frauensperson trat ihren Gästen entgegen. Sie

hielt, wie sie des schönen Mädchens, den phantastisch geputzten Knaben auf dem Rücken, ansichtig wurde, die Hand vor die Öllampe, mit der sie beide beleuchtete, um sich zu überzeugen, daß sie auch recht sehe. Marien wurd' es leichter um das Herz, denn das Gesicht der Alten, das übrigens viel hübscher war als das ihres Bruders, hatte doch viel Ähnliches von diesem. Sie hatte unter gutmütigen Augen eine starke, gebogene Nase, die in der Beleuchtung der seitwärts gehaltenen Lampe noch weiter hervortrat aus dem wohlgenährten Gesichte. Um den starklippigen Mund war sie ganz der alte gutmütige Just. Der mokante Altjungfernzug um den Mund wurde erst, nachdem die Spuren des Erstaunens und der ersten Neugier von der Tafel ihres Antlitzes getilgt waren, darin wieder sichtbar.

Sie hieß Marien sitzen; der Kleine holte sich einen Schemel und setzte sich vor Marien. Den Kopf legt' er in ihren Schoß. Nicht lange und die Müdigkeit machte ihren Einfluß auf ihn geltend. Mariens milde Stimme, der er horchte wie einem Wiegenlied, klang bald in seine Träume hinüber; von Zeit zu Zeit drückt' er sich, von ihr träumend, fester an sie an. Jungfrau Rosine hatte sich Marien ganz nahe gegenüber auf einer Lade niedergelassen, auf welcher das Paradies mit seinen Tieren und dem Sündenfall in grellen Farben und ebenso grotesken Formen abgebildet zu sehen war.

Marie brachte den Brief hervor, den sie ihr übergab. Jungfer Rosine faßte ihn zu äußerst an einer Spitze und betrachtete ihn von allen Seiten, wie man etwas betrachtet, von dem man nicht weiß, was man damit anfangen soll. Nun holte sie aus ihrem hochroten Busentuch eine hörnerne Brille hervor und klemmte sie auf ihre Nasenspitze, wiederholte die Beschauung des Briefes mit nicht besserm Erfolg. Dann sagte sie: „Meine Augen werden mit jedem Tage schlechter, so daß ich Geschriebenes bei Nacht gar nicht mehr lesen kann." Dabei hielt sie die Adresse verkehrt in der Hand. „Die Jungfer hat noch junge Augen; die könnte mir wohl den Brief vorlesen." Marie that ihr auf wie-

derholtes Bitten, und weil sie kein ander Mittel sah, Rosinen mit dem Inhalt des Briefes bekannt zu machen, den Willen.

Sie entfaltete den Brief und las mit vieler Anstrengung den nicht zu deutlich geschriebenen, wobei sie zuweilen innehalten mußte und manches Wort wiederholte.

„Liebe Schwester“, so schrieb Just, „wenn's Gott gefällt und Du noch wohl bist, so bin ich nun fünfundsechzig gewesen, und Du wirst auch Deine sechs Kreuze auf dem Rücken haben —“

„Zweiundvierzig“, verbesserte Rosine; „seh' ich wohl aus wie sechzig?“ Sie zog mit einem Spane den Docht weiter aus der Lampe, die sie, Marien zum Lesen leuchtend, in der erhobenen Hand hielt, und bog den Kopf vor Neugier, das Weitere zu hören, so weit vor, daß Mariens Stellung eine sehr unbequeme wurde. Weiter zurücksetzen wollte sie sich nicht, weil sie das Kind, das unmittelbar zwischen beiden schlief, hätte wecken müssen. So fuhr sie denn fort: „Unser alter Schulmeister pflegte immer zu sagen: ‚Just, der Tod ist uns allen gewiß‘; drum hoff' ich zu Gott, Du wirst unsere Mamsell, die Dir dies zu wissen bringen wird, gut empfangen und nach besten Kräften aufbewahren; besonders aber sorge für ein gutes Bette, denn sie hat an der Armut in unserm Dorfe viel Gutes gethan, und ist“ — „das will ich übergehen“, sagte Marie, sich selbst unterbrechend, indem ihr Thränen in den Augen standen. „Wer ein gut Gewissen hat“, sagte Rosine, „der darf hören und lesen, was die Leute von ihm sprechen und schreiben. Nun wird's schon kommen, das von der Aufführung mein' ich. Die Zeiten werden immer gottloser; ich bin mit Gottes Schutz sechzig — oder vielmehr zweiundvierzig alt geworden — ich meine, nach dem, was ich erlebt habe unter den sündhaften Menschen, könnt' ich sagen, ich sei sechzig, ja ich sei hundert Jahr alt geworden. So bin ich alt geworden in Tugend und Rechtschaffenheit, und Christi Blut mein Ehrenkleid, so daß mir kein Mensch was nachsagen kann, und jetzt sind die Mamsellchen schon mit dem sechzehnten in der Leute Mäulern.“ — „Das ist's nicht“, sagte Marie bekümmert,

aber ohne Empfindlichkeit; „es ist nur, daß der Just mich lobt, wie ich's nicht verdiene.“ — „So ist's in der Welt“, sagte Jungfrau Rosine, „wer's verdient, der wird nicht gelobt. Nur zu, Mamsellchen, lesen Sie nur Wort für Wort.“

„Und ist“, fuhr Marie ganz leise und schnell fort, „ein wahrer Gottesengel, und der Segen Gottes ist mit allem, was sie thut.“ Jungfrau Rosine mühte sich nicht, ihr Lachen zu verbergen. Sie leuchtete mit der Lampe über Mariens Gestalt hin. Marie sagte ernst: „Es ist nur, ob ich für Geld und gute Worte hier bleiben kann; ich kann auch weiter gehn.“ Dabei sah sie mit Mitleid auf den sanft schlafenden Johannes, den sie hätte wecken müssen und von neuem den Einflüssen der feuchten Herbstnacht aussetzen; man sah durch die kleinen Fenster den silbergrauen Nebel draußen in sich weben und wanken.

„Nun sei'n Sie nicht böse, Mamsellchen“, entgegnete Jungfrau Rosine gutmütig. „Fleisch und Blut ist schwach, und sechzehn Jahre sind kein Gegengift gegen Fleisch und Blut. Dazu hab' ich gar oft von Ihnen erzählen hören, und ich kannte Sie gleich, wie ich Sie nur genau ansah, nach dem, was sie von Ihnen erzählt haben. Was ist denn aber das für ein Würmchen? das gar nicht wie ein Christenkind aussieht?“ Marie erzählte ihr Abenteuer. „Ach das ist der Zimmerdavid gewesen“, sagte Rosine; „er ist zuweilen nicht richtig und hat schon einmal seine Frau und seinen Jungen umbringen wollen, weil er sich dann gewöhnlich einbildet, wenn sie länger auf dieser verderbten Welt lebten, so kämen sie um ihre Seligkeit. Sonst ist er ein treuer und fleißiger Mann. Gott behüte uns alle davor“ — dabei deutete sie an ihre Stirne. „Aber Sie werden müde sein?“ — „Todmüde“, sagte Marie. „Nun so kommen Sie“, fuhr Rosine fort. Sie führte Marien, die ihren kleinen Schützling sorgfältig aufhob und mittrug, in ein Kämmerchen unter dem Dache. „Es ist freilich klein“, sagte die Wirtin, „aber eine Wiege wird gerade noch hereingehn.“ Marie fühlte nun erst ihre Mattigkeit; sie sank, nachdem sie den Kleinen ausgekleidet und in das Bette

gelegt hatte, angekleidet neben ihn hin. Sie war zu müde, um gleich schlafen zu können. Sie dachte an ihren Vater, der ohne die kleinen Dienste, die er von ihr so sehr gewohnt war, zu Bette gehen mußte, und der vor Kummer und Zorn ebensowenig mochte schlafen können wie sie. Dann dachte sie an Breitung, an die Apothekerstöchter; dazwischen fiel ihr, sie wußte selbst nicht, wie es kam, der junge Eisener ein, und eine Art Neugier, ob wohl auch Eisener so unfreundlich sich von ihr gewendet haben würde wie Breitung. Sie malte sich aus, bald wie er sie mit Verachtung, bald wie er sie mit Freundlichkeit ansah, wie an jenem Morgen, dessen sie sich so gern erinnerte. Dazwischen mengte sich ihr Abenteuer mit dem kleinen Johannes. Alles pulsierte an ihr. Im wachsenden Fieber wechselten immer schneller, immer lebendiger die Bilder, und erst gegen Morgen verschleierte ihr die freundliche Hand des Schlummers das zornige Antlitz, welches das Leben nur erst seit kurzem ihr zeigte.

Drittes Kapitel.

Die Alte zeigte sich besser, als sie ihren Reden bei Mariens Empfang nach geschienen hatte. Und gab sie einmal einer bösen Laune Raum, so schien es Marie nicht zu hören, die die Menschen, mit denen sie verkehrte, stets im ganzen auffaßte und zu gutmütig war, um empfindlich zu sein über etwas, wovon sie wußte, daß es der andere bereuen werde, es gethan oder gesagt zu haben. Dann sucht' es auch die Alte auf alle Weise wieder gut zu machen, worüber Marie sich unendlich freute. Ein freundlich Wort, ein freundlicher Blick konnte sie zu Thränen rühren. In den schmerzlichen Augenblicken der Verstoßung aus dem Herzen und dem Hause ihres Vaters hatte sie alle Ansprüche auf das Leben aufgegeben, drum war ihre Freude über die Freundlichkeit anderer mit einer Art der Verwunderung verbunden, daß man ihr eine Freude konnte machen wollen, und mit Dankbarkeit, weil diese Freude ihr ein Geschenk schien, welches erwarten

sie weder konnte noch durfte. Das immer sich Gleiche in Mariens Wesen, dem man leicht ansah, daß es kein Kind der Berechnung, sondern eine Notwendigkeit ihrer Natur war, gewann ihr mit jedem Tage mehr von dem Herzen der Jungfrau Rosine, wie es ihr jedes Herz gewinnen mußte, die hinwiederum die Neigung Mariens dadurch sich zu erwerben wußte, daß sie fast täglich für sie Nachricht hatte, wie es in Marklinde stand. Nicht mit derselben Freundlichkeit behandelte Rosine den kleinen Johannes. Dieser wäre dennoch ganz glücklich gewesen, denn Mariens liebevolle Pflege hätte ihn Schlimmeres vergessen machen; aber die Angst, sein Vater, den er nicht ohne Ursache so sehr fürchtete, könne ihn wieder fortholen von Marien, stand wie eineferndrohende Wetterwolke an dem Himmel seines Glückes. Die kurzen Tage füllte Marien seine Pflege und der Unterricht, den sie ihm erteilte, der voller Andacht vor ihr auf dem Bänkchen saß und ihr mit seinen großen schwarzen Augen unverwandt in das Gesicht sah, das sie oft wie verwundert von ihrer Arbeit erhob, wenn ihr der Gedanke so recht lebhaft kam, diese Mützchen und Kleidchen sollte das Kind tragen, das sie bald haben sollte — ihr Kind. Die Verwunderung ging dann in eine Vorahnung unbeschreiblicher Wonne über. Die Tage nahmen ab und nahmen wieder zu, und eines Tages war jene Vorahnung zur Wirklichkeit geworden. Sie hatte einen Knaben geboren.

Jungfrau Rosine hatte eine Freude über den kleinen Ankömmling, als wär' er ihr Enkel, und wie man sie nicht von ihr hätte erwarten sollen. Bei solch einfachen Menschen siegt gewöhnlich das gute Naturell über die Macht herzloser Vorurteile. Der Knabe wuchs zusehends, und Marie blühte schöner als je vorher. In ihrer mütterlichen Sorge für ihr Kind und ihren Schützling befand sie sich in ihrem Elemente. Dazu nahm sie sich der Wirtschaft Rosinens an mit Rat und That, und die gute Jungfrau sah mit Verwunderung, wie recht ihr Bruder gehabt hatte, wenn er ihr von Marien schrieb: „Der Segen Gottes ist mit allem, was sie thut.“

Je mehr Marie den kleinen Säugling mit Wonne beschaute über seine gesunde und schöne Bildung — nur an dem rechten Ärmchen hatt' er ein kleines Mal, von dem sie sich aber bald überredete, daß die Schönheit des kleinen Wesens dadurch nur gewinne — je mehr wuchs das anfänglich nur wie instinktartig gefühlte Bedürfnis, jemand zu haben, der sich mit ihr des Kindes freue, nicht aus bloßem Mitgefühl mit ihr, wie die gute Rosine, sondern weil er gleiches Recht dazu habe und so, daß sie sich wieder über seine Freude freuen könne, wie er sich über die ihre. Ohne daß sie wußte, wie und warum, dachte sie wieder an den freundlichen, treuherzigen Eisener; ihre Träume brachten sein Bild in den lebendigsten Farben vor ihr inneres Auge; ihr war, als wär' es Eisener, der sich mit ihr des Kindes freuen müßte. Sie eilte unter Freudenthränen auf ihn zu, den schönen Knaben in seine Arme zu legen, und wenn sie nun bei ihm stand, dann hatte sie kaum das Herz, ihm den Knaben zu zeigen; dann schlug sie die Augen nieder und sagte wie verlegen: „Sehen Sie nur das schöne Kind hier, Herr Eisener."

So war es wieder Frühling geworden. Unsre kleine Familie, Jungfrau Rosine, Marie mit ihrem Georg und ihrem Schützling Johannes konnten schon einzelne Nachmittage im Freien verbringen. Von der Bohnenlaube vor der Hausthüre war nur erst das wettergraue Holzgerüst zu sehen, aber in dem Gärtchen zu beiden Seiten der Laube zeigte sich schon der Krokus, und hin und wieder zitterte unter einzelnen dürren Blättern, die noch vom Herbste her lagen, ein blaues Veilchen in der Frühlingsluft. Drüben über der Straße dehnte sich eine große Wiesenfläche, über deren äußerster Linie gerade die untergehende Sonne hinabrollte. Über dem frühlingsbräunlichen Grün lag der warme Widerschein des Abendhimmels wie ein rosenroter Florschleier. Die kleinen Gräschen nickten in der Abendluft, als sprächen sie emsig und heimlich zusammen. Weiß und dunkelgraues, hoch übereinander gerolltes Frühlingsgewölk, an den Enden rötlich gesäumt, zog Furchen von violetten Schlagschatten

über die weite goldrotglänzende Ebene dahin. Die Stämme der Erlen am Bach, der mit seinem Gebüsch die Ebene auf der rechten Seite vom Horizont abschnitt, schimmerten purpurn; dahinter lagen sammetne Schatten; die nackten Wipfel hoben sich dort wie krause Gewebe von braunen Fäden vom grünlichgoldenen Himmel ab.

Marie saß auf einer Bank in der noch nackten Laube, auf dem Schoß den kleinen Georg. Johannes lief dem ersten Schmetterlinge nach. Da kam eine junge Frau, ein Kind auf den Armen, die Straße daher; wie sie Marien sah, winkte sie grüßend mit der Hand. Es war Julie, die nun zu Marien hereintrat in die Laube.

Marie staunte über die Veränderung, die mit Julien vorgegangen war. Ihr Anzug war mehr als nachlässig; die vordern Haare hatte sie in Locken hinter den Ohren herabhängen. Diese Tracht gab ihrem Aussehen etwas Freies. Dazu waren die Locken zum Teil aufgegangen und vermehrten den Ausdruck einer leidenschaftlichen Wildheit, den die rastlos bewegten schwarzen Augen dem blassen Gesichte gaben.

„Wieviel ist uns begegnet, seit wir uns zum letzten Male sahen", sagte Julie; „ich bin auf dem Wege nach Hermsau zu ihrem Vater" — dabei zeigte sie auf das Mädchen, welches sie auf den Armen trug. „Man soll keinem trauen. Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Er läßt uns sitzen, und wir bekommen keinen Mann. Ach, was gäb' ich drum, wär' ich nicht auf dem Jahrmarkt in Marklinde gewesen, nur dies einzige Mal nicht. Eigentlich hatte mir der Eisener gefallen — ich weiß selbst nicht, wie es zuging. Nun ist er Förster in Hermsau geworden; da will ich ihm noch einmal sagen, was er mir schuldig ist."

Marie empfand, sie wußte selbst nicht warum, einen leisen Widerwillen gegen Julie; sie sagte ruhig: „Was man nicht verschuldet hat und nicht ändern kann, muß man geduldig tragen."

Julie, die noch eben geweint hatte, lachte bei diesen Worten

Mariens laut auf. Doch war sie zu gutmütig, Marien beleidigen zu wollen; sie bewältigte sich und suchte nach Worten, die, wie sie meinte, Beleidigte wieder zu versöhnen. Der kleine Johannes, der das Mädchen auf ihrem Schoß betrachtet und ihren Worten aufmerksam zugehört hatte, sagte voll Bedauernis zu der Kleinen: „Du hast auch einen Vater? Da ist der Georg ein glücklich Kind; der hat keinen Vater, und Marie ist seine Mutter."

Julie sah nach Marien hin. Der Ausdruck von unschuldiger Ruhe auf Mariens Zügen that ihr weh, die nach ihrer Meinung nicht mehr verbrochen hatte als jene. Gereizt sagte sie: „Ach ja; das ist ja das Wunderkind, das keinen Vater hat."

Marie sah sie freundlich an, indem sie in die Höhe zeigte und sagte: „Nicht, Georg, du hast einen Vater da oben."

Julie wußte nicht, was sie zu den Worten Mariens und zu ihrem ganzen Wesen, welches mit jenen so im Einklange stand, denken sollte. Es wurd' ihr wie unheimlich. Wie zu sich selbst sagte sie, indem sie sich zum Gehen anschickte: „Possen! Der ganze Unterschied ist, daß eine klüger ist wie die andere, außerdem ist eine wie die andere. Und die ist nicht einmal klüger gewesen und thut so heilig. Und man sollte noch meinen, es wär' ihr Ernst. Ja, wenn der Kleine nicht nein sagte. Nicht wahr, Kleiner, hätte deine Mutter deinen Vater nicht geküßt, du lägst noch in dem Brunnen, wo der Storch die Kinder holt."

Damit ging sie lachend weiter; und Marie hätte die große Veränderung, die mit Julien vorgegangen war, selbst in dem schleppenden, sorglosen Gange erkennen müssen, der, wie ihr ganzes Wesen, so sehr im Kontrast stand mit der frühern reizenden Zierlichkeit ihrer Bewegungen, wäre sie nicht mit sich beschäftigt gewesen. In ihr Inneres hatten Juliens Reden einen Gärungsstoff geworfen, wodurch auch in ihr eine Veränderung hervorgebracht werden sollte.

In diesem Denken oder Träumen, oder wie man die Thätigkeit nennen will, durch die Marie Licht über sich selbst und ihren Zustand zu erlangen suchte, wurde sie durch Johannes Mutter

gestört und noch mehr durch das Bewußtsein der Notwendigkeit, das liebe Kind, an welches sie sich so sehr gewöhnt hatte, wieder von sich lassen zu müssen. Der kleine Johannes hängte sich an Mariens Hals, indem er weinend rief: „Ach behalte mich doch nur, Marie, ich will gewiß auch ein frommer Mensch werden, wie du es haben willst.“ Marie erbot sich, den Kleinen an Kindes Statt zu behalten; die Frau sagte: „Ich hätte ihn schon längst geholt, wär' ich nicht krank gewesen. Es ist schon möglich, daß es besser für ihn wäre, ließ ich ihn hier, aber ich hab' ihn mit Schmerzen geboren, und nun soll er mich dafür trösten, wenn mein Mann mir Sorgen und Kummer macht. Er ist die einzige Freude, die mir von seinem Vater gekommen ist. Ich lass' es niemand merken sonst im Dorfe, wie ich elend bin mit dem Manne; einen Menschen aber muß der Mensch haben, der seine Thränen sieht und freundlich mit ihm ist, wenn er nicht verkommen soll.“

Der Knabe zeigte seine Freude, weil er glaubte, Marie werd' ihn behalten, durch die zärtlichsten Liebkosungen. Das war zu viel für das leidenschaftliche Herz seiner Mutter. Mit einer Art eifersüchtigen Wut riß sie den Knaben Marien aus den Armen, welches Benehmen sie im nächsten Augenblick unter bittern Thränen der freundlichen Marie abbat.

Als diese sah, daß die Mutter auf keine Weise ihr Kind ihrer Erziehung länger überlassen werde, redete sie dem Kleinen tröstend zu; dem Willen der Eltern dürfte man nicht widerstreben, wollte man ein frommer Mensch werden. Es währte lang, bis er sich in sein Schicksal ergeben konnte.

„Die Mutter will's, und du willst es ja auch“, sagte er endlich, Marien mit seinem bleichen Gesichtchen bekümmert, aber freundlich ansehend; man sah, er wollte sich selbst Mut einreden. „Du hast ja ohnedies jetzt deinen Georg, den du auch lieb haben mußt, und hast du den Georg, so ist's billig, daß meine Mutter auch ein Kind hat.“ Er versprach Marien noch, seinen Eltern zu gehorchen und, wie er altklug sagte, ein braver Mensch zu werden. Marie hielt mühsam um seinetwillen ihre Thränen zurück,

bis er mit seiner Mutter aus der Thüre war. Sie dachte seiner die ganze schlaflose Nacht hindurch, wie man eines gestorbenen Lieben denkt, und malte sich seine schöne Gestalt vor, das blasse Gesichtchen, dessen Züge wie sein inneres Leben durch frühe Leiden eine Tiefe und einen Ernst gewonnen hatten, die ihm für seine Jahre viel zu früh gekommen waren.

Zuweilen knüpfte sich an diese Erinnerungen eine Sehnsucht, die mit jeder Wiederkehr wuchs, weniger nach der Gegenwart ihres Schützlings, als nach etwas Neuem, ihr noch Unbekannten, von dem sie aber fühlte, daß es nun kommen müsse. Es war der seltsame, ängstlich süße Zustand der Liebesreife, die den Gegenstand noch nicht gefunden hat, an dem sie sich aufschließen soll. In jener Nacht erweckt, bis nun von größeren Schmerzen in den Hintergrund gedrängt, drohte dies Bedürfnis nun in dem ihm unbestrittenen Eigentum alle übrigen Neigungen und Gefühle zu überwachsen. Unvermerkt verwandelten sich die Züge des kleinen Johannes in die Eiseners. Sie klagte seinem Bilde ihren Kummer, daß der Knabe ihr vom Herzen gerissen sei, und lieh ihm freundliche Reden, die ihr so wohl thaten, daß sie den Traum immer wieder durchzuträumen begann. Mit jedem Tage bildete sie diesen kleinen Roman mehr aus. Die Reden Juliens, die um so mehr auf ihre Phantasie wirkten, weil sie sie nicht verstand, verloren nach öfterer Wiederkehr in ihr Gedächtnis so viel von dem, was sie erst, ohne daß sie wußte warum, beleidigt hatte, daß, was davon übrig blieb, nur den Reiz vermehrte, sie von neuem zusammenzustellen.

Ein rauher Mai schien nachholen zu wollen, was der schöne März und April vergessen hatten. Marie saß strickend und träumend an Georgs Wiege, der süß und fest schlief, trotz des Sturmes, der draußen vor dem Fenster die nackten Zweige der großen Akazie klappernd zusammenschlug. Es war Jahrmarkt in Marklinde; sie ging in ihrem Rosakleid früh im Garten, ehe die lärmenden Städter aufgestanden waren, und pflückte wilde Heckenrosen. Sie erschrak, denn es rauschte hinter ihr, und sie

wußte, daß Eisener es war, der ihr nachkam. Sie bog in einen andern Weg ein; ihr war wie angst, ihm zu begegnen, und doch wünschte sie, er möchte ihr nachgehen. Indem sie sich nach einem Blümchen neben sich bückte, warf sie sogar einen flüchtigen Blick hinter sich. Sie wurde rot, weil er den Blick bemerkt haben konnte, und doch wär's ihr lieb gewesen, er hätt' ihn bemerkt. „Wenn er doch alles wüßte", flüsterte sie vor sich hin; „aber sagen könnt' ich's ihm nicht, und auch merken lassen könnt' ich's ihm nicht. Ich müßte Nein sagen; wenn er es doch als Ja verstände!"

Da stand er plötzlich neben ihr; er hatte ihre Hand gefaßt und sah ihr in die Augen; sie bückte sich, er neigte sich ihr entgegen; ihr wurd's so seltsam — ihre Lippen berührten sich — Marie sprang erschreckt, errötend und unwillig von dem Stuhle auf, als wär' es Wirklichkeit, was sie träumte.

Eine wundersam gemischte Empfindung — sie fühlte sich durch etwas in ihrem Tiefsten aufgeregt, was ihr Gefühl ebenso verletzte, als es ihr Verlangen reizte — trieb sie vom Stuhl zum Fenster, vom Fenster auf den Stuhl zurück. Sie flüchtete zu ihrem Kinde. Sie mühte sich, etwas andres zu denken; vergebens. Jener Gedanke kehrte immer wieder zurück und verlor allmählich das Erschreckende. Bald empfand sie es nur noch wie ein süßes Grauen, und so gab es jener Vorstellung nur doppelten Reiz, indem es die Neugier weckte, warum und wovor sie doch eigentlich sich grauen müßte. Und wenn sie nun das Kind ansah, kam es ihr so märchenhaft vor, daß sie, Mutter und doch Mädchen, die Wonnen so gar nicht kenne, deren Frucht das kleine Leben sein sollte. Die Worte Juliens summten ihr beständig in den Ohren: „Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen." Es gab ihr unendliche Genugthuung, sich lebendig in die Situation zu dem jungen Eisener zu denken, daß all ihr Unglück die Folge einer Freude, die sie ihm gegönnt, ohne zu wissen, welch eine Freude diese gewesen sein müßte.

So gewöhnt sich die Seele allmählich an die Warnung des Instinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt und am

Ende selbst der Untergang in der Gefahr; daß sie nahe daran war, Julien zu beneiden um das, was diese unglücklich gemacht hatte und sie selbst noch unglücklicher hätte machen müssen, als jene war.

Doch konnte bei einem so ruhigen, klaren Wesen, wie Marie war, diese Neigung, sich solchen Träumen hinzugeben, nur vorübergehend sein. Je gesünder sie körperlich wurde, und je thätiger sie sein konnte, desto mehr gewann sie Kraft, das von sich abzuwehren, dessen Nachteiligkeit ihre reine Seele ahnte. Von allen jenen Regungen wurde nur die zur süßen Gewohnheit, des jungen Eisener zu denken als eines lieben fernen Verwandten und Freundes, des sich zu erinnern im frohen Augenblick die Freude erhöht, im trüben den Schmerz mildert, weil man weiß, daß er, wär' er hier, den einen so redlich mit uns teilen würde als die andere.

Es war schon wieder in der Mitte des Mai. Der Tag war mild und stürmisch gewesen; die Nacht war es noch mehr. Der Wind brauste in den hohen Pappeln der Straße draußen und pfiff zwischen den Häusern hin; ruht' er einen Augenblick, so hörte man den Regen in dichten und großen Tropfen auf den Strohdächern rauschen und in die Pfützen klatschen, die erraten ließen, es regne nicht erst seit heute.

Marie fuhr schon wieder aus dem unruhigen Schlafe auf, der mit Fieberbildern wechselte. Ihr war, als riefe eine Stimme draußen: „Marie!“ Nun rief es wieder. Es konnte keine Täuschung sein. Es klang ihr wie die Stimme des kleinen Johannes. Nur leicht bedeckt eilte sie an das kleine Fenster, in Angst es öffnend. Wenn der Kleine in diesem Wetter draußen stand!

„Marie, darf ich denn zu dir hinein?“ klang des Kleinen Stimme eben wieder, schwach und zitternd, aber mit unendlicher Innigkeit. Marie weinte vor Jammer und Lust, wie sie die kleine Treppe mit zwei Schritten hinabeilte und mit einer Schnelligkeit die Hausthür öffnete, die nur der Angst oder der Freude oder beiden zugleich möglich ist. Ebenso schnell hatte sie den nassen

zitternden Knaben gefaßt, auf den Arm gehoben und ihn hinaufgetragen in das Stübchen, ebenso schnell hatte sie ihn oben ausgekleidet und ihn in ihr Bette gelegt, das noch von ihrem Leibe erwärmt war, ebenso schnell hatte sie Licht und Feuer gemacht. Und nun küßte sie ihn und wurde nicht müde, ihn zu streicheln. „Und wo kommst du denn her, mein Kind?" fragte sie ihn freundlich. „Von zu Hause", sagte der Knabe. Der Ton seiner Stimme erschreckte sie; er hatte etwas Hohles und seltsam Singendes. Sein Aussehen entsprach seiner Stimme. Sein Körperchen war abgemagert; er schien viel kleiner als sonst. Sein Gesicht war viel blässer als sonst, und nur die Augen waren sich gleich geblieben, ja sie schienen noch dunkler, größer und ihr Ausdruck noch inniger als sonst.

„Und hast deine Mutter verlassen?" fragte Marie weiter, ohne den Mut zu haben, einen auch noch so sanften Vorwurf in den Ton ihrer Stimme zu legen. Der Kleine sagte, wie bittend, daß sie ihm auch in Gedanken keinen Vorwurf machen möge: „Meine Mutter ist gestorben. Ach, es ging uns sehr schlecht, und meine Mutter war krank. Ein fremder Mann, der ihre Hand in seinen Händen hielt, sagte endlich: ‚Es ist aus, und mit ihrem Kleinen da wird's auch bald aus sein.' Da wurde es mir noch ängster; du hattest gesagt, wer tot wäre, den sähen wir im Himmel wieder, drum war mir's nicht um meine Mutter; aber ich dachte: wenn du nicht noch einmal Marien sehen sollst, eh' es aus ist mit dir, wie der fremde Mann gesagt hat! Da lief ich denn fort, immer der Straße nach, die ich mir gemerkt hatte, damit ich einmal wieder zu dir könnte. Gute Leute ließen mich ausruhen bei sich und gaben mir Wein; ich dachte nur immer an dich, und da konnt' ich nicht viel müde sein. Aber nun ist's bald mit mir aus; es wird mir sehr angst." Marie fühlte, wie heftig sein Herz schlug; es bewegte seinen ganzen Körper. Sie fühlte, daß er recht haben könnte, und vermochte nicht zu sprechen. Sie wollte ihm Thee kochen, aber er ließ sie nicht von sich.

Nach einer kleinen Weile sagte er noch leiser: „Ach, laß mich

doch deinen Georg sehen.“ Marie hielt ihn mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern bog sie die Wiege nach ihm zu, so daß er den Knaben sehen konnte. Erst sah er Georg, dann Marien mit seinen freundlichen Augen an, die immer größer und glänzender wurden. Er nickte, wie er sonst that, nach seiner altklugen Art vor sich hin und sagte: „An dem wirst du viel Freude erleben.“ — „Und auch an dir“, sagte Marie leise weinend. Er sagte: „Ich möchte den Georg wohl streicheln, aber ich will's nicht thun, er möchte aufwachen.“ Eine Weile drauf sagt' er: „Wie gut ist's, daß du nun den Georg hast.“ Noch einmal sah er sie aus glänzenden Augen voll Freundlichkeit und Liebe an; ein Nervenzug fuhr über sein Gesichtchen hin: er war gestorben.

Marie sank über ihn hin im heftigsten Schmerz, aber sie weinte leise, ihren Georg nicht zu wecken. Es war ein Grundzug ihrer Natur, daß sie auch in der heftigsten Erregung die kleinste Rücksicht nicht vergaß, die aus Menschenfreundlichkeit und Achtung vor der Freude sowie vor dem Schmerz des andern hervorgeht.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Während Marie, aus dem väterlichen Hause gestoßen, bei Jungfrau Rosinen lebte, deren Wirtschaft durch den Segen, der alles Thun Mariens begleitete, sich zusehends vergrößerte, während sie ihren Georg gebar und säugte und ihren Pflegling, den kleinen Johannes, fand und wieder verlor, durchreiste Eisener England und Nordamerika, ließ Länder und Städte hinter sich, aber nicht sein Gewissen. Sich selbst, die Träume und Hoffnungen seiner Jugend hatt' er für jenes Vergehen zur Sühne geopfert. Sein Vater war anfangs überaus zufrieden mit dem Fleiße und der Genauigkeit, womit der Reisende die Fabriken und Manufakturen, die er aufgesucht, die Art ihres Betriebes, die Größe ihres Absatzes und was sonst den Kaufmann daran interessieren kann, beschrieb; desto weniger aber gefiel ihm die Stimmung, in der die sämtlichen Briefe des Sohnes geschrieben waren. Aus allen sprach eine Seele, die unter der Last des Lebens so sehr erlegen ist, daß sie selbst den Wunsch, die Last von sich werfen zu können, nicht mehr hegt, so daß der gute Alte nun lieber gesehen hätte, der Sohn hänge noch mit gesunder Seele den Neigungen nach, die er sonst nicht gutheißen wollte, als daß er nun in lebensmüder Resignation sich zu gehorsam erwies. Die Nachrichten, die er von Geschäftsverwandten über das Aussehen und Benehmen des Sohnes erhielt, waren von solcher Art, daß seine Sorge um denselben von Vierteljahr zu Vierteljahre dringlicher wurde.

Er schrieb ihm nun sogar, wenn er meine, durch die Beschäf-

tigung mit der Malerkunst seine alte Heiterkeit wiederzufinden, so wollte er nichts dagegen haben, wenn er sich derselben ganz widme. Wenn er sonst einen Wunsch habe, dessen Erfüllung ihn dem Leben wiederzugeben vermöge, so solle er diesen unausgesprochen als gewährt ansehen.

Seine Antwort auf solche Anerbieten war jederzeit liebevoll und dankbar, ja er hätte den Alten über die Begründung seiner Sorge täuschen können, wenn nicht die Nachrichten jener Bekannten mit seinen eigenen immer mehr in Widerspruch wären zu stehen gekommen. Der Alte hoffte im Anfang noch von dem Reisen eine gute Wirkung auf des Sohnes Zustand. Nun sich diese Hoffnung als eitel erwies, schien das einzige, was vielleicht noch helfen könnte, ein gemütliches, häusliches Leben, die Pflege eines schönen, edeln Weibes, die schönsten aller Freuden, die sein Geschlecht kennt, die Vaterfreuden.

Er sollte nach Deutschland zurückkommen. Der Vater wollte ihm entgegen; in der schönen Gegend, in welcher sie den letzten Abschied genommen, wollten sie sich wieder treffen. Ritter, der, nur erst aus Italien zurückgekehrt, seit einigen Tagen in der großen Stadt sich aufhielt, für deren reichsten Kaufmann der alte Eisener galt, hatte diesem gern versprochen, mit ihm zu reisen und den Ankömmling durch seine unvermutete Begegnung freundlich zu überraschen.

So war denn der junge Eisener nach einer Abwesenheit von drei Jahren wieder in Deutschland angelangt. Sein Weg nach dem Orte, wo er früher drei schöne Monate lang gewohnt, wo er das höchste Glück und das tiefste Unglück seines Lebens in diesen kurzen Zeitraum zusammengedrängt empfunden, und wo nun sein Vater ihn treffen wollte, führte ihn über Dresden. Übermorgen war der von dem Alten bestimmte Termin; der junge Eisener fürchtete sich vor einem längern Aufenthalt an jenem Orte, wo soviel trübe Erinnerungen seiner harrten; er beschloß, den Tag, den er übrig hatte, in der reizenden Gegend der sächsischen Königsstadt zuzubringen.

Ein Spaziergang führte ihn an dem neuen Theater vorbei. Er blieb betrachtend stehen. Ein junger Mann, der unweit von ihm stand, sagte: „Ihnen fällt, wie ich merke, auf, wie wenig mit den Figuren der großen Dichter die Nischen im Verhältnis stehen, in welchen sie angebracht sind. Das Mißverhältnis der Werke dieser Dichter mit ihrer Aufführung in diesem Theater ist noch größer. Man begreift nicht, warum man deutsche Dichter an den Eingang eines Theaters gesetzt hat, das das französische Lustspiel und die welsche Oper regieren. Dresden ist seines Geschmackes halber nicht berühmt[1]; man vergißt ihm nicht, daß es den Calderon auspfiff[2] und den Clauren[3] in seinen Armen wiegte. Am Ende ist's ihm aber nicht zu verdenken, wenn es lieber schlechte Stücke gut als gute Stücke schlecht aufgeführt sieht. Ist es aber irgendwo in ganz Deutschland anders? besser? Das Theater hat sich von der Litteratur losgerissen und ist von der Höhe einer Kunstanstalt, eines Weckers und Erhalters nationalen Sinnes, was es eigentlich sein sollte, zum bloßen Amüsement, wenn dieser Ausdruck nicht noch zu schonend ist, herabgesunken. — ‚Ehe die Talente an der Gleichgültigkeit der Bühne zu Grunde gehn, gehe doch das Theater an der Gleichgültigkeit der Talente zu Grund!‘ so schrieb mir kürzlich ein berühmter Freund aus Thüringen, und dieser Spruch scheint mir schon wahr geworden.

„So wird die Frivolität und Entsittlichung, die stets mit dem Geschmacksverderbnis Hand in Hand geht, von oben herab so lange gehegt und befördert, bis diese selbst an ihren eigenen Pflegern und Beschützern als Rächerinnen der wahren Kunst aufstehn werden. — Der Musikfreund thut besser, seinen Winter

---

[1] Man denke an den Einfluß, den die berüchtigte „Abendzeitung“ (Th. Hell, J. Fr. Kind u. a.) damals noch ausübte.

[2] Tieck als Dramaturg des Dresdner Hoftheaters hatte mit seinen Bestrebungen, Calderon auf der deutschen Bühne einzubürgern, anfangs bei dem Dresdner Publikum nur geringen Erfolg.

[3] Der süßlich-pikante Clauren (Pseudonym für Karl Heun, 1771—1854) gehörte damals auch in Dresden, wo die meisten seiner Werke erschienen, zu den beliebtesten Familienschriftstellern.

in Leipzig zuzubringen, wo er schwächere Kräfte gut angewandt und von Meisterhand geleitet findet. Nur der Freund der bildenden Kunst und der schönen Natur findet hier seine Rechnung. Sind Sie ein Verehrer der Malerkunst, wird es Sie nicht reuen, mich jetzt begleitet zu haben."

Eisener folgte dem jungen Manne, dem er seinen Dank aussprach für die Freundlichkeit, mit der er dem Fremden entgegengekommen war. Was jener sonst gesprochen hatte, war eine Meinung, für die Eisener sonst in Feuer und Flamme geraten konnte; er wunderte sich selbst über die Abspannung seines Wesens, er wunderte sich, daß er sich darüber nur verwunderte und nicht erschrak. — Nur der Schmerz, die Reue über sein Vergehen, über den Mord, welchen er sich schuld gab, an der verübt zu haben, an deren Gedächtnisbilde er nun mit all der Liebe hing, die er — durch seine eigene Schuld — ihr selbst nicht mehr zeigen konnte, die Resignation, mit der er, in der Selbstverleugnung eine schmerzliche Lust findend, nur in den Wünschen seines Vaters lebte — dies war der ganze Inhalt seines Daseins. Alles andere, was sonst ihm das Schönste, Edelste, Wünschenswerteste erschienen war, lag so weit außer ihm, daß es ihm auch ein augenblickliches Interesse nicht mehr abgewinnen konnte. So folgt' er auch jetzt mehr mechanisch, als weil er sich einen Genuß versprach, dem jungen Manne.

In dem Lokale des Kunstvereins auf der Brühlschen Terrasse war das Bild aufgestellt, von dem jeder Kunstliebhaber einen großen Genuß sich versprach, schloß er von der Anzahl derer, die vor, mit und nach ihm eintraten, und die ihm aus dem Saale entgegenkamen, auf die Schönheit des Bildes. Es sollte einen Besuch der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde bei ihrer Freundin Elisabeth vorstellen. An den vier Figuren, der Jungfrau, dem Heiland, der Elisabeth und ihrem Johannes, wurden besonders die Köpfe bewundert, die übrigens Porträt zu sein schienen. Einige hielten die kindliche Majestät der Unschuld in dem Antlitz der jungfräulichen Mutter, einige das durchsichtige,

geistige, wundersam schwärmerische Kindergesicht des Johannes, die Innigkeit, mit der er seine großen schwarzen Augen auf dem lieblichen Jesusknaben ruhen ließ, für das Ansprechendste des Bildes. Man vernahm von Kennern und Nichtkennern die mannigfaltigsten, widersprechendsten Urteile. Ein Teil der nicht selbst räsonnierenden Beschauer bequemte sein Gefühl dem Urteile an, das ihm entweder am verständlichsten war oder von einem kam, den er als den gewiegtesten Kenner hatte nennen hören oder seiner entschiedenen Sprache wegen dafür hielt; ein anderer Teil kehrte sich an all das Ausgesprochene nicht, die einen, weil sie durch Anerkennung der Kritik in ihrem Enthusiasmus nur gestört worden wären, welcher nur unbedingtes Lob und unbedingten Tadel kennt und nichts in der Mitte; die andern, weil sie in einem Werke der Kunst nur den Stoff zu suchen und sich von der dargestellten Geschichte, nicht von der Darstellung rühren zu lassen gewohnt waren.

Eisener hörte von alledem nichts; er sah kaum etwas von den übrigen Figuren des Bildes, über welche sein Blick nur flüchtig hinglitt, von dem Bilde der Jungfrau unwiderstehlich angezogen und festgehalten. Es war Marie, die Marie, die er geliebt, die Marie, deren Verderber, deren Mörder er war, deren Züge diese Jungfrau trug. Er stand und sog mit unersättlichen Augen die unnennbare Lieblichkeit in sich; der Zauber dieser Züge, dieser schlanken Gestalt war so mächtig, daß er über ihn die Qualen vergaß, deren Stärke an dieser Erinnerung hätte wachsen müssen. Er stand unbeweglich. Die Gehenden zeigten den bleichen, unermüdlichen Beschauer den Kommenden; viele Geschlechter wechselten um ihn; er stand und sah sie nicht; die Thüre sollte geschlossen werden; er stand noch. Er konnt' es kaum begreifen, als man ihm bemerklich machte, daß er das Zimmer nun verlassen müsse. Als dies endlich gelang, fragte er nach dem Maler, nach dem Preise des Bildes. Er zitterte vor der Möglichkeit einer Antwort, wie er sie dennoch erhielt. Das Bild war bereits das Eigentum eines reichen Kaufmanns; der Kastellan wußte weder

Namen noch Wohnort des Glücklichen zu nennen. Und zwar würde es morgen schon dem Eigentümer zugeschickt.

Eisener verließ das Haus, mit Plänen beschäftigt, wie er schnell genug in Besitz dieses Bildes oder wenigstens einer guten Kopie desselben kommen könne. Dieser Besitz schien ihm das einzige Glück, welches das Leben ihm noch zu bieten vermöge. Er dachte sich die reichen Kaufleute seiner Bekanntschaft, von denen er wußte, daß sie jährlich ein Bild oder mehre zu kaufen pflegten, und sann sich müde, auf welche Weise er, wenn einer von diesen der Besitzer sein sollte, diesen zu bewegen hoffen dürfte, das Bild ihm abzutreten. Seiner innern Unruhe entsprach die Eile, mit der er an den schönsten Partien der reizenden Landschaft vorbeischritt, ohne sie zu sehen. Erst spät kam er geistig und körperlich ermattet in seiner Wohnung an.

Nach einer Nacht voll bunter, lebendiger Träume erwachte er mit Tagesgraun. Eine eigene ungewohnte Weichheit fühlt' er an die Stelle dumpfer Resignation getreten. Alles, dessen er gern gedachte, sogar seine frühsten Kindererinnerungen lagen näher und in derselben warmen Beleuchtung vor seinem innern Auge, wie an jenem Abend, wo er nach Marklinde hinübersah, die Gewißheit einer seligen Zukunft im Herzen, der er, von Mariens Hand geführt, glaubte entgegengehen zu dürfen. Eine eigene Unruhe, als müsse er etwas ereilen, duldete ihn keine Stunde mehr in Dresden. Er sollte ja auch seinen Vater nach jahrelanger Trennung wiedersehn.

Wie er über die Brücke fuhr, barg sich dem Umschauenden die Altstadt in Nebel, der nun die Spitze des katholischen Turms, nun eine der Statuen[1] seiner Kirche, nun ein Stück der Fassade des Theaters frei ließ, um das einen Augenblick lang Morgensonnenangestrahlte sogleich wieder zu verdecken; über der Elbe schimmerte der Nebel in purpurgrauen Wogen, drüben aber blitzte der rötlichblaue Morgenhimmel in völliger Reinheit und

[1] Die Galerie des Daches der katholischen Hofkirche zu Dresden ist mit 59 großen Sandsteinstatuen von Aposteln und Heiligen besetzt.

Kläre. Es erfreute ihn in diesem Augenblick, in diesem Bilde für seine Reise eine heitere Vorbedeutung zu sehen.

Die Unruhe wuchs, je mehr, je näher er dem Ziele seiner Reise kam. Es duldete ihn zuletzt nicht mehr im Wagen. Er stieg aus und befahl dem Kutscher, voraus zu fahren; vor Marklinde werd' er ihn wieder einholen. Es war in einem freundlichen Birkenwäldchen, wo er ausstieg; die Straße lief von da in wenigen und unbedeutenden Bogen einem freundlichen Dörfchen zu, welches er bereits vor sich liegen sah. Mit Freude bemerkt' er die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, die Wiederkehr des empfänglichen Sinnes für die Schönheiten der Natur; er konnte sich nicht zürnen, daß er seine Buße zu vergessen begann.

Das Dörfchen lag außerordentlich schön an einem sanften Hügel, so nett zusammengerafft die kleinen Häuser mit ihren malerischen Formen um die alte Kirche, aus der ein sanfter Choralgesang tönte. Eisenern fiel es erst ein, daß heute Sonntag sei, obgleich ihn schon vorher die Ruhe, die Einsamkeit der Fluren und der Straße in Verwunderung gesetzt hatte.

Zu äußerst an dem Dörfchen liegen einige Häuser, nach der Straße zu von einer Art niedrigem Umbau wie von einer Mauer umgeben, durch welchen ein Thor führt, das gerade geschlossen war. Dieser Umbau ist durch sein eigenes Gewicht, durch die Nachlässigkeit oder Armut seiner Besitzer und durch die Unbilden des Wetters so aus seiner ursprünglichen Richtung gekommen, daß der Lehm an mehren Stellen geborsten ist, und das dünne Gebälk, das das Ganze eben noch hält, in seiner Verschobenheit einen eigentümlichen Anblick gewährt. Das verwitterte Strohdach des Umbaus, an einigen Stellen wie der Umbau selbst eingedrückt, an andern malerisch auf den sanft ansteigenden Kirchweg überhängend, stellenweise von lustig grünem Moose überwuchert, bildet mit seinem hier ins Gelbliche, dort ins Violette spielenden Blaßgrau mit diesem und den blauen Blütentrauben der zahlreichen Holunderbüsche, die von beiden Seiten daran

hinaufstreben und sich darüber hinabbücken, einen Kontrast, der die wundersam gemütliche[1] Wirkung der malerischen Formen bis zum Reizenden erhöht.

Über dem Kirchwege drüben hatte ein berühmter Landschaftmaler aus Dresden mit seinen Schülern Posto gefaßt. Der Lehrer stand auf von seinem Feldstuhle, wie er den ihm bekannten Eisener sah, und begrüßte ihn freundlich; die jungen Männer grüßten ihn und arbeiteten emsig fort. Beide freuten sich, einander wiederzusehen. Der Maler geleitete den geachteten Bekannten den schmalen gepflasterten Kirchenweg hinauf. Von Zeit zu Zeit sahen sie, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, nach der malerischen Ecke zurück.

„Jeder", sagte Eisener, „der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, sollte, wenn es ihm möglich ist, im Freien und von einem tüchtigen Landschafter geleitet — wenn ich so sagen darf — Sehstudien machen. Wie sich der Kreis seines Wissens um das Schöne, das eine Landschaft enthalten kann, erweitert, erweitert sich der Genuß bei ihrer Beschauung. Das belehrte Auge haftet mit größerm Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte übersieht."

„So ist es", entgegnete der Maler, „mit Büchern und am Ende mit dem Leben selbst. Was dem gewöhnlichen Beschauer schon Form ist, das ist dem Kenner noch Stoff; der echte Kunstgenuß entspringt nur aus dem liebevoll hingegebenen Vertiefen in das Kunstwerk, dem Suchen nach seiner geistigsten Form, deren Existenz der gewöhnliche Beschauer höchstens ahnt. Wir müssen dem schaffenden Geiste des Künstlers auch in den kleinsten Zügen zu begegnen suchen, denn oft sind es diese, worin er das Tiefste seiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menschen schafft, in dem kleinsten Zuge; wer diesen Künstlerblick für das Leben besitzt, wird nie an den Menschen verzweifeln müssen. Ihm ist eine Fülle aufgethan von dem, was ihn belehren und veredeln kann.

---

[1] Das Gemüt ergreifende.

Nah' an der Kirchhofthüre begegnete ihnen ein Geistlicher, noch im Ornat. Weil der Gottesdienst geschlossen schien, gingen Eisener und der Maler in die noch offenstehende Kirche, um sie zu besehen. Das Schiff war auffallend lang und niedrig; es war so dunkel darin, daß Eisener, der nicht zu den Weitsehenden gehörte, seine Augen erst an die Finsternis gewöhnen mußte, eh' er sah, daß die grellen bunten Farben an den niedrigen Emporlauben Bilder bedeuten sollten. Eine Stimme, die aus der Sakristei zu kommen schien, ließ sich mit einer feierlichen Eintönigkeit vernehmen. In der Absicht, eine feierliche Handlung nicht zu stören, unterbrachen sie ihr Gespräch und traten leiser auf. Zu ihrem Erstaunen aber zeigte sich, daß die Stimme einem Dorfbeamten gehören mußte, der verschiedene Gegenstände versauktionierte. Jetzt drang durch eine Thüre, die sich im Schiff öffnete, der goldene Schein des Tages; ihm folgte mit Geräusch eine Menge Menschen. Die Stimme von vorhin, die, wie Eisener nun sah, zu einem roten Gesicht gehörte, das sich zwischen weißen Haaren ganz stattlich ausnahm, versteigerte die Kirchenthüren, deren eine, die für fünfzehn Groschen erstanden worden war, der nunmehrige Besitzer ohne weiteres aus den Angeln hob und auf seiner Schulter forttrug. Es hatte das Ansehen, als habe das Christentum aufgehört, und man wäre darüber, die Kirche, die nun keinen Zweck mehr habe, und ihren Inhalt stückweise zu versteigern.

Die Seltsamkeit des Schauspiels, welches in diesem Helldunkel vorging, vollendeten die Schüler des Malers, die jetzt unter Lärmen und Lachen hereinstürzten und sich unterbrechend und überschreiend erzählten, daß plötzlich die Besitzerin des Hauses, ein altes hexenartiges Weib, mit einem Besen bewaffnet, fluchend und schimpfend aus dem Thore gekommen sei und sie alle in die Flucht geschlagen habe. Das Gelächter und Geschrei verdoppelte sich, als jetzt der letzte kam, der, wie er erzählte, aus übergroßer Eile, zu entfliehn, mit dem Feldstuhle umgefallen und erst liegend von der Zornigen mit dem Besen bearbeitet, dann den halben Weg zur Kirche entlang verfolgt worden war.

Die jungen Männer entfernten sich wieder. Eisener kam im Gespräche auf den Besuch der Jungfrau bei ihrer Freundin Elisabeth. Er zeigte seine Ungeduld, zu wissen, wem das Bild gehörte. Der Maler sah ihn verwundert an und sagte: „Sie wissen nicht, daß Ihr Vater das Bild gekauft hat?“

Man kann sich denken, wie diese Nachricht die Heiterkeit Eiseners vermehrte, die er schien in der Gegend wiedergewinnen zu sollen, wo er sie verloren hatte.

Nach einigen Freundschaftsversicherungen trennte sich Eisener von dem Maler. Der Weg, den er zu verfolgen hatte, führte um die Kirche herum und fiel, nachdem er sich an dem bebuschten Hügel langsam hinabgeschlängelt hatte, unten wieder in die Straße, die an kleinen Häusern durch das breite Thal führte und endlich neben dem tiefblauen Flüßchen im dunkeln Waldesgrün des Schierlitzgrundes verschwand.

Die Gegend links an der Straße hatte etwas Bekanntes für ihn. Er sann; sie erinnerte ihn an die Landschaft des Bildes, dessen er eben mit Freude als des Eigentumes seines Vaters dachte. Die Ähnlichkeit wurde immer auffallender, wenn man jene morgenländische Landschaft in eine deutsche übersetzte. Noch mehr! Aus dem Fenster eines kleinen Häuschens, das nur ein ebenso kleiner Garten von der Straße schied, sah — das Gesicht der Elisabeth auf dem Bilde.

Eisener erschrak. „Wenn dir nun die Marie entgegenträte!“ sagte er vor sich hin, indem er stehen blieb. „Ich weiß nun, daß es unmöglich ist; ich weiß es nur zu gut, und dennoch ist mir's, als könnt' es doch möglich sein, ja als müsse sie mir entgegentreten.“ War die Ähnlichkeit der Alten, die aus dem Fenster sah, mit jener Elisabeth vielleicht nur eine Täuschung? Er sah mit doppelt bewaffneten Augen nach dem Fenster; das Gesicht war verschwunden. Aber in der Laube vor der Hausthür saß eine schlanke weibliche Gestalt, den Rücken ihm zugewandt, in rosenfarbenem Kleide.

Zweites Kapitel.

„Nun braucht es nur noch, daß diese schlanke Mädchengestalt Mariens Züge trägt, und das Märchen ist fertig.“ So sagte Eisener leise zu sich selbst, indem er der Bohnenlaube sich näherte. Die Gestalt hatte ein Kind auf dem Schoß, mit dem sie scherzte. Der Kleine konnte nicht aufhören zu lachen. An dem Mädchen emporsteigend, zeigte er Eisenern jetzt über der linken Schulter des Mädchens ein lachendes Kindergesichtchen, das Eisenern das schönste deuchte, was er je gesehen. „So“, dacht' er, indem er einen Augenblick stehen blieb; „so könnte sie jetzt sitzen mit deinem Kinde. Und du kämest nun ganz leise daher, um sie scherzend zu überraschen; und sie hätte dich doch bemerkt und wendete sich nun“ — erschrocken blieb er stehn, denn sie wandte sich wirklich und zeigte ihm Mariens Antlitz, erschrocken, aber noch schöner als sein geliebtes Erinnerungsbild. Die Ähnlichkeit hätte den ruhigsten Beobachter in Erstaunen setzen müssen. Es war die Marie des Bildes — warum konnt' es nicht seine Marie sein! Es war ganz der liebliche Kontrast von Muttersorge und Mädchenhaftigkeit, der auf jenem Bilde alle Beschauer auf die lieblichste Weise rührte und anzog.

Er bat, sich ihr gegenüber setzen zu dürfen. Sie sagte nichts, so verwirrt war sie; aber ein ängstlich freundlicher Blick antwortete bejahend, der dem Blicke der verstorbnen Marie völlig geglichen haben würde, wär' ihm nicht etwas Jungfräulich-Verschämtes und zugleich etwas Wehmütiges beigemischt gewesen. Diese Formen waren voller und weicher geründet, die Züge hatten mehr Seele, die Haltung war mehr in sich zurückgewendet, die Bewegungen geschlossener als die seines Erinnerungsbildes; aber jene Gestorbene war auch um so viel Jahre jünger gewesen, als dies ihr Ebenbild reifer erschien. Und dieses besaß sogar Eigenheiten, die er an jener gekannt — das eigene treuherzige leise Nicken mit dem Kopfe, wenn sie etwas bejahte, den langsamen, wie verwunderten Augenaufschlag gegen den Fragenden.

Er überredete sich mit einer Art Ängstlichkeit, sie wäre nicht jene Marie, um sich nicht einer Täuschung hinzugeben, deren Aufhebung ihm zu schmerzlich werden mußte; er fühlte, er könn' es nicht überleben, sie zum zweiten Male zu verlieren.

Er sagte, um seinen prüfenden Blick zu entschuldigen: „Ja, ich irre nicht; Sie sind dieselbe, die ich auf einem Bilde mit diesem schönen Knaben als Madonna abgebildet gesehen habe. Auch die Elisabeth des Bildes glaub' ich in diesem Häuschen da gesehen zu haben. Nur noch der kleine Johannes mit seinen dunkeln, halb in sich zurückgerichteten Augen, und das ganze Bild ist beisammen." Dabei sah er sich um, als müßte nun der Genannte sich zeigen.

Die Freude, die sich auf des Mädchens Gesicht gezeigt, wie er den Knaben „schön" genannt, wich einem Ausdruck der Wehmut. Sie sagte: „Der Johannes ist gestorben. Wie der fremde Maler hier in den Garten kam und uns bat, wir möchten nur ein Viertelstündchen noch in der Stellung bleiben, in der wir gerade waren, und dann malend vor der Laube saß, dacht' ich nicht, daß er so früh sterben müßte. Sonst hätt' ich mir ihn malen lassen." — „Jenes Bild ist mein", entgegnete Eisener; „ich will es kopieren lassen; an wen adressier' ich's aber?" — „Wollten Sie dann Bild und Rechnung an Rosine Just in Sonnenborn schicken", sagte das Mädchen. „So — Sie heißen Rosine?" fragte rasch und wie verwundert Eisener. Das Mädchen sagte: „Nein, ich heiße Marie." Eisener erschrak wie vorhin, als sie ihm ihr Gesicht zuwandte. War es denn möglich, daß sie es war? seine Marie? Konnte sie nicht scheintot gewesen sein — er war abgereist, ehe sie begraben worden war. Er hatte den Mut nicht, zu fragen.

Ängstlich hastig sagt' er endlich: „Das Kind gehört einer Schwester von Ihnen" — er konnte keine Frage in den Ton legen, womit er das sprach. Sie bejahte verlegen. Sie hatt' eine Schwester, so war es seine Marie nicht. Kann sie es nicht werden? „Meine Marie? Ich bin nicht gebunden — mein Vater

hofft, durch eine glückliche Ehe mich hergestellt zu sehen. Ich fühl' es, ich würd' es auch, wär' sie mein Weib."

„Nein", fuhr er in seinem leisen Selbstgespräche fort, „diese süßen Züge würden als Rächer aufstehen für das Gedächtnis der, die blühen müßte wie diese, hättest du sie nicht — gemordet. — Doch du könntest an dieser gut machen, was du an jener verbrochen hast, soweit dir's möglich ist — du könntest — Nein", unterbrach er sich wieder, „nur der schändlichste Eigennutz ist's, der dich überreden will, das Los dieses reinen heiligen Wesens an das eines Verbrechers zu knüpfen." Ein Blick auf sie, und er hatte die Kraft nicht mehr, zu entsagen. Er suchte ängstlich nach Hilfe von außen, da er an seiner innern Kraft fühlte verzweifeln zu müssen. — „Sind Sie noch frei, Marie?" fragt' er endlich wie selbstvergessen und in einem Tone, dem man es anhörte, daß die innere Bewegung es ihn vergessen ließ, diese Frage müsse bei so kurzer Bekanntschaft seltsam, wenn nicht unschicklich erscheinen. „Ist Ihnen ein Mann teuer?" Das Mädchen bückte sich errötend; in ihren Augen glänzten Thränen, wie sie ihren Kopf langsam bejahend neigte; dann sah sie zu ihm auf wie ängstlich fragend. Das sah er nicht mehr. Das Nicken hatte seinen Entschluß gerettet, und die Zufriedenheit, die stets die Folge eines kräftigen Entschlusses ist, verdrängte den Schmerz, den er über ihre Antwort empfand, und der mehr von der Eifersucht hatte, als er sich gestehen mochte. Das Mädchen sah ihm schmerzlich und unverwandten Blickes nach, bis er in den Erlen des Schierlitzgrundes verschwunden war.

Sie hatte ihn bei dem ersten Blicke erkannt. Das Mitleid, womit seine Blässe, sein niedergeschlagenes Ansehn sie erfüllte, zeitigte die Neigung, mit der sie unbewußt an seinem Erinnerungsbilde gehangen hatte. Ihr fiel ein, wie sie in ihren wachen Träumen auf ihn zugeeilt und ihren schönen Georg ihm gezeigt hatte, als wisse sie, er müsse sich über ihn freuen. — Wie anders war das in der Wirklichkeit geworden. Wahr von Kind auf gegen jeden — unwahr nun gegen ihn, der ihr doppelten Anspruch auf

ihre Offenheit zu haben schien, hatte sie ihm ihren Georg verleugnet, um den sie jeden Augenblick willig und freudig des bittersten Todes gestorben wäre. Sie kannte sich nicht mehr. Sie knieete drin neben dem Bettchen nieder, worin der kleine Georg lag, drückte seine beiden Händchen an ihre Brust und bat ihm das Unrecht, das sie an ihm gethan habe, tausendmal ab. „Er sah so bleich“, sagte sie, „so traurig; das that mir weh'; nun dacht' ich, wenn auch er sich von mir wendete, zürnend und verachtend, wie die andern thaten deinetwegen, ja so dacht' ich in dem Augenblicke, das könnt' ich nicht ertragen. Verzeih' mir's doch, du guter armer Georg! — Wenn er wieder zurück käme, daß ich's ihm sagen könnte! Aber er ging so plötzlich. Wußt' er's? und ging deswegen so plötzlich? Und sprach nicht mehr mit mir? Ach, er kommt wohl nie zurück.“

Nun, sie fühlt' es zu lebhaft, nun erst war ihr alles dahin. Jetzt erst erkannte sie, daß, was sie in den Stunden des Kummers aufrecht erhalten, nichts anders gewesen war als das dunkle, aber gewisse Vorgefühl eines seligen Lebens mit Eisener und ihrem Georg.

Eisener hatte derweilen den melancholischen Schierlitzgrund durchwandert und näherte sich dem Orte, wo einst seine Hoffnungen gewohnt hatten. Schon sah er das Storchnest und die breite Krone des alten Lindenbaums. Er war eben in den Weg zwischen den Gärten eingebogen, den er vor Jahren in so ganz anderer Gemütsstimmung mit Rittern gegangen war. Und seltsamerweise hört' er an der Schenkwiese wieder das Brummen einer alten Baßgeige, die nachschlagenden Hörner — es war ja wohl derselbe Ländler, über dessen komisch-traurige Weise er mit Rittern damals gelacht hatte. Es war ja heute der Marklinder Jahrmarkt, der Geburtstag seines kurzen Glückes, seines längern Unglückes. Dazu der Widerstreit von Gefühlen und Wünschen, die das liebliche Ebenbild der gestorbenen Marie in seiner Brust erregt hatte, die längst solche Gäste nicht mehr gewohnt war.

Er fürchtete sich, einen seiner alten Bekannten hier zu treffen.

Drüben auf der Landstraße bewegte sich sein Wagen. Er eilte von dem Wege, der dicht an dem alten Pfarrhause vorbeiführt, nach der Straße hinüber, um, ehe diese die Mauer des Pfarrgartens erreichte, den Wagen besteigen zu können, der ihn in möglichster Schnelle vorbeitragen sollte.

Es begab sich ganz anders, als er dachte. Der Kutscher hielt, wie er seinen Herrn daherkommen sah. Der Pfarrer, der unfern davon in der offenen Gartenthüre sich mit einigen Bekannten bekomplimentierte, ging, in der Meinung, der Wagen bringe ihm einen Gast, auf denselben zu und kam zu gleicher Zeit mit Eisenern an dem Schlage an. Er zweifelte einen Augenblick, dann rief er: „Sie sind es ja doch! Wie wird sich Breitung freuen, der so oft von Ihnen gesprochen hat.“ Dabei faßte er Eisenern unter den Arm, der nicht daran denken durfte, fort zu kommen, ohne wenigstens eine kurze Zeit hier verweilt zu haben, weil keine seiner Entschuldigungen gelten sollte. Indem sie durch den Garten dem Rasenplatze zuschritten, auf welchem die Gäste des Pfarrers trinkend und plaudernd saßen, sagte der Pfarrer: „Sie betrachten mich verwundert über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, seit wir uns nicht gesehen. Wann und wie trafen wir uns doch das letzte Mal?“

„Ich mag Sie kaum daran erinnern“, sagte Eisener; „Sie hatten eben einen Verlust erlitten, der nie verschmerzt werden kann.“

„Ich dachte das jenesmal am Bette der Toten“, sagte der Pfarrer. „Sechs Monate darauf am Bette der Lebenden wünscht' ich, sie möge gestorben sein.“

„Versteh' ich recht?“ fragte so freudig erschrocken Eisener, daß der Pastor über ihn erstaunte. „Marie lebt?“ Dabei sah er sich im Garten um, ob er sie nicht erblicke. Dann fuhr er hastig fort: „Ihr Ebenbild in Sonnenborn — nein; die trug das Kind ihrer Schwester auf dem Arme — haben Sie zwei Töchter?“

Erstaunt über diese Wärme, die nicht dem bloßen bekanntlichen Mitgefühle entstammt zu sein schien, entgegnete der

Pastor: „Das Kind war das ihre, und Sie haben Marien selbst gesehn."

Eisener schwankte auf den Wegen zweier entgegengesetzten Empfindungen. Der Freude — wenn man das beseligende Gefühl, einer Gewissensschuld, die ihn jahrelang allem, was den Menschen zu erheitern, zu beglücken vermag, verschlossen gehalten hatte, ledig zu sein, Freude nennen darf; des Schmerzes, daß Marie, die Marie, zu der die Liebe in ihm durch ihren Tod zur schwärmerischen Andacht und nun, da er wußte, sie lebte, plötzlich zur Leidenschaft angewachsen war, einem andern angehöre. Die äußerste Aufregung nur konnte eben die scheinbare Ruhe geben, mit der er zum Pastor sagte: „So ist sie verheuratet in Sonnenborn —"

„Sie nehmen solchen Teil", entgegnete jener, „daß ich Ihnen erzählen muß, was uns begegnete, seit ich Sie zum letzten Male sah. Marie, die wir für tot hielten, lebte; der Starrkrampf, der sie unter dem Scheine des Todes gefangen hielt, war eine Folge ihres Zustandes — sie sollte Mutter werden. Sie wurd' es. Durch wen sie es geworden ist, hab' ich weder durch Bitten noch durch irgend ein ander Mittel von ihr erfahren können. Sie blieb dabei, sie wisse selber nicht, wie es gekommen sei. Endlich mußt' ich an ihrem Charakter irre werden. Im Übermaße zornigen Schmerzes verstieß ich sie.

„Mit Marien war Glück und Segen aus meinem Hause, aus meiner Wirtschaft, Ruhe und Freude aus meinem Herzen verschwunden. Sie fehlte mir überall. Ich hatte ihr längst im Herzen verziehen, das sich nach ihr sehnte und das Geschehene ihr abbat, als mich die Rücksicht, nicht inkonsequent zu erscheinen, noch abhielt, sie zurück zu holen, die mich nun auch nicht länger hindern soll, meinem Herzen zu genügen. Ich hätt' es heute gethan, wär' mir's nicht um die Fremden. Ihre Rückkehr wird dem ganzen Dorfe ein Fest sein."

„Lassen Sie mich Ihren Boten sein, und noch in diesem Augenblick!" rief Eisener, und eh' der Pastor noch entgegnen

konnte, war er schon aus der Thüre. Es trieb ihn mit solcher Hast dem Dörfchen zu, wo es sich entscheiden sollte, war er der glücklichste, war er der unglücklichste aller Menschen, daß er den Gedanken, dahin zu fahren, auf welchen den Vorübereilenden der Anblick seines Wagens brachte, abwies, weil ihm in diesem Augenblicke den Wagen zu besteigen, dem Kutscher zu sagen, wohin er fahren solle, Dinge von unendlicher Umständlichkeit und Langwierigkeit zu sein schienen.

Marie knieete noch immer voll Bekümmernis und Reue an dem Bette ihres schönen Georgs. Der Vollmond, der durch das kleine Fenster auf Mutter und Kind fiel, ließ Marien den hastig eintretenden Eisener nicht gleich erkennen. Der ungewisse ernste Blick, mit dem sie aufstehend nach ihm hinsah, gab der hohen, mondbeleuchteten Gestalt etwas Feierliches und dabei Kaltes, das ihn auf der Schwelle festbannte und die geflügelten Worte der Leidenschaft von den geöffneten Lippen in die Brust zurückschreckte. Kaum, daß er mit halben Worten sein Hereinstürmen zu entschuldigen vermochte.

Seine Ängstlichkeit und Verlegenheit teilte sich ihr mit, die ihn nun erkannte. Sie lud ihn ein, sich zu setzen. Er setzte sich stumm; sie saß ihm ebenso stumm ganz nahe gegenüber in der kleinen Stube.

„Sie kennen mich noch?" fragte er endlich verlegen. „Gewiß", sagte sie freundlich; „heute aber kannten Sie mich nicht." „Ich glaubte Sie tot", entgegnete Eisener, „aber ich wurde irr; solche Ähnlichkeit, und sogar das Rosakleid, das ich an Ihnen kannte, das Sie an jenem schönen Morgen trugen. Jenes Morgens dacht' ich jeden Tag." Marie sagte: „Jenen Morgen kann ich auch nicht vergessen. Es war alles noch so still, so feierlich; die Gäste schliefen alle noch. Mir war's nie so zu Mute gewesen; mir war's an jenem Morgen, als wär' alles mein voriges Leben nur ein Träumen gewesen, und nun gehe erst das Leben an; ich kam mir vor, als sei ich plötzlich größer geworden und sei nun erst kein Kind mehr. Jenes Rosakleid ist's nun freilich nicht

mehr; aber seit jenem Morgen bin ich der schönen Farbe doppelt gut geworden." Sie wollte, auf des Knaben Röckchen zeigend, hinzusetzen: „Das ist von jenem Kleide noch", aber eine eigne Scham hielt sie ab, gegen Eisenern des Knaben zu erwähnen. „Aber Sie sind wohl krank", unterbrach sie sich, da sie ihn noch bleicher werden sah. „Nein", sagte Eisener, „ich bin sehr schnell gegangen; solche kleine Anwandlungen gehen schnell vorüber. Weil ich Sie gestorben glaubte, bin ich krank geworden; nun ich weiß, daß Sie leben, muß ich ja wieder gesund werden."

Er faßte ihre Hand. Sie erschrak. Seine Hände waren sehr kalt. Er sagte: „Ich glaube, hätt' ich ein Glas frisches Wasser, mir würde besser."

Marie eilte, das Gewünschte herbeizuholen.

„Das wäre eigen", sagte Eisener matt vor sich hin, „wenn ich jetzt sterben müßte vor Freuden, wenn ich erführe, daß sie mich liebte, daß der schöne Knabe —" ihn ergriff eine Sehnsucht, das Kind zu betrachten, zu liebkosen — die Wonne wurde dem Angegriffenen vor Übermaß zur Angst, dacht' er sich das Kind als das seine, sich so plötzlich, so unerwartet in dem Besitz von Gütern, auf die er noch gestern für immer verzichtet. Er wankte nach dem Bettchen zu, bog sich über den wunderschönen Knaben hin, sah das kleine Mal an dem Ärmchen, dessen weiter Ärmel durch eine Bewegung im Schlafe sich zurückgeschoben hatte, und brach über dem Bettchen ohnmächtig zusammen.

Marie, die mit dem Wasser hereintrat, kam eben noch zeitig genug, die Gefährlichkeit des Falles zu verhüten. Sie setzte sich neben ihn auf den Boden, hielt ihn in ihren Armen; sein Kopf ruhte an ihrer Brust. Ihr totenbleiches Gesicht hatte sie über das seine gebeugt, und sie wiederholte nur immer die dringlichen Worte: „Ach Gott, Herr Eisener, so sterben Sie doch nicht!" als meine sie, er könn' es ihr nicht zuleide thun, zu sterben, wenn sie ihn nur recht herzlich darum bitte.

Er schlug seine Augen wieder auf und fragte: „Bist du's

denn auch, Marie? Und bist du mir denn gut?" Sie schwieg und bückte sich in schamhafter Verlegenheit so nah' auf ihn, daß sie einander nicht sehen konnten. Aber er fühlte ihre Thränen auf seinen Wangen; er fühlte, daß sie heftig zitterte.

Sie half ihm aufstehen, ohne ihm in die Augen zu sehen, und führte ihn an ihr Bette, damit er ruhen könnte. Der Knabe wurde unruhig; sie nahm ihn auf die Arme und trug ihn leise singend und in den zitternden Armen wiegend von dem Bettchen nach dem Fenster und wieder zurück. Es war ihr immer, als müsse sie, wie in ihren Träumen, den Knaben zu Eisenern tragen, und doch hatte sie den Mut nicht, es zu thun.

„Marie", sagte Eisener, „verzeihst du mir denn? Ich habe gebüßt drei schwere Jahre lang." Sie verstand ihn nicht. Er warf den Rock ab, schob den Hemdenärmel zurück und zeigte ihr das Mal, das er auf dem Arme trug, auf derselben Stelle und von derselben Gestalt wie der kleine Georg. „Siehst du, Marie, dein Georg ist auch mein Georg, und ich bin sein und dein." Die glückliche Marie verstand ihn nur mit dem Herzen.

In diesem Augenblicke that sich die kleine Thür auf, und herein traten der Pastor und Breitung mit dem alten Eisener und Ritter, die der Pastor, ihrem und dem eigenen Andringen folgend, hierher geführt hatte, wo sie nach seiner Erzählung den Sohn und Freund zu finden wußten.

Ästhetisches.

Einleitung des Herausgebers.

Schon in Ludwigs Jugendzeit kann man ein beständiges Nebeneinanderhergehen von dichterischer Produktion und ästhetisch-kritischer Reflexion beobachten, und da er fast immer mit der Feder in der Hand dichtete und dachte, so fand sich schließlich in seinem Nachlaß eine beinahe unübersehbare Masse handschriftlicher Aufzeichnungen über die verschiedensten ästhetischen Probleme vermischt mit zahlreichen poetischen Entwürfen und Skizzen vor, deren Entzifferung, Sichtung und zuverlässige Herausgabe trotz mehrfacher Versuche immer noch ein schweres Stück Arbeit für die zukünftige Litteraturforschung bedeutet.

Über jedes Gebiet der poetischen Praxis, das er anbaute, suchte der Dichter sich auch tiefgehende theoretische Aufklärung zu verschaffen, und seltsamerweise waren seine Studien gerade dann am intensivsten, nachdem er in irgend einer Gattung Bedeutendes geleistet hatte. So setzt die Hauptepoche seiner dramaturgischen Forschungen nach Vollendung des „Erbförster" und der „Makkabäer" ein, und seine „Romanstudien" schrieb er in direktem Anschluß an die Abfassung seiner beiden berühmtesten Erzählungen, also Ende der fünfziger Jahre.

Den Grundstock des im Weimarer „Goethe-Archiv" aufbewahrten Nachlasses bilden außer den zwei zu einem Band vereinigten Heften „Romanstudien" sechs Hefte „Shakespearestudien" in vier Bänden.[1] Die bisherigen Herausgeber, Moritz Heydrich und Adolf Stern, haben sich beide mit einer verhältnismäßig kleinen Auswahl begnügt; der eine hat, um das biographische Bild des Freundes zu vervollständigen, die

[1] Heft 1 (= Bd. I) enthält nach Heydrichs Datierung die Aufzeichnungen von 1851—55, Heft 2 (mit Heft 3 zu Bd. II vereinigt) die von 1855—56, Heft 3 (= Bd. III) die von 1857—58, Heft 4 die von 1858—60, Heft 5 (= Bd. IV) die von 1860—65 und Heft 6 (Bd. IV beigelegt) die letzten Niederschriften auf dem Sterbebett.

chronologische Reihenfolge der Aufzeichnungen beibehalten, der andere hat den Stoff nach inhaltlichen Gesichtspunkten systematisch geordnet und dadurch ohne Zweifel die praktische Nutzbarmachung von Ludwigs Resultaten wesentlich erleichtert.

Die Schwierigkeiten jeder Herausgabe liegen in dem Umstand begründet, daß der Verfasser selbst bei der Niederschrift seiner Studien ursprünglich gar nicht an eine Veröffentlichung gedacht hat. Die Form ist durchweg die tagebuchartiger Notizen: Ludwig gibt sich von allen seinen Reflexionen, so wie sie ihm gerade in den Sinn kamen, auf dem Papier Rechenschaft, und auch für den heutigen Leser sind darum die „Studien" in erster Linie wertvoll als fortlaufende authentische Dokumente für seine künstlerische Entwickelung. Er hat darin nie den Zusammenhang mit der eigenen poetischen Praxis verloren, und wenn er auch schließlich ganz in Shakespeare aufging, so war es doch nicht die selbstlose Hingabe des wissenschaftlichen Forschers, sondern vielmehr ein persönlich intimes Verhältnis, eine tiefgehende Wesensgemeinschaft, die ihn mit dem großen Briten verband. „Noch in unserer letzten Gesprächsstunde", erzählt Heydrich, also kurz vor seinem Tode, „sprach es Ludwig mit tief ergreifender schlichter Innigkeit aus, daß kein Dichter, auch im Leiden, ihn so gestärkt und befestigt habe, wie Shakespeare, daß er ihm noch weit mehr als Läuterung seiner künstlerischen Anschauung zu verdanken habe."

Aber auch für sich betrachtet liefern Ludwigs „Studien" die wertvollsten Einsichten in die Shakespearesche Kunst, Einsichten, wie sie eben nur einer kongenialen Dichternatur verliehen sind, und man hat sie mit Recht als Markstein deutscher Dramaturgie Lessings kritischen Werken an die Seite gestellt.

Fremde Einflüsse lassen sich in Ludwigs „Studien" nur selten nachweisen. Ihre Hauptquelle blieb vom ersten bis zum letzten Augenblick sein eigenes künstlerisches Empfinden. Vor den philosophischen Schulsystemen der Ästhetik, die damals in Blüte standen, wurde er nicht müde zu warnen, da er ihnen einen großen Teil der Schuld an den traurigen Zuständen der dramatischen Kunst jener Jahre beimessen mußte. Als seine Lieblingsbücher erwähnt er dagegen immer wieder die aus der lebensvollen Praxis hervorgegangenen Werke Eduard Devrients, besonders seine „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (Leipzig 1848 ff.) und das epochemachende Buch über „Shakespeare" von Gottfried Gervinus (Leipzig 1849 ff.).

Im großen und ganzen bedeuten Ludwigs „Studien“ eine Fortsetzung und Weiterführung der dramaturgischen Arbeiten Lessings, an den er in sehr viel wichtigen Punkten direkt angeknüpft hat.

Auch seine Methode ist der des Hamburger Dramaturgen nahe verwandt. Auch Ludwig gibt keine abgeschlossenen Resultate in systematischer, deduktiver Darstellung, wie sie bei den Schuläſthetikern seiner Zeit in Übung war, sondern er fixiert in der sich unmittelbar an die Reflexion anschließenden Niederschrift den Entstehungsprozeß seiner Gedanken. „Er verfährt analytisch, nicht synthetisch“, sagt Heydrich, „induktiv, von den Thatsachen aus die Gesetze findend, nicht deduktiv... Man beobachtet ihn unmittelbar in seinem Selbstgespräche, auf dem Wege seines Suchens und Forschens, ganz wie bei Lessing, der ja auch systematisch abgeschlossene Darstellung nicht liebte, weil sie seiner Natur widerstrebte.“

Ohne Zweifel hätte Ludwig auch für den Zweck der Veröffentlichung eine ähnlich künstlerisch freie Form gewählt und wahrscheinlich nur eine bessere Anordnung der Stoffmassen getroffen. Einen kleinen Versuch in dieser Richtung hat er selbst gemacht in dem von uns an erster Stelle mitgeteilten Fragment „Die dramatischen Aufgaben der Zeit. Mein Wille und mein Weg“, oder, wie es Heydrich betitelt: „Andeutungen über Philosophie und Dichtung. Antikes und modernes Drama.“ Von den Freunden immer wieder gedrängt, wenigstens einen Teil seiner theoretischen Arbeiten herauszugeben, stellte er Ende der fünfziger Jahre in jenem Aufsatz einige Hauptpunkte seines Programms für die „Grenzboten“ zusammen, sah aber schließlich doch von der Veröffentlichung ab, und so ist bei seinen Lebzeiten, abgesehen von einer Theaterrecension aus der ersten Leipziger Zeit, überhaupt nichts Kritisches von Ludwig erschienen. Die „Andeutungen“ waren, wie Heydrich berichtet, „nicht in den ‚Studien‘, sondern mehrmals umgeschrieben auf einzelnen Blättern aus jener Zeit (1857—58) entworfen“, und aus ihnen hat sie Heydrich, der erste Herausgeber, zusammengestellt.

Der im folgenden abgedruckte Abschnitt aus den „Romanstudien“ steht am Eingang derselben und ist von uns getreu nach der Fassung des Originalmanuskripts wiedergegeben.

Das dritte Stück ist das berühmte Selbstbekenntnis Ludwigs über die Art seines poetischen Schaffens, das zuerst von Gustav Freytag in der Einleitung zu den „Gesammelten Schriften“ (Berlin, Janke) veröffentlicht und mit eingehendem Kommentar versehen worden ist.

Sofort nach ihrem Erscheinen in den von Moritz Heydrich herausgegebenen „Nachlaßschriften Otto Ludwigs" (Leipzig 1874) haben die „Shakespearestudien" das größte Aufsehen erregt, und wenn auch einzelne Abschnitte, so besonders die heftigen Angriffe auf Schillers Kunstbehandlung, vielseitigem Widerspruch begegneten, waren sich doch alle Parteien über die grundlegende Bedeutung des Werkes einig. So schrieb, um einem Zeitgenossen das Wort zu geben, z. B. Albert Lindner in der „Nationalzeitung": „Ludwigs Werk wird allen unentbehrlich sein, es klärt in Shakespeare Seiten auf, um die sich bisher die philosophisch-kritische und die philosophisch-ästhetische Behandlung noch wenig gekümmert hat, d. h. das Geheimnis der dramatischen Komposition und Technik Shakespeares. — Welch eine genialische Kraft zeigt sich auch in diesen Forschungen! Wie kurz und schlagend stellt Ludwig Sätze hin, die ganze Lehrbücher vertreten. Es ist das unmittelbare Auge des Genius, es ist das unbeirrte Auge des Kindes, welches zugreift und die Perle im Haufen gefunden hat. — Was hier in der aphoristischen Form eines Tagebuches gegeben ist, wird für die dramaturgische Kritik eines kommenden Geschlechts trotz allen Zeterns des jetzigen der Stützpunkt werden."

Aus den Shakespearestudien.

Die dramatischen Aufgaben der Zeit.

Mein Wille und Weg.

Durch die philosophischen Schulsysteme wird das Naturtalent des Dichters beirrt, es hat keinen Nutzen von solcher Lektüre, es muß seine konkrete Richtung verlieren. Besser, man geht von der greifbaren Wirklichkeit aus. Ich gehe von keiner Philosophie aus, denn die, auf welche ich meine Untersuchungen gründen wollte, könnte aus der Mode kommen, ehe ich fertig werde. Ich gehe von der menschlichen Natur aus.

Meine Beschäftigung mit Shakespeare ging lediglich aus dem Triebe hervor, als ausübender Künstler von ihm zu lernen; vom Standpunkte des Ethikers oder des ästhetischen Philosophen ihn zu betrachten, dazu entging mir mit dem Berufe der Wille. Ich betrachte seine Werke nach der technischen Seite. Jede Kunst schließt ein Handwerk in sich ein; das Handwerk der Kunst nenne ich den Teil derselben, der gelehrt und gelernt werden kann; wo das Handwerk aufhört, da beginnt erst die eigentliche Kunst. Gar mancher oft nicht schlecht Begabte bleibt lebenslang im dramatischen Handwerk stecken; gleichwohl führt der Weg zur künstlerischen Vollendung durch seine Werkstätte, und die glänzendsten Geister haben ihre Verachtung des Handwerkes durch die Unvollkommenheiten ihrer Kunstwerke bezahlen müssen. Der ausübende Künstler sollte daher die dramatische Kunst zunächst

von keinem anderen Gesichtspunkte als von dem des Handwerkslehrlings ins Auge fassen.

Unter allen Künstlern, die ich kenne, ist am schwersten bei Shakespeare das Handwerk von der Kunst zu trennen, weil sein Schaffen ein vollkommen organisches ist. Um die Gründe für das Kleinste seiner äußeren Form zu finden, muß man ihn als Künstler, nicht als Philosoph betrachten. Betrachtet man die dramatische Kunst vom Standpunkte des philosophischen Ästhetikers, so fehlen in der deutschen Litteratur sehr tüchtige Führer nicht. Doch möchte ich nicht dazu raten, wenigstens nicht, ehe man des Handwerkes vollständig gewiß ist, praktisch wie theoretisch. Wer die dramatische Litteratur der neueren Zeit in Deutschland ins Auge faßt, wird dem üblen Einflusse des zu zeitigen philosophischen Studiums überall begegnen in dem qualitativ und quantitativ ungeheuren Übergewichte der Intentionen über das künstlerische Handwerk. Die Luft schwirrt von Seelen, die keinen Leib finden. Die ungeheuersten Aufgaben, neben völliger Unkenntnis der allerersten und einfachsten Mittel zur Ausführung auch der leichtesten dramatischen Aufgabe. Der feine Duft ist die letzte Hand der Künstlerin Natur an der Pflaume; wir beginnen die Schöpfung der Pflaume mit dem Dufte; wir fangen den Bau eines Turmes von der Spitze an. Ich glaube, nicht allein für den Künstler, für den Menschen überhaupt ist es kein Glück, wenn er zu früh an das Studium der Philosophie herantritt, wenn er die Dinge früher durch das Glas der Abstraktion, als durch das natürliche Auge kennen lernt; ich verkenne keineswegs den hohen Wert der Philosophie, nur meine ich, sie sollte der Schlußstein, und nicht der Anfang unserer Bildung sein. Für den Künstler ist der Nachteil ein doppelter, dessen beste Stärke im natürlichen Auge liegt. Es ist bekannt, daß bei Sängern die Ausbildung der Gesangswerkzeuge unter der gleichzeitigen Übung der Sprachwerkzeuge leidet; ähnlich schadet die Übung der philosophischen Abstraktion der Ausbildung der künstlerischen, die innerhalb der Anschauung vollzogen werden muß, während jene

die Anschauung hinter sich läßt. Klagt doch selbst unser großer Schiller, daß er, wo er dichten wollte, unbewußt ins Philosophieren geraten, und umgekehrt.[1]

In der philosophischen Betrachtung wohnt im Gedanken beisammen, was sich im Raume feindlich abstößt; sie kann verbinden, was die Kunst, ihr folgend, nur mechanisch zu verzapfen vermag; sie kann aus den heterogensten Erscheinungen ein Ideal bilden, weil sie von aller endlichen Bedingung zu abstrahieren vermag, ein Ideal, welches, poetisch nachgeschaffen, da die reale Erscheinung von ihren Bedingungen nicht zu trennen ist, zur Schattengestalt, zum Undinge wird. Die Philosophie nimmt, bei ihrer Betrachtung eines poetischen Kunstwerkes, von diesem, was sie handhaben kann, die direkt ausgesprochenen Gedanken; sie muß, was der Dichter den Sinnen zeigt, und was er unmittelbar zum Gefühle spricht, in Gedanken des Geistes übersetzen, wobei, wie bei allen Übersetzungen, oft das Beste verloren geht, nämlich das, was die Poesie zur Poesie macht, was ihr Denken und Schaffen von dem Denken, von der Spekulation der Philosophie unterscheidet. Der dramatischen Poesie ist die Gestalt und ihre Bewegung, das poetisch und schauspielerisch Überzeugende dieser Gestalt, die Leidenschaft wichtiger; dies übersetzt der Philosoph in die Idee einseitiger Berechtigungen und macht das, was dem Dichter das Mittel war, in seiner Betrachtung zum Zwecke. Untersucht der philosophische Geist die poetischen Erfordernisse, wie die des Erhabenen und Tragischen, so wird der ihm eigene Gang der Untersuchung ihn von Stufe zu Stufe zum Geistigen, Abstrakten hinaustreiben, unbekümmert, ob die Poesie, wenn sie Poesie bleiben will, ihm folgen kann; wo ihr die Lebensluft aus-

[1] Vgl. zum Beispiel Schillers Äußerung an Goethe in seinem Brief vom 31. August 1794: „Gewöhnlich übereilte mich (in früheren Jahren) der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los."

geht, da fängt der Philosoph erst kräftig zu atmen an; wie ihr wohl war, wo er sich beengt fühlen mußte. In der That ist das Aufsteigen im Philosophischen ein Absteigen im poetischen Genügen; je näher der Erde, den dunklen Mächten des Instinktes, die keine Frage thun nach ihrem Warum, desto gewaltiger wächst ihre wunderbare Gestalt, desto fester steht ihr Fuß; ihre Natur ist Gebundenheit, seine — Freiheit; je einträchtiger die gezwungene Ehe, desto entfremdeter sind die Gatten ihrer eigenen Natur.

Die Philosophie hat das unzweifelhafte Recht, den philosophischen Inhalt jeder Wissenschaft und Kunst, und so auch den der Poesie und ihrer Erzeugnisse, philosophisch zu erörtern; aber der junge Dichter, der sie bei diesem Geschäfte längere Zeit begleitet, kann leicht vergessen, daß sie die Poesie und ihre Werke nur philosophisch betrachten, aber nicht künstlerisch beurteilen, und noch weit weniger selbst künstlerisch schaffen zu lehren vermag; und je geringer sein poetisches Talent ist, desto stärker wird der Einfluß der gewohnten philosophischen Betrachtungsweise auf ihn wirken, auch beim poetischen Schaffen ihren Weg zu gehen, welcher der Richtung, die der Dichter einschlagen muß, geradezu entgegengesetzt ist. Er wird zum Zwecke machen, was ihm nur Mittel sein sollte; er wird sein Gedicht nicht als Dichter denken, sondern als Philosoph; nun wird seine Aufgabe so schwer als undankbar; er hat eine abstrakte Einheit in konkrete Mannigfaltigkeit, Gedanken in Anschauungen, in Gefühle und Sinnesempfindungen, Ideen in Leidenschaften, einseitige Berechtigungen in geschlossene, ganze Menschencharaktere zu übersetzen, wobei im besten Falle immer ein ansehnlicher Bruch übrig bleiben wird. Es ist leicht, Gerste in Spiritus zu verwandeln, aber er soll nun Spiritus wiederum auf Körner zurückführen; im besten Falle wird seine Arbeit eine dichterisch eingekleidete philosophische Absicht, aber kein Gedicht, im schlimmeren Falle ein lyrisch-rhetorisches Rechten zwischen Gesichtspunkten, ein dialektischer Kampf von Schattengestalten; die Menschen werden philosophisch-abstrakte Gedanken, sie denken und reden philosophisch-abstrakte Gedanken

des Dichters. Von allem dem, was er wissen will, wird er wenig oder nichts von den philosophischen Ästhetikern erfahren; ihre Werke werden dem schaffenden Künstler mehr schaden als nützen. Er muß von der unmittelbaren Anschauung der Wirklichkeit ausgehen.

Wer die deutsche Litteratur, und besonders die dramatische, seit kurz vor dem Beginne dieses Jahrhunderts, mit unverblendeten Augen ansieht, der muß zugestehen, daß die Gefahr, von der ich rede, die Gefahr des Einflusses der philosophischen Betrachtungsweise auf das poetische Schaffen, keine bloße Möglichkeit, noch weniger ein bloßes Wahngebilde der vorausgreifenden Furcht ist, er muß zugeben, daß sie schon eingetroffen ist, und nicht erst jetzt, er muß beklagen, daß schon mit der Knospe unserer neuesten Litteraturblüte der Wurm entstand und mit der Blume zunahm, die nun durch seine Schuld blätterlos steht. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Geist der lyrischen Dichtung am wenigsten dabei zu Schaden kam; denn in ihr will und soll der Dichter ja nur seine eigenen Gedanken und Gefühle geben; er hat besonders in Goethe und Schiller Blüten getrieben, die, unverwelklich, aller Zeit trotzen werden, von keinen anderen übertroffen; ich sage, der lyrische Geist, nicht bloß die lyrische Gattung, denn viele der besten seiner Leistungen finden wir, wo man sie nicht suchen sollte — im Drama. Und dem Drama mußte jener Einfluß vor allem Schaden bringen, da in ihm die Poesie am meisten Poesie, am meisten unmittelbare Anschauung, sinnlich-begrenzte Darstellung sein muß. Denn die Gestalten der anderen Gattungen haben zum Stoffe und zum Schauplatz den unendlich dehnbaren inneren Sinn, zum Maßstabe lediglich die Phantasie; die Gestalten des Dramas werden von wirklichen Menschen reproduziert, und gemessen von den unbestechlichen äußeren Sinnen, vom Auge und Ohre.

Noch eines durch seine Nachteile wichtigen Einflusses, der das deutsche Drama berührte, ist hier zu gedenken. Er kam von den alten griechischen Tragikern. Den zwei ältesten von ihnen

drohte nichts von jener Gefahr. Ihre Zeit und Nation hatte noch nicht die Nabelschnur der Natur durchschnitten; ihre Bildung — und wer möchte diese ihnen absprechen! — war eine wesentlich poetische und künstlerische, und keine philosophische, wie die Bildung unserer Tage. Unter mancher Entstellung der Natur durch willkürliche Konventionen hatten wir Poesie und Bildung verloren; nach beiden ging in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Streben der Deutschen; die damals aufblühende Philosophie bot ihre Hülfe zu beidem, und es ist begreiflich genug, wie, an das Schicksal des Pferdes in der Fabel erinnernd, das den Menschen gegen den Hirsch zu Hülfe rief, der Helfer zum Herrscher werden konnte. Es war eine Ahnung dieses Ausganges, daß wir uns zugleich zu jenen Alten wandten, um bei ihnen die Poesie zu suchen, die uns fehlte, und die urwüchsig aus uns selbst zu entwickeln wir weder unserer Zeit noch unserem Volkscharakter die notwendigen Bedingungen zutrauten. Indem wir aber Zugeständnisse ohne die Nötigungen, welche dieselben rechtfertigten, mit aufnahmen, so gesellten wir zum ersten den zweiten Fehler, und unser Drama mußte jenen zweideutigen Gewinn für das ganze Feld der Poesie mit doppeltem Nachteile auf seinem besonderen Gebiete bezahlen.

Die griechische Tragödie stellt Heroen dar, ein Geschlecht, an Schönheit und Größe über den Menschen, welche sie spielten, und welche die Zuschauer des Spieles waren. Diese Mängel der Spieler vor der äußeren Anschauung auszugleichen, wandte man Maske und Kothurn an. Wir Neueren können den Gebrauch der Maske nicht begreifen; uns wiegt die Individualität schwerer, deren Ausdruck das Gesicht ist; während dieses der generischen Anschauungsweise der Griechen ein Körperteil war, wie ein anderer auch, und ihnen mehr an der Harmonie desselben mit den übrigen lag, als an einem überwiegenden Vortreten desselben. Der Kothurn ist, selbst wenn wir uns in die Anschauungsweise der Griechen zu versetzen suchen, ja aus der Anschauungsweise jener Alten heraus uns noch unverständlicher; denn die künst=

liche Verlängerung des unteren Beines mußte die Harmonie des Gliederbaues aufheben und durch die Gewänder hindurch beim Schreiten das Knie zu hoch erscheinen lassen, ein Übelstand, den ihr feines Gefühl an einer Bildsäule gewiß nicht ertrug.

Man nahm nun die feierliche Allgemeinheit und Gemessenheit, den mehr lyrischen Pomp und Nachdruck der Reden, wie er der übermenschlichen Gestalt und Schönheit von Heroen und dem bewegungslosen Gesichte angemessen war, in ein Drama herüber, dessen Personen Menschen waren, und dessen Darsteller ihr eigenes lebendiges, nacktes Gesicht trugen. Die philosophische Betrachtung kann ihrer Natur nach nicht auf solche Umstände der Anschauung eingehen, aber wer Sinne hat, deren Schärfe noch nicht durch die Gewohnheit gelitten hat, sich nach innen zu richten, wenn etwas außer ihnen zur Kenntnisnahme auffordert, d. h. zu reflektieren, wenn es scharf zu sehen gilt, die Augen zuzumachen, wo es gilt, sie offen zu machen, der wird zugeben müssen, daß der Gebrauch der Maske, und was durch die Notwendigkeit der sinnlichen Übereinstimmung aller Teile der poetischen Wahrheit aus demselben für das griechische Drama folgte, eben eines der vornehmsten, unterscheidendsten Merkmale des antiken und modernen Dramas und zugleich einer der Gründe sei, warum das letztere sich hüten muß, von jenem zu entlehnen.

Wem das eben Gesagte nicht einleuchten sollte, der denke sich oder sehe, wenn er es sonst kann, ein Stück von Sophokles auf dem modernen Theater. Wenn der Schauspieler nicht unnötige, dem Ton, Rhythmus und Inhalt seiner Reden widersprechende mimische Künste anwenden will, so wird momentan sein lebendiges Gesicht zur Maske, seine Gestalt zur Statue erstarren müssen, ein mindestens ebenso unschöner Anblick als eine Statue, der man durch Farbe und Beleuchtung den ganzen vollen Anschein des wirklichen Lebens leihen könnte, nur dieses selbst nicht; wirkliches Leben, das den Schein des Unbelebten sich ankünstelt. Man denke sich Hamlet oder die Gräfin Orsina — in Masken gespielt!

Es ist ein thörichter Versuch, das altgriechische Drama ganz

wiederherstellen oder auch nur teilweise es in unser modernes deutsches hineinbauen zu wollen, jenes Drama, das eben darum so vollkommen erscheint, weil es nichts von anderen äußerlich entlehnt, sondern so ganz und gar bis in die äußersten Wipfel hinauf mit seiner Wurzel Eines war; oder daß wir endlich auf den Einfall geraten könnten, in unserem Drama ein Ragout von dem Schmause aller Zeiten, Nationen und Gattungen chemisch zusammenzubrauen. Im Gegenteile müssen wir ein Drama suchen, welches unser sei, wie das griechische für die Griechen war; ein Drama, lediglich aus seinen Bedingungen entwickelt, nicht wie diese irgendwo, irgendeinst waren, oder endlich zu aller Zeit im Äther sein könnten, sondern wie sie in der Natur der Gattung, unserer Zeit und unserer Volkstümlichkeit gegeben, wirklich sein können und wirklich sind; als Gattung einer Poesie, die selbst nicht aus dem flüchtigen Tage, sondern aus dem Großen und Ganzen unseres wirklichen Lebens organisch hervorgegangen ist.

Den späteren in ähnlicher Weise auf unser Drama schädlich wirkenden Einfluß Calderons übergehe ich, weil er wenigstens die großen Männer nicht berührte, die wir, wie sie als große Denker und Dichter und als Bildner der Nation die Heiligenbilder unserer Verehrung sind, gern auch als Wegweiser und Muster alles unseres poetischen Schaffens aufrichten möchten. Nur hindeuten will ich noch auf unser Studium des größten Epikers aller Zeiten, des alten Homer, welches uns verleitete, auch rein epische Schönheiten in unser Drama aufzunehmen und es zum Orte machen zu helfen, wo zu seinem Nachteile die Reize aller Dichtungsarten aller Jahrhunderte sich ein verwirrtes und verwirrendes Rendezvous gaben.

Durch alles das entstand bei uns die Lehre vom abstrakten Kunstwerke, in welchem nicht der Geist, sondern die zufällige äußere Form entschied, ob es für lyrisch, episch oder dramatisch gelten sollte. So erhielten wir Gedichte, in denen eine Handlung nicht dargestellt, sondern dialektisch erörtert, lyrisch durchempfunden und episch geschildert wurde, sogenannte Litteratur-

dramen. Die Wechselwirkung zwischen Schauspieler und Publikum hatte sie nicht erst fertig zu machen, und da die Aufführung dem Kunstwerke nicht zu nützen vermochte, so konnte sie natürlich nur schaden, und so war es nur folgerichtig, wenn man sie als eine Art Verunreinigung und Entweihung des Kunstwerkes ansah und es dem Dichter übelnahm, wenn er bei der Arbeit an die Aufführung gedacht zu haben und somit die Absicht zu verraten schien, sein eigenes Kind der Schändung zu verkaufen. Diese Folgerichtigkeit hatte eine andere Schule nicht für sich, welche das sogenannte Bühnengerechte mit dem poetischen Kunstwerke mechanisch verbinden wollte, d. h. deren Grundsatz es war, das Poetische und das sogenannte Bühnengerechte abwechseln oder im besten Falle gleichgültig nebeneinander hergehen zu lassen; denn in der einen Meinung waren sie und alle übrigen Richtungen unseres dramatischen Schaffens einverstanden, daß beides, das Poetische und das Bühnengerechte, durchaus verschiedene, ja wohl in manchen Fällen geradezu widersprechende Dinge seien. Gleichwohl hatten wir auf unseren Bühnen fast täglich den thatsächlichen Beweis vor Augen, daß poetische und theatralische Wirkung nicht nur Hand in Hand gehen, nein, daß sie völlig eins sein können. Und dies Vorbild, wenn nicht aus unserer Nation im engeren Sinne, doch aus demselben Volksstamme und fast aus denselben klimatischen und sprachlichen Bedingungen hervorgegangen, in Gesinnung und Religion und Bildung uns unendlich näher stehend als der unumwölkte Himmel jenes in Raum und Zeit durch unaussprechliche Kluft von uns geschiedenen Hellas, hatten alle Klassen der Nation mit einer Begeisterung begrüßt, die das innere Bedürfnis bewies; während das von den Griechen und Romanen Entlehnte wie eine Art vornehmer Luxus nur allmählich und zuerst nur bei den Gelehrten und durch ihre Bildung dem nationalen Charakter bereits Entfremdeteren Eingang fand. Und der Mann — unser Stolz, daß er ein Deutscher war —, der zuerst und mit dem größten Nachdrucke auf dies stammverwandte Muster zeigte, hatte nicht allein

als ausübender Künstler in seinen Dramen, sondern auch als Kritiker in seiner Hamburgischen Dramaturgie für den Aufmerksamen Wege genug gebahnt, zum Verständnisse dessen, worauf es hier vor allem ankam, vorzudringen. Er hatte gezeigt, daß die Poesie, die der Theaterwirkung fremd oder gar mit ihr unverträglich, eben keine dramatische war, und daß das echte Bühnengerechte eben nichts anderes sei als die natürliche Gestalt der dramatischen Poesie — das echte Bühnengerechte; denn auch das wies er bereits nach, daß es auch ein falsches gebe, bestehe es nun in bloß äußerlichem Schmucke der Szene für das Auge, in volltönender lyrischer Rhetorik für das Ohr, in einem bloß dichterischen Effekte, wo vorübergehend oder schlimmer gar für die Dauer des ganzen Stückes der Schauspieler zum bloßen Deklamator wird, oder endlich in willkürlich eingelegten schauspielerischen Effekten, in denen der Schauspieler sich eigenmächtig losmacht von der Hand des Dichters, um auf Kosten des Ganzen zu wirken. Was Lessing fehlte, war das tiefere Verständnis des Tragischen beim Shakespeare, welches wir bei Goethe wiederum in Betrachtung durchdrungen, aber in seinen Dramen einseitig von der gleichfalls dramatischen Bedingung des Schauspielerischen abgelöset finden. Wie die deutsche dramatische Litteratur, besonders in ihren dramatischeren Leistungen gleichsam eine Reproduktion Shakespeares aufweist, wo man nicht bloß in den Grundanschauungen ganzer Werke eine Wiederaufnahme Shakespearescher Gedanken, sondern auch häufig in den wirkungsvollsten Szenen absichtliche Kopieen von Shakespeareschen Szenen deutlich herauserkennt — so hatten ihre Heroen sich in die Eigenschaften geteilt, deren Gesamtbesitz Shakespeare zum dramatischen Dichter macht, sie hatten dieselben aber mit ganz verschiedenartigen, oft unverträglichen Einflüssen von anderswoher versetzt. Diese Vermischung scheint bei unseren großen Dichtern in Weimar zuletzt eine grundsätzliche geworden zu sein. In Schillers Briefen[1] an

[1] Vgl. besonders die Briefe Schillers an Goethe vom Dezember 1797; so heißt es im Brief vom 29. Dezember: „Weil wir einmal die Bedingungen nicht

Goethe finden wir öfters angedeutet, einmal auch nackt ausgesprochen, den Satz: ein Gedicht sei desto poetischer, je weniger streng und vollständig es das Wesen seiner besonderen Gattung ausdrücke. Dies ist schon völlig herausgebildeter Gegensatz zu Lessings Meinung[1], „ein Drama sei ein um so vollkommeneres Gedicht, je mehr es Drama sei; das Drama müsse dramatische Schönheiten haben; was im Epos, im lyrischen Gedichte höchlich zu loben sei, das gereiche, ins Drama verpflanzt, zum gerechten Tadel, denn Schönes sei nur an der rechten Stelle schön". Die neue Meinung siegte, Lessings Einfluß sank in demselben Maße, als er unentbehrlicher wurde; wo er allein helfen konnte, war man seiner am liebsten überhoben; es wurde immer bequemer, geringschätzig auf ihn und seine Bemühungen herabzusehen, als sie zu nutzen und von ihnen zu lernen. Und der thatsächliche Beweis steht heute noch zu erwarten, daß durch Vermischung der Gattungen etwas Poetischeres hervorzubringen sei, als die streng dramatischen Werke Shakespeares sind.

Werfen wir einen Blick auf das geheimnisvolle Wesen, welches das „Bühnengerechte" hieß, auf den Gegenstand der Verachtung der exklusiven Dichter, die Milchkuh der sogenannten Macher, das notwendige Übel für die Männer der Mitte, welches sie gering zu schätzen vorgaben und doch im Schweiße ihres Angesichtes suchten. Seine Gestalt war eine doppelte, je nachdem es einem bereits fertigen „Kunstwerke" nachträglich beigebracht oder einem neu zu fertigenden zu Grunde gelegt wurde, welches letztere dann, weil es mehr äußere Kunstfertigkeit als künstlerisches Vermögen in Anspruch nahm, zum Unterschiede von jenem so-

zusammenbringen können, unter welchen eine jede der beiden Gattungen (Epos und Drama) steht, so sind wir genötigt, sie zu vermischen"; vgl. den Brief vom 26. Juli 1800: „Man muß sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten." An anderen Stellen dagegen hat Schiller auch wieder deutlich auf die Wichtigkeit der Gattungsunterschiede hingewiesen, so z. B. im Brief vom 13. Februar 1798.

[1] Vgl. „Hamburgische Dramaturgie", 79. Stück: „Ein Dichter kann viel gethan und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen; es muß diese vornehmlich haben, und alle andere können den Mangel derselben auf keine Weise ersetzen."

genannten Kunstwerke wohl ein Kunststück zu heißen verdiente. Es bestand aus einzelnen Handwerkskniffen, die weder organischen Zusammenhang untereinander, noch zum Gegenstande eine notwendige Beziehung ansprachen, meist von alleräußerlichster Art; ihre Anwendung verlangte weniger Kühnheit als stumpfe Gleichgültigkeit gegen alle edleren Anforderungen von Geschmack und Bildung; ein wirklich poetischer Geist und eine edle Natur waren die größten Hindernisse des Gelingens. Auch wirkliche dramatische Kunstwerke, die für die Aufführung gedacht sind, müssen es sich gefallen lassen, noch einmal für die Bühne eingerichtet zu werden. So die Shakespeares. Man mißverstehe mich nicht dahin, als erklärte ich mich gegen alles und jedes Streichen bei Shakespeare; ich bin nur gegen jenes zweckwidrige Streichen, wodurch der kausale Zusammenhang des Vorganges und die Notwendigkeit seiner Tragik aufgehoben und ein falsches Verhältnis der Teile und ihrer Bedeutung unter sich und für das Ganze hervorgebracht wird. Und nicht allein dies geschieht; wir haben es oft genug erlebt, daß selbst Schauspieler, selbst aus ihren eigenen Rollen Stellen entfernten, welche sie, wenn sie Schauspieler genug waren, ihr eigenes Interesse zu verstehen, vor allen anderen hätten hegen müssen. Leider muß gesagt werden: unter dem vereinten Einflusse der Macher und der exklusiven Dichter haben viele Schauspieler die Natur ihrer Kunst so gänzlich verkennen gelernt, daß sie auch in wirklich dramatischen Gedichten die lohnendsten Schauspieleraufgaben oft gänzlich übersehen, und sie entweder als „undankbar" entfernen oder, was schlimmer, zu lyrisch-rhetorischen Wirkungen verwenden, womit sie gegen des Dichters, des Zuschauers und ihr eigenes Interesse deklamieren, statt zu spielen und darzustellen.

Jede Kunst schließt ein Handwerk in sich, einen Teil, der gelehrt und gelernt werden kann, und über welchen hinaus die eigentliche Kunst erst beginnt. Das Genie bedarf ihrer nicht, auch nicht der Rückführung des Wertes der einzelnen Kunstmittel auf ihr jedesmaliges Verhältnis zum Kunstzwecke; es be-

darf keiner besonderen Vorschrift, denn das ist eben sein Wesen, daß es in einer und derselben Anschauung alle Bedingungen der Gattung und alle nach ihrem relativen Werte umfaßt. Wir aber stehen ohne Ausnahme noch als Lehrlinge und angehende Gesellen des dramatischen Handwerkes vor jenem einzigen Meister der dramatischen Kunst, und dennoch —! — Es ist nicht streng genug zu rügen, in welcher unverantwortlichen Impietät nicht allein die meisten einrichtenden Regisseure, auch die meisten Theaterintendanzen und Direktionen und Personales bis zum geringsten Statisten herab mit Shakespeare verfahren, den sie doch nicht entbehren können. Das elendeste neuere Machwerk hat sich größerer Rücksicht von ihnen zu rühmen als die vortrefflichsten Werke des größten Dramatikers, der fast allein die Würde ihrer Bühnen aufrecht erhalten muß. Man hat eben keine andere Rücksicht, als den eigenen Nutzen, und beschwichtigt, was selbst der Eigennutz, wenn er nicht ohne alle Einsicht ist, an diesem Verfahren tadeln muß, damit, daß „Shakespeare nicht tot zu machen sei". Man kann den Satz ihnen zugeben, denn wahrlich, sie haben alles gethan, was möglich war, die Wahrheit desselben zu erproben. Und da ich den alten königlichen Lear Shakespeare der Kindlichkeit seiner dankbaren Töchter, der deutschen Theater, überlassen muß, so ist freilich zuzugeben, daß äußerliches Schneiden und Zusammendrängen allein gewiß nicht imstande ist, die Wirkungsfähigkeit seiner Dramen vollständig aufzuheben. Denn er hat schon vor der poetischen Ausführung das dramatisch Wirkende seines Stoffes so energisch zusammengedrängt und das Wirkungslose als Wirkungswidriges, denn ein Drittes gibt es nicht, so unerbittlich hinausgewiesen, daß die Schere des Einrichters sich nur an der freien Entfaltung versündigen kann, die der Dichter nach solchem Verfahren der Darstellung seines Vorganges vergönnen durfte, um alle störende Absichtlichkeit der Wirkung zu entfernen. Aber jene dramatische Absicht, in welcher der engste Kern der Fabel schon die dramatische Wirkung des ganzen Stückes im Keime in sich enthält, ist

nicht nachträglich erst in ein Stück, dem dies fehlt, hineinzubringen, am wenigsten hineinzuschneiden; der Einrichter eines sogenannten abstrakten Kunstwerkes, in welchem jener dramatische Keim entweder gänzlich mangelt, oder doch zum dramatischen Baume sich nicht entfaltet hat, muß sich daher begnügen, für die eine große, selbstthätig aus dem Innersten herausdrängende und bis in die äußersten Zweigspitzen schwellende dramatische Wirkung eine Anzahl kleiner, einzelner, äußerlicher einzusetzen. Zunächst nun spitzt er die Aktschlüsse zu, wodurch die Stetigkeit des Ganzen aufgehoben und auf dessen Kosten der einzelne Teil emanzipiert wird; diese Spitzung gerät dadurch, daß das Charakteristische, wenn welches darin vorhanden ist, zurück- und die abstrakte Handlung in den Vordergrund tritt, zu einer mehr lyrischen als dramatischen Steigerung des Momentes; ferner sucht er das Abtreten der Personen entweder durch epigrammatische Zuspitzung oder durch lyrisch-deklamatorisches Anschwellen der Rede herauszuheben, was in der Theatersprache „Abgänge machen" heißt. Der Macher eines solchen neuen Stückes verfährt dann in ähnlicher Weise. Zunächst faßt er ins Auge, „was die Zeit bewegt"[1], so heißen für ihn oft jene kranken Paradoxieen des Denkens und Fühlens, die hervorgegangen aus der Geburtsstätte unserer Kleidermoden, wie diese, erst frappieren, dann unvermeidlich und zuletzt, wenn eine neuere sie verdrängt, um dieselbe kurze Tagesreise zu machen, lächerlich werden; jene Fragen, welche die Geistreichen so aufregend beschäftigen, den Verständigen kaum ein verwundert-mitleidiges Kopfschütteln abnötigen können, jener grillige, äußerste Fransenbesatz am Gewande der Zeit; dabei versteigt er sich auch wohl zu wirklichen Fragen des Jahrhunderts, auf die aber niemand weniger zu antworten geschickt ist, als die Poesie; dann nimmt er prüfend durch, was irgend in der letzten Zeit auf den Brettern Glück gemacht und, leichtverkleidet wiedergebracht, noch einmal dort Glück zu machen verspricht. Aus all

[1] Hieb gegen die jungdeutsche Tendenzdichtung.

diesem letzteren sucht er seinen Stoff zusammen, denn das organische Entwickeln eines Ganzen aus einem einzigen lebensvollen Keime ist seine Sache nicht; von dem ersteren entlehnt er seine Rhetorik, denn das mechanisch zusammengebrachte Werk hat kein eigenes Herz, keinen eigenen Odem; daß es als solches nicht selbst seinen Körper schaffen kann, dies beunruhigt ihn nicht; um so weniger wird es Widerstand leisten, wenn er seine kleinen Theatereffekte hinzubringt, die, ebenfalls zusammengelesen, weder unter sich noch mit der Natur des Stoffes irgendwie in notwendigem Zusammenhange stehen. Nun leimt er seine Aktschlüsse, Abgänge und die unvermeidlichen Reden zwischen diesen großartigen Momenten, entweder zu einer Mausefalle für die geschickt geköderte Neugier, oder er fügt sie zu einer Maschine zusammen, welche die Säfte des Zuschauers durch geschicktes Prickeln nach den Thränendrüsen kitzelt und den sinnlichen Schmerz der Überfüllung derselben nach vier Akten langer, wohlberechneter Steigerung im fünften mit der sinnlichen Lust ihrer Entladung bezahlt. Und selten wird er sich verrechnet haben; denn so angelegentlich, wie irgend einer, der ein Günstling werden will, Launen und Schwächen seines Herrn, hat er Launen und Schwächen des großen Publikums studiert, und weiß, daß auf einen geglückten, auf die Stärken der Menschen angelegten Plan immer drei durch Benutzung ihrer Schwächen gelungene kommen. Von allen diesen Richtungen des sogenannten dramatischen Schaffens unserer Zeit kommen wir immer wieder auf die Frage zurück, von der wir ausgingen, auf die sie alle uns keine genügende Antwort geben können. Wir verlangen von einem dramatischen wie von jedem anderen Kunstwerke, vor allem anderen, daß es ein Organismus sei, daß es an jeder Stelle alle seine Bedingungen und alle in der innigsten Durchdringung in sich habe; bei der abstrakt-poetischen Schule fanden wir, daß sie nur eine Bedingung ihres Daseins organisch durchbilde, die anderen dagegen als ein Fremdes, Störendes von sich weise, bei der akkommodierenden, daß sie die verschiedenen Bedingungen nur mechanisch verbunden enthalte,

bei den Machern endlich, daß sie von einer organischen Verbindung gänzlich absehen und das Kunstwerk lediglich auf dem mechanischen Wege im Kunststücke suchen. Und so bleibt uns denn nichts anderes übrig, als, so gut wir können, selbst die Antwort auf unsere Frage zu suchen.

Die Schwierigkeit, das zu lösen, was ich als Aufgabe fand, hat mich oft an meinem Talente zweifeln gemacht. Doch hat der Gedanke, anderen zu nützen, die ihre Kraft im Ringen mit dem Irrtume noch nicht verzehren mußten, mich beharren lassen. Der jetzige Stand der Dramatik rechtfertigt meine Studien. Ich kam aus einem Schiffbruche; die noch übrige Kraft setzte ich daran ohne Studium; ich fand Freunde, Ermunterer, vor allem in Ed. Devrient.[1] Ich mußte der Kritik in vielem recht geben, in anderem, was sie nicht berührte, fand ich selbst Zweifel. Die Art der Kritik belehrte mich nicht. Die Not unserer Bildung ist nicht die Armut, sondern der Reichtum. Wir haben überall genascht; es fehlt uns nicht an Rat, es wird uns zu viel erteilt. Wir müßten eher vergessen, als hinzulernen. Der Instinkt hat seine Unbefangenheit verloren. Doch aus der Irre, in die wir durch Reflexion geraten, kann uns nur Reflexion befreien, wir müssen uns durch sie von ihr befreien. Und sollte es mein Schicksal sein, daß ich an die Findung eines Weges meine letzte Kraft zusetzte und ihn nicht selbst begehen könnte, so wird er vielleicht anderen zu gut kommen. Habe ich manches nicht gebilligt, was der Nation heilig geworden ist, so kann ich mich nur mit der Gewissenhaftigkeit meines Strebens rechtfertigen. Ich habe auch meine eigenen Wünsche und Vorurteile für nichts geachtet. Mir war es darum zu thun, das Wesentliche der Aufgabe zu finden und es abzulösen von historischen Einflüssen. Die Philosophie hat ein Ideal dargestellt, sie kann von individuellen Bedingungen absehen und die abgelöseten Begriffe neu verbinden. Der Dichter kann das nicht. Ich gehe den Weg als Prak-

[1] Vgl. oben S. 332.

tiker. Man hat nicht allein die dramatischen, auch die lyrischen und epischen Schönheiten zu einem Ideale verbunden, das nur abstrakt genommen Existenz hat, das aber durch praktische Verwirklichung zur Ungereimtheit wird. Die philosophische Abstraktion hat sich der dichterischen untergeschoben. Man sagt mir, nachtwandle fort, besser als thatlos stehen bleiben. Aber nachtwandeln kann ich nicht mehr. Einmal in den Apfel der Erkenntnis gebissen, muß man weiter und weiter; halbe Einsicht ist schlimmer als keine. Ich muß suchen durchzukommen. Die Verwirrung ist zu groß, das Dramatische ist verloren gegangen. Man hat nicht allein die Schönheiten aller Zeiten, sondern auch ihre Konventionen, nicht allein die dramatischen, sondern auch die epischen und lyrischen ins Drama hinübergenommen; unser Unglück ist nicht der Mangel, sondern der Überfluß an Mustern. Ich muß mir meinen Weg suchen und tröste mich, wenn nicht mehr mir, so kommt er anderen zu gut. Das schlimmste ist, daß wir Jetzigen unsere beste Kraft im Wegsuchen verlieren müssen und meist wohl am Anfange desselben liegen bleiben. Unsere großen Dichter hatten sich eine andere Aufgabe gestellt als die dramatische, das Drama war ihnen nur Mittel, und es hat dafür büßen müssen. Die Bildung, die sie uns brachten, kommt uns allen zu gute, und wir müssen dankbar sein. — —

Shakespeare ist der Spiegel, nicht das Spiegelbild seiner Zeit. Er zeigt uns die Leidenschaften seiner Zeit dramatisch in den Kämpfen handelnder und leidender Menschen; aber nirgends ist er selbst lyrisch in den Kampf hineingerissen, den er darstellt, mit so wunderbarer Kraft der Anschauung er sich auch in jede seiner Personen zu versetzen weiß, so daß er, wie Gervinus sagt, ihre Gedanken mit ihnen denkt und ihre Sprache spricht. Das Publikum ist seine berufene Jury. Der ganze Fall wird von den Geschworenen vernommen, die ganze Handlung ereignet sich vor ihren Augen; kein Beweggrund bleibt ihnen verborgen; denn der Beweggrund ist es, der dem Handeln das Urteil spricht; nichts wird beschönigt, nichts halb gezeigt, um das Urteil der Geschwo-

renen zu irren; wir sehen, wie der Schuldige war, ehe er schuldig wurde, den Keim, aus dem der giftige Baum emporschießt, den Samen der Leidenschaft, wir sehen ihn wachsen, bis er die Vernunft überwächst. Wir sehen den Menschen schuldig werden, wir sehen ihn, mit ihren Folgen kämpfend, die Schuld vermehren und endlich an ihr untergehen. Mitleid mit der menschlichen Schwäche faßt uns, die Stärke imponiert selbst noch am Gefallenen.

Aber über alles das weiß er uns hinauszuheben auf den Standpunkt seines eigenen unbeirrten sittlichen Urteiles. Nicht die sogenannte Idee, die der Gegenstand der Leidenschaft ist; die Leidenschaft selbst begehrt, wird schuldig und kämpft; der Stern bleibt unverrückt und ungetrübt, aber der Mensch, der ihn durch Schuld erreichen wollte, stürzt mit gebrochenem Flügel in die Tiefe; nicht das Schöne geht zu Grunde, nur die Schuld; die Wirklichkeit ist weder das Gute noch das Schlimme, weder das Schöne noch das Häßliche; sie hat beides in sich, dem Menschen steht die Wahl offen, und sein Schicksal hängt an seiner Wahl. Im neueren Drama dagegen, wie fast in der ganzen neueren Litteratur, ist der Dichter selten der Spiegel, meist das Spiegelbild der Zeit, sind die Leidenschaften der Zeit nicht der objektiv behandelte Stoff, sondern sie diktieren ihm subjektiv den Stoff, sie sind nicht der Gegenstand seiner Darstellung, sondern die maßgebenden Mächte derselben, es erscheinen die Menschen und Verhältnisse nicht in eigener Gestalt und Farbe, sondern durch das parteiisch gefärbte Glas einer herrschenden Leidenschaft angeschaut. Der neuere Dichter ist nicht mehr der Richter des Falles, er ist der Anwalt der unterliegenden Partei, er verwirrt das Bild des Falles, er macht die Ausnahme zur Regel, vermäntelt und beschönigt hier, entschuldigt und verdächtigt dort, schiebt die Schuld von dem Angeklagten auf die Situation, auf die Zeit, auf den Richter selbst, macht ein Ding aus dem Helden, um nur unser Mitleid ihm zu sichern; zu Hülfe nimmt er die Leidenschaften des Tages, die menschlichen Schwächen der Geschworenen, um sie in

die Parteinahme für seinen Klienten hineinzureißen; im Helden fällt nun nicht ein Schuldiger, sondern ein Opfer der materiell mächtigeren Gegenpartei; sein Ausgang ist nicht die Folge seiner Schuld, sondern das Los des Schönen auf der Erde; der Haß des Publikums hilft das Schöne an dem rohen Schicksal, das Ideal an der schlechten Wirklichkeit rächen; und so ist es nur zu loben, daß in dem Stücke eigentlich niemand spricht, als der Dichter selbst, denn es ist in der That niemand anderes der wahre Sieger und der eigentliche Held des Stückes, als der geschickte Advokat, der glänzende Redner, der tapfere Verteidiger und Rächer des ungerecht Gerichteten, der Dichter in seiner eigenen vor Vortrefflichkeit glänzenden Person.[1] Die meisten Katastrophen unserer Tragödien und Novellen sind dergleichen Meuchelmorde der Wirklichkeit an dem Schönen, ersonnen von dem Anwalte zu seiner eigenen Verherrlichung in der Verherrlichung der Leidenschaft der Zeit. Und nachdem einmal ein geistreicher, schön und tapfer redender Advokat in dieser Weise vor dem bewundernden Publikum geglänzt, ist die Eitelkeit, einen ähnlichen Triumph zu feiern, oft der ganze Beruf zum dramatischen Dichter. Er sucht nun irgend ein Unrecht der Wirklichkeit, d. h. des Bestehenden, gegen den Einzelnen, eine Roheit des Schicksals gegen das Schöne, um es in einem Gedichte vor dem Leser oder Zuschauer siegend zu bekämpfen; es ist kaum eine gesellige Einrichtung, die ehrwürdigsten nicht ausgenommen, die sich nicht zu solcher Bärenhetze hergeben müssen. Und findet die Hast der entzündeten Eitelkeit des Dichters kein wirklich Bestehendes, dessen Unrecht, d. h. dessen Kehrseite sich hervorwenden, dessen Recht sich verschleiern ließe mit geschickter Dialektik, dem segensreichen Angebinde der neueren Philosophie, so fängt er das Werk der poetischen Erfindung wohl schon hier an, schnitzt und kleistert einen Theaterdrachen von Unrecht aus Pappe, mit rottuchener Zunge; dann zieht er die Rüstung der goldenen Phrasen an; an seinem

[1] Mit dergleichen Vorwürfen überhäuft Ludwig vor allem die Dramen Schillers und seiner Nachahmer mit ihrem einseitigen Idealismus.

Speere flattert die Fahne der Humanität, des Aufstandes gegen Tyrannei von allen Sorten, und so sprengt er, des Beifalls gewiß, Staub und Worte wirbelnd auf sein eigenes Gemächte los und stößt ihm den tödlichen fünften Akt tief in sein pappernes Herz. Ich sollte nicht scherzen; denn die Sache hat ihre sehr ernste Seite. Wer sich gewöhnt, die Wirklichkeit als einen endlosen Herodischen Kindermord des Schicksals an dem Schönen zu betrachten; wer immer nur die Schattenseiten des Lebens in das Auge faßt, um sie noch durch den Kontrast des absoluten Ideales zu vertiefen, das er daneben hält; wer dann seine Mißstimmung dadurch in selbstmordlüsternem Behagen noch immer schärfer wetzt, daß er die bunten, schönen Blasen seiner Träume gegen die schroffen Ecken der Dinge treibt, woran sie platzen müssen; wer sich so zum Spielzeuge seiner kindischen Wünsche macht, der darf sich nicht beklagen, wenn die Welt, die er sich selbst entgöttert, ihm zur Wüste wird, wenn die gewaltige Wirklichkeit das schwache Kind seiner eigenen Verwöhnung aus allen seinen Sinnen schreckt, das nicht einmal die gewaltigeren Gebilde einer männlichen Kunst ertragen kann. So nahm man dem Leben die Kraft, den Mut, den Glauben an sich, alles, woraus ein freudiges Handeln erwachsen konnte, so nahm man dem Leben alle Bedingungen seiner eigenen naturwüchsigen Poesie und beklagte sich, daß das Leben poesielos sei. Die wahren Dichter, und wie große darunter, wanderten aus in ferne Lande und Zeiten, in das alte Hellas, in das romantische Mittelalter, in den rauschduftenden Orient, ja in geträumte künftige Jahrhunderte und überließen den Boden, den Geburt und Natur ihrer Bearbeitung anvertraut, der Überwucherung von Unkraut, dessen Geilheit wenigstens die Fruchtbarkeit des Bodens bewies und zur doppelt gewichtigen Anklage der berufenen Gärtner wurde. Gewiß haben unsere politischen Zustände das Ihre zu alledem beigetragen; unsere Poesie hat ihnen zu allen Zeiten diesen Vorwurf gemacht, aber ihrerseits nichts oder doch selten das gethan, was sie bessern helfen konnte. Wie die Lyrik in das Technische des Dramas,

ebenso griff die lyrische Anschauung und die Reflexion überall verwirrend in das poetische Bild der Geschichte, welche nur episch oder dramatisch sich treu auffassen und darstellen läßt. In dem großen Gedichte, welches, in Deutschland das erste, von einem edlen, männlichen Geiste geschaffen, ein Bild des großen Lebens der Geschichte vor die gerechte Bewunderung der Nation hinstellte, geschah es, daß ein lyrisch-idyllisches Interesse sich dem dramatisch-historischen gegenüber lagerte, nicht als ein aus sich selbst aufgeschossener Parasit an der Wirkung desselben, sondern absichtlich ersonnen, um jenes zu parodieren, und grundsätzlich die Flucht vor dem Geschichtlichen, dem großen handelnden Leben, in das Idyll und die lyrisch-innerliche Beschaulichkeit zu predigen.[1] Neuerlich mischte die lyrische Anschauungsweise sich innerhalb ihrer eigenen Gattung in die Politik, um unter dem Namen politischer Lyrik[2] eine lyrische Politik in die Nation zu bringen — als ob nicht eben die lyrische Richtung der neueren deutschen Bildung schon das Haupthindernis wahren politischen Lebens gewesen wäre.

Wer unser Reden, Handeln, Fühlen, Dichten und Trachten in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren unbefangen betrachtet, der muß sich gestehen, daß unser Interesse an der Politik meist ein philosophisch-lyrisch-rhetorisches, daß es uns weniger um die Realitäten, um das Praktische, um bestimmte endliche Erfolge des politischen Lebens zu thun war, als um etwas zu haben, was wir philosophisch ergründen, worüber wir geistreich und begeistert deklamieren und uns in überschwengliche lyrische Stimmungen versetzen konnten. Und merkt man sorgfältig auf das, was Dichter durch ihre Wahl, Kritiker und Publikum durch ihr Urteil von allen Gattungen der Poesie als das eigentlich Poe-

[1] Geht wohl auf die Liebe zwischen Max und Thekla in Schillers „Wallenstein", deren Einmischung Ludwig in seinen dramaturgischen Studien wiederholt tadelt.

[2] Ludwig selbst hatte in den Jahren 1845—48 eine Reihe von Beiträgen zu der damals aufgeblühten „politischen Lyrik" geliefert.

tische anerkennen, so wird man finden, es ist das Lyrische und Idyllische. Für das männliche Element der Poesie, für die Poesie der Kühnheit und der thatkräftigen Tüchtigkeit ist die Empfänglichkeit durch Mangel an Übung verkümmert; schon Schillers Theorie des Erhabenen hat für das Erhabene der Thatkraft keine Stelle, und Luther, Friedrich der Große und alle Repräsentanten desjenigen, was man ehemals das Deutsche nannte und mit Begeisterung als den eigentlichen Herzpunkt der Poesie des deutschen Wesens hegte, müßten ihre ganze schroffe Kraft und männliche Schönheit aufgeben und sich lyrisch-idyllisch zurichten lassen, um den zarten poetischen Seelen unserer Zeit nicht geistiges Magenweh zu erregen.

Unsere großen Leidenschaften sind, unterbunden von philosophischer und lyrischer Betrachtungs- und Anschauungsweise, zu ihren eigenen Zerrbildern verschrumpft, und die kleinen wuchern desto lustiger, der zwergige Geck Eitelkeit vor allen spreizt sich im vollen Besitze über ihren gelähmten Riesengliedern. Die Geschlechtslaster der Frauen sind nun die der Männer geworden; unsere Bildung ist eine vorwiegend lyrische, weibliche, die den Mann zu einem zarten Genossen des Weibes, nicht das Weib zur starken mannlichen Gesellin des Mannes erzieht; das Männische, wo es nicht zu ersticken war, muß als unberechtigt und ausgeschlossen zu barer Roheit entarten; und da die Männer Frauen geworden sind, was sollen die Frauen, durch diese geschlechtliche Völkerwanderung aus ihrer natürlichen Sphäre verdrängt, thun? Wer kann sich wundern über die weiblichen Emanzipationsversuche der Zeit? Bleibt denjenigen Frauen unter ihnen, die keine Kinder werden wollen oder können, etwas anderes, als das Feld zu erobern, das die Männer verließen, um das Gebiet einzunehmen, welches ehedem das ihre war? Mag man in diesen Sätzen Übertreibung sehen; aber frage man reihum, und man wird bei unseren Frauen weit mehr Tüchtigkeit, Entschlossenheit und Charakter finden, als wir Männer aufzuweisen uns rühmen dürfen.

Um von diesem Seitenwege uns zurück zu wenden, den näher zu beachten wir uns nicht versagen durften, fassen wir den Punkt, nach dem wir steuern, wiederum scharf ins Auge. Wir suchen das Bild eines Dramas, welches das unsere wäre; wir konnten keine Kunst und kein Kunstwerk anerkennen, als worin alle Bedingungen ihres Daseins, jede in dem Maße ihrer Wichtigkeit für das Ganze vertreten, an jedem einzelnen Punkte des Ganzen sich organisch durchdringen. Es bleibt nichts übrig, als demgemäß die wesentlichen Faktoren des Dramas gründlich zu untersuchen. Diese Faktoren sind eben Dichter, Schauspieler, Publikum. Aus ihrem gegenseitigen Verhältnisse die Technik des Dramas zu entwickeln, ist die Aufgabe dieser Untersuchungen. Das Drama darf sich nicht abscheiden vom Leben; wo erscheint selbst die Gottheit göttlicher? wo sie sich zu den Bedürfnissen der Gottarmen herniederläßt, um diese mit sich emporzuheben, oder wo sie in unfruchtbarem Selbstgenügen in stolzer Erdenferne von ihren Engeln sich verehren läßt? Das Drama muß herniedersteigen zu den gemeinen Bedürfnissen der Menge. Die Kluft, die unser dramatisches Leben auch auf dieser Seite von dem der alten Griechen trennt, ist unübersteiglich.

Dort ein religiöses Volksfest, das die Bewohner des Landes in der Stadt des Jahres ein- und zweimal vereinigte. Das Publikum schon beim Beginne des Spieles in der erhöhten Stimmung; das Spiel selbst eine Art religiöser Zeremonie, das Theater, dessen Dach der freie Himmel, wie ein Tempel dem Ärmsten im Volke offen — hier das Theater ein täglicher Vergnügungsort, geöffnet nur für Geld, wie Ball- und Konzertsaal, das Publikum stimmungslos, geteilt zwischen den empfangenen Eindrücken des heutigen und den zu erwartenden des morgenden Arbeitstages, oder lediglich einer zum Bedürfnis gewordenen Gewöhnung folgend, dessen Aufgeben unangenehm wäre, dessen Befriedigung aber durch Alltäglichkeit den positiven Reiz verloren hat, den nur weise Sparsamkeit dem Genusse zu erhalten

versteht; oder um, wie Hebbel[1] unvergleichlich treffend sagt, nicht von den Mühen des Lebens, sondern von dem Leben selbst auszuruhen, viele, um die Welt und sich selbst zwei Stunden lang los zu sein, nicht wenige, um nur die Zeit zwischen Thee und Abendessen auf erträgliche Weise hinzubringen. Was alle diese, und fast alle, die das Publikum unseres Schauspieles bilden, in diesem suchen, ist Unterhaltung. Das Drama soll das Unterhaltungsbedürfnis nicht bloß eines Alters, eines Geschlechts einer einzigen Bildungsstufe berücksichtigen. Seine Thüre steht allen offen, und es muß darauf denken, „allen etwas zu bringen". Zu seinem Vorteile entsprechen die verschiedenen Bildungsschichten den verschiedenen Geschlechtern und Altersstufen; der ungebildete Mensch aus dem Volke bringt die Forderungen des Kindes, der Überbildete, Kulturmürbe die Ansprüche des höheren Alters vor den bunten Vorhang. Die feine Bildung findet sich mit der Zartheit des weiblichen Geschlechtes ein, das männische Element ist es, was in den Erwartungen der niederen, noch unverweichlichten Klasse sich geltend macht. Sie haben ein Recht, vom Dichter Unterhaltung zu fordern, denn sie haben es bezahlt. Aber weit entfernt, daß die Befriedigung all dieser verschiedenen Ansprüche zu gleicher Zeit den wahren Dichter, der sie nicht auf mechanischem Wege sucht, zwingen sollte, seinem Kunstwerke und damit der Kunst selbst etwas zu vergeben, enthält sie vielmehr die Nötigung, nach der höchsten Wirkung aller Kunst zu ringen. Indem er fortwährend die Gesamtheit der menschlichen Kräfte in ein lebendiges Spiel versetzt — denn jene verschiedenen Anforderungen gehen wesentlich aus dem einseitigen Vorwiegen einer derselben hervor —, indem er den Sinn durch Mannigfaltigkeit und Bewegung, die Phantasie durch Ausdehnung, das Gemüt durch Zusammendrängung, den Verstand durch kausale

[1] Aus Hebbels Aufsatz: „Mein Wort über das Drama" (1843): „Erst wenn es (das Theater) Zeitvertreib der gelangweilten Menschenklasse wird, die sich die allein gebildete zu nennen übereingekommen ist und die nicht von den Mühen des Lebens, sondern vom Leben selbst ausruhen will, fängt es zu sinken an." (Vgl. „Friedrich Hebbels sämtliche Werke", Hamburg 1891, Bd. X, S. 24.)

Geschlossenheit, den Witz durch überraschende Kombinationen, den Scharfsinn durch Probleme, den Tiefsinn durch die aufgedeckte Spur zur innersten Wahrheit des Lebens, das moralische Gefühl und die Vernunft durch sittliche Auffassung des Schicksales, das Schönheitsgefühl durch Harmonie befriedigt, stellt er in dem einzelnen Zuschauer, wie sehr besondere Lebensstellung, Erziehung, Lebenserfahrungen, besondere tägliche Berufsarbeit ihn auch zerstückelten, und unter höchstmöglicher Ausbildung einzelner Bruchteile seines Wesens die anderen in Übungslosigkeit verkümmern ließen, wenigstens für die kurze Zeit der vollen Kraft seines Zaubers die ursprüngliche Ganzheit des Menschen wieder her.

Aus den Romanstudien.

„Die alte Eichentruhe" von James.[1]

Um das eigentliche Wesen des Romanes und seine Bedingungen recht kennen zu lernen, darf man sich nicht an die Virtuosen in dem Fache wenden, sondern an die Romanschreiber zweiten Rangs und besonders an die Engländer dieser Klasse. Jene Virtuosen biegen die Form nach ihrer Eigentümlichkeit und sind nicht selten eben da am anziehendsten, wo sie sich völlig gehen lassen.*

Mich dünkt, für das Studium der Technik des Romans kann es kein zweckmäßiger Muster geben als „Die alte Eichentruhe" von James. Aus diesem Roman läßt sich am leichtesten entwickeln, was der Roman verlangt.

Er verlangt erstens Ruhe, Haltung, Abweisen jeder Art Ungeduld, zweitens je größer, d. h. länger und reicher er ist, desto mehr eine gewisse Äußerlichkeit. Die kleine Novelle oder Novellette wird ohne große Innerlichkeit so wenig gedeih'n, als die Ballade, das erzählende Lied. Je umfangreicher das erzählende Gedicht, je weniger ist ein auf psychologische Entwicklung gestelltes Problem durchzuführen, weil,

* Ferner sind sie auch in der Anwendung der Kunstmittel nicht so durchsichtig; sie wissen sie so zu variieren und zu verstecken, daß man dieselben schon kennen muß, um sie in der Maske herauszufinden. Man fange daher mit einem Autor zweiten Ranges an und gehe dann weiter zu denen des ersten.

[1] Georg Payne Raynsford James (1801—60) war einer der fruchtbarsten Nachahmer Walter Scotts.

wenn nicht der Leser, doch der Autor nicht im stande ist, sich in so viel Personen zugleich zu vertiefen und sie so vertieft auseinander zu halten, dann weil es etwas sehr Peinliches für beide hat, beständig das innere Auge so anzustrengen für die feinen Züge, noch mehr, wenn das Auge sich bald für die Übersicht erweitern und gleich immer wieder für das Einzelne verengern soll. Es muß durchaus ein richtiges Verhältnis besteh'n zwischen der Größe des Bildes und der Größe der einzelnen Züge. Die einzelnen Glieder der einzelnen Figuren eines Freskobildes dürfen nicht Miniaturmalerei sein.

Da ein Roman von großem Umfange uns lange beschäftigt, so muß er all unsre Kräfte beschäftigen, wenn nicht Ermüdung eintreten soll. Besonders ist krankhafte Einseitigkeit zu meiden, wie z. B. bei Thackeray[1] die stete Wehmut, wenn auch lächelnde Wehmut, mit der er seine Figuren und ihr Thun anschaut. Vielmehr muß eine kräftige, heitere Gesundheit die Stimmung des Autors beherrschen, und zwar eine immer gleiche. Der Schatten muß die Figuren herausheben und die Gruppen; er darf bloß Mittel sein. Thackeray macht uns den Eindruck eines Kindes, das statt mit seinem Spielzeug zu spielen, es zerlegt und findet, daß es aus Holz oder Teig gemacht ist, und Wehmut über die Zerlegung empfindet und doch nicht Liebe und Lust genug zu den Dingen hat, um sie ganz zu lassen.

Dann muß er die Dinge kennen, die er schildert. Nur so kann er unsern Glauben wecken und erhalten und die Mittelglieder zwischen den Effektszenen hinlänglich beleben und uns interessant machen.

Der englische Romanschreiber behandelt seine Darstellung als ein Geschäft, daher als ein Praktikus, nie als ein

---

[1] William Makepeace Thackeray (1811—63). Am bekanntesten und originellsten ist sein 1847 erschienener Roman „Vanity Fair“ („Der Jahrmarkt des Lebens“, deutsch in Meyers Volksbüchern, Nr. 1143—55), dessen Lektüre Otto Ludwig zu obigem Urteil Anlaß gegeben haben mag.

Dilettant. Man sieht, er schreibt nicht, um sich selbst zu vergnügen, und schlürft daher nicht bloß den Duft aus gepflückten Blüten. Er läßt das Gewächs aus seinen Keimen naturgetreu entsteh'n, erst bekommt es eine Wurzel, dann einen Stengel, dann Blätter, endlich eine Blüte oder mehre. Mit einem wahren Heroismus geht er dem an sich wenig Interessierenden nicht aus dem Wege, er behandelt es mit derselben Liebe als das Interessanteste, und so nur kann der üppige Baum von Interesse erwachsen.* Sein Thun erinnert an die ruhige Art, mit der man Arbeiter vom Fache arbeiten sieht, die sich nie übernehmen und vor Ungeduld, das Ganze fertig zu seh'n, das Einzelne überhasten. Und in Wahrheit ist ein schönes Gebäude eines tüchtigen Grundes bedürftig. Der Maurer darf nicht beim Grundmauern sich übereilen, um nur bald die kühnen Zinnen und Gewölbe aufsetzen zu können. Er setzt vorsichtig und mit ruhigem Blute Stein an Stein, wählt mit Ausdauer die anpassenden Flächen aus. Er denkt nur daran, wie der Grund fest und dauerhaft zu legen sei; der Tag wird schon kommen, wo das Gebäude Gestalt erhält, die Zeit, sich an dem Werke zu freuen. Diese Kaltblütigkeit, dieses Unterordnen und Auseinanderhalten, diese vorsichtige, umsichtige Ruhe, diese Totalität, mit der er bei jedem Momente und dem, was eben nötig, mit ganzer Seele ist, diese Ausdauer, die nichts durch Übereilen verderben will und jedem Anspruch

* Die Kunst des bedeutendern Autors liegt in der Gruppierung seiner Handlungs- oder vielmehr Begebenheitsstämme, in welcher er den Stamm und die Zweige der je höher gestellten Pflanze durch die Blüten der je weiter vornstehenden teilweise zu decken versteht. Höhe und Vorn und Hinten verstehe ich hier so, wie man es auf den Blumentopfstellagen sieht, die von unten und vorn nach oben und hinten aufsteigend gebaut sind. Die vorderste und unterste Pflanze ist die Vorgeschichte, deren Topf von einem Rahmen bedeckt ist, während sie selbst die Töpfe der andern verdeckt. Auch hier kann man die Methode des Taschenspielers als Muster setzen. Er sät einen Samen in einen Topf, dann nimmt er ein andres Kunststück vor, welches er vielleicht auch nicht ganz ausführt, nun zeigt er den Samen keimend, dann den Fortschritt des zweiten Stückes; er beginnt das dritte; nun zeigt er die sprossende Saat u. s. w. Also aα, bα, cα, dann aβ, bβ, cβ und etwa so fort. So sind wir immer beschäftigt, und dies ist eine Hauptsache.

genügt, dies ruhige Abwarten, das dem Engländer eigen, macht ihn zum großen Romanschreiber und zum großen Staatsmann. Der Engländer setzt sich einen Zweck, der zu erreichen ist, und nur einen, diesen läßt er nicht aus dem Auge. Mit wunderbarer Selbstbeherrschung und Ausdauer geht er an allen Lockungen, die ihm unterwegs aufstoßen, ungerührt vorbei; er will das, was er sich vorgesetzt, nur das, und nicht weniger, nicht mehr. Und wie ihn die Ungeduld Phantasie nicht von seinem Zwecke abbringen kann, weiß er vielmehr sie zum besten seines klarbewußten Zweckes anzuhalten. Mit dem Zwecke will er die Mittel, und er versäumt und verwahrlost nicht eins davon. Die äußerste Thätigkeit der Phantasie aber stets im Zügel eines großen Verstandes, der ihr den Weg vorschreibt, sie antreibt und zurückhält, wie es sein Zweck verlangt, charakterisiert schon ihren großen Meister Shakespeare. Wir Deutschen lassen uns entweder von der Phantasie fortreißen, oder wir unterdrücken sie ganz. Von der Mitte des Weges lockt uns ein anderer Zweck. Wir werden unsers ursprünglichen Zweckes zu bald satt, ein andrer taucht im Glanze der Neuheit vor uns auf, wir folgen diesem, und ein dritter wohl macht uns den zweiten gleichgültig. Und verlassen wir die ersten nicht ganz, so wollen wir nun zwei, drei Zwecke erreichen, worunter alle zwei oder drei leiden. Eine Illustration dazu ist Shakespeare und Schiller. Der überzeugendste Beleg, gegen ein Shakespearisches Stück gehalten, der „Don Carlos“. Erst war Schillern ein fürstliches Familienstück, Vater und Sohn Nebenbuhler bei einem Weibe, der Zweck, dann gewann es das Ideal politischen Freiheitsstrebens in Posa über ihn; sie verknüpften sich in einem dritten, dem Ideal opfernder Freundschaft. So sind drei Seelen hier in einem Körper, während bei den Shakespearischen Doppelhandlungen eine Seele in mehrern Körpern. Oder vielmehr *eine* Seele, die sich der beiden Arme *eines* Körpers bedient, während dort jede Seele einen Arm oder bald die eine, bald die andre sich um ein Organ streiten. So in Wallenstein ein kühnes Umgreifen und ein stilles Resignieren in *einer*

Person, eine Napoleons= und eine Sokratesseele, und zwar nicht kämpfend, worin eine Einheit gewesen wäre, sondern abwechselnd, so daß zwei ganz verschiedene Menschen im Wallenstein einer nach dem andern auftritt.

Ein so großes Tier wie ein Roman muß notwendig ein Rückgrat haben. Im biographischen Roman ist die Geschichte des Helden dieses Rückgrat, alle Begebenheiten beziehen sich auf den Helden. Außerdem bildet irgend ein Äußeres, ein zu erringender oder zu schützender Besitz* oder dergleichen das Rückgrat, und alle Personen wie alle Nebenbegebenheiten beziehen sich auf diese Hauptbegebenheit. Infolge dieser Hauptbegebenheit, von ihr veranlaßt, zeigen die Personen ihr Inneres in Gefühlen und Handlungen. In der „Alten Eichentruhe" ist das Testament des Sir John und das Schicksal dieses Testamentes das Zentrum. In diesen Romanen ist die Hauptsache die Geschichte eines Dinges, hier eines Testamentes, die Geschichte eines Gegenstandes des Verlangens oder der Verabscheuung. Schon die „Ilias" gehört hierher; die Helena ist die Hauptsache, der Preis des Kampfes, in welchem die Personen in Thun und Leiden ihr Wesen entfalten; nicht die Hauptperson, denn sie interessiert darin nicht als Person, sondern als Sache, als Besitz. So das goldne Vließ in den Argonauten, der Besitz der Penelopeia in der „Odyssee". In der „Äneis" die Gründung Roms.

Eine Hauptkunst des Romanschreibers ist ferner das Arrangement, das Verschweigen von Dingen, die man gern wissen möchte, das Zeigen von Personen und Dingen, deren Verhältnis zum Ganzen noch unbekannt, das Abbrechen, das Verschlingen, das Verbergen des Innern hinter Äußerem, der Absichten der Personen. In den Charaktern ist etwas Festes gegeben; dem Leser macht's Freude, daß er errät, wie die Person in dem und

* Die Hindernisse des Besitzes liegen meist in einer Vorgeschichte.

dem Falle handeln wird; ebenso in der poetischen Gerechtigkeit; hier ist gewissermaßen der liebe Gott selbst eine Person von Gerechtigkeitsliebe, die eine Lust daran hat, die Ränkespinner in ihren eignen Netzen sich fangen zu lassen, und eine gewisse Eitelkeit, den Geheimnisvollen zu spielen, sich momentan verkennen zu lassen, um am Ende desto imposanter hervorzutreten und sagen zu können: Ich bin doch ich. Daß der liebe Gott den Charakter hat, weiß der Leser, er weiß, daß er so thun wird, wie er thut; so hat er das Vergnügen des Ahnens, des Ratens, wie der liebe Gott es machen wird, und zuletzt das Vergnügen, zu empfinden: Hab' ich nicht gewußt, daß der liebe Gott das machen wird, wenn auch nicht gleich, wie? So ist denn am Ende der Leser mit keiner Person so sehr zufrieden, als mit dem lieben Gott, und es ist wiederum recht von dem Romanschreiber, der doch eigentlich dieser sein lieber Gott selbst ist, daß er den Leser mit dieser Empfindung entläßt. Ästhetisch und moralisch zweckmäßig.

In der „Alten Eichentruhe" sind gute Elemente für ein Drama, dessen Held aber William Haldimand werden müßte, nächst ihm Tom Rotbeame. Die Katastrophe müßte gedrängter werden. Das gestohlene Testament, die grausame Vertreibung, der Haß W(illiam)'s gegen Kate.[1] Der Sohn, um den er alles thäte, müßte sein Verderber scheinen und getötet[2], Kate ebenfalls. In einem Vorspiele die Schuld, im eigentlichen Stücke die Strafe; die Furcht vor dem Herauskommen, die Furcht, seine Enkelin möge sich ein Leid gethan haben, die Reue über sein Thun an ihrer Mutter, die Nachricht, Henry sei erschossen. Neben William sein Sohn, Graham, Porseus, Husch, Rotbeame, Charles.

Im ganzen waltet im englischen Romane noch Shakespeares

[1] Ergänze etwa: würden treibende Motive der Handlung sein.

[2] Ergänze: werden. Ähnliche Auslassungen der Hilfszeitwörter begegnen in Ludwigs Skizzen sehr häufig.

Geist. In dem sittlichen Grundgedanken, der künstlichen Verflechtung mehrer Handlungen in eine, in der plastischen Großheit, der Charakteristik realistischer Ideale, der Darstellung des Weltlaufes, der Illusion, der Ganzheit des Lebens, in der Mischung des Komischen selbst in das Ernsteste, ohne daß es diesem schadete, in dem Abwenden von aller Schwärmerei und hohlen Idealität.

Die Engländer studieren den Gegenstand, den sie behandeln, sie machen sich aufs genauste mit den Verhältnissen bekannt, die der Stoff ihrer Erzählung, aber nur, um ihnen abzugewinnen, was von Poesie und sonstigem Effekt in ihnen liegt, und um durch die Blöße, die sie dem Verstande des Lesers gegenüber sich geben könnten, die Wirkung nicht stören zu lassen, nicht aber, um ihn lehrend und räsonnierend abzuhandeln. Das gibt ihren Werken das Anspruchslose, das so wohl thut.

Bei Boz[1] ist die Inslichtsetzung der Borniertheiten, gutmütiger und bösartiger, die Borniertheit der Personen nach Stand, Bildungsgrad, Hantierung, Alter, Affekt und Leidenschaft die Hauptsache. So Cuttle mit dem Geld leihenden Walter vor Mr. Dombey.[2] Diese nebeneinander laufende Entwickelung nach angenommner Art der Borniertheit und Sprache mit äußerster Konsequenz der Phantasie verfolgt, so daß selbst das Phantastische eine poetische, innre Wahrheit behauptet, die im höchsten Grade dramatisch wirkt, ist's, was die Engländer auszeichnet.*

Bei Boz handelt sich's immer um die behaglichste Ausmalung; seine Wirkung ist, den Leser mit seiner Behaglichkeit

* Der Deutsche lehrt so gern; er kann der Versuchung nicht widersteh'n, die Studien, die er um eines Romans willen gemacht, und ihr Ergebnis gleich mit zum besten zu geben. Möchte er das immer, aber an einem andern Orte. Das Reinhalten der Gattung nicht allein, sondern auch das Reinhalten der Poesie selbst von Elementen, die nicht ihr, sondern der Publizistik, der Wissenschaft gehören.

[1] Unter diesem Pseudonym veröffentlichte Charles Dickens seine ersten Werke, die „Sketches“ und die „Papers of the Pickwick Club“.

[2] Szene aus dem Roman „Dombey and Son“ von Dickens.

anzustecken. Selbst das Unbehagliche an sich weiß er so behaglich zu schildern.

Viel wirkt er mit dem Zusammenfassen der dunkeln Vorstellungen, die neben einer klaren Entwickelung des Charakters im Gespräche hergeht oder anstatt dieser steht, in ein überraschendes Bild.

Seine Darstellung ist durchaus dramatisch, ja theatralisch, jedes Kapitel eine Szene eines Dramas; er hat sogar Expositionen, die im Dialog gegeben werden, wie im konzentrierten Drama.* Der Bau seiner Romane hat Ähnlichkeit mit diesem. Seine Romane sind erzählte Dramen mit Zwischenmusik, d. i. erzählter. Die Ausmalung der Stimmungen sind wie musikalische Zwischensätze, bei denen man halb einschlummert — d. h. nicht aus Langeweile. „Nun kam der herein und sah so aus und macht' es immer so" u. s. w. Seine meisten Figuren sind verkleidete Schauspieler. Alle haben eine treffende Maske und sind Virtuosen im Gebärdenspiel. Dies ist bei allen innerhalb ihrer Charaktergedrängtheit von wahrhaft erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Die Bozischen Romane sind wahrhafte Schauspielerschulen. Wahre Magazine von charakteristisch-mimischen Momenten jeden Genres. Wenn die geärgerte Miß Nipper ihre Nase in die Kommodenfächer rümpft u. s. w. Was weiß nicht Kapitän Cuttle mit seinem Haken anzufangen.[1] Ein ungeheures Schauspielertalent bricht bei jeder Gelegenheit hervor. Das Drama selbst erlaubt dem Dichter nicht so schauspielerisch zu sein, als der Boz'sche Roman. Es kann die Dekorationen nicht so mitspielen lassen und hat nicht Zeit und Raum, die Charaktere so schauspielerisch sich ausleben zu lassen. Ja Lichtputzen, Schatten, alles muß agieren, über alle Hausgeräte kommt eine Wut, zu agieren, über

* Aber wiederum der reine Gegensatz des Dramatischen, indem er Handlungen gibt, zu denen der Zuschauer die Intentionen erraten muß, wo das Interesse oft eben darin liegt, daß wir thun sehn und das Warum der Handelnden nicht wissen.

[1] Aus „Dombey and Son".

die Uhren, charakteristisch zu sprechen, in einer gewissen angenommnen Rolle zu extemporieren. In der That, alle Boz'schen Charaktere, so Menschen als Dinge, sind eigentlich Rollen, durchgespielte Rollen. Der Roman liegt überhaupt dem Drama näher als dem Epos.

Hier zeigt sich ein bisher unangebautes Feld des Dramas, das Genredrama; der Erbförster wäre dem verwandt. Es müßte aus ernstern und komischern Szenen zusammengesetzt sein. Sein Charakter wäre Unmittelbarkeit. Es stünde dem Boz'schen Roman gegenüber wie ein gespielter Roman einem erzählten Drama.

Wie dramatisch ist die Szene, wo Cuttle dem Walter Geld leihen hilft. Welch wundervoll dramatisch-theatralischer Kontrast dieser Dombey und dieser Cuttle, beide so borniert, und diese beiden Borniertheiten in des Walter Bewußtsein beisammen ihn ängstend.[1] Der Boz'sche Roman ist dramatischer als das Drama, ja sogar theatralischer (schauspielerischer). Dann aber ist er plötzlich Ballade, dann leis hinzitternde Musik, dann verliert er sich in Gedanken, die durch Thränen lächeln. Jeder Gedanke wird Gefühl, jedes Gefühl gestikuliert. Es ist das Shakespearische Drama, nur auf die Interessen unserer Zeit angewandt und ohne die Hindernisse der realen Szene, ohne die Beschränkung von Raum und Zeit; das Shakespearische Drama, ungehindert sich all seinen schauspielerischen und dichterischen Gelüsten hinzugeben.

Aber um dieser Gelüste willen opfert es zu dem, was die Zeit anders will, auch noch die Wahrheit. Die Form kann nur charakteristisch belebt werden.

Das Boz'sche Drama verlangt eine außerordentlich laxe Komposition und eine sehr äußerliche Plastik. Die komischen Personen sind auf dem Weg der Karikatur erzeugt; das charakteristische Moment ins Ungeheure vergrößert, das innerliche wie das äußerliche. Es sind Menschen, wie man sie von jeder Straße

[1] Aus „Dombey and Son“.

aufgreifen kann mit irgend einem Merkmal, das sie eben nur von allen unterscheidet, dieses wird nun ins Ungeheure getrieben. Eine Äußerlichkeit in Gestalt u. s. w., eine Gewohnheit u. s. w.

Woher Boz nicht leicht spielerig erscheint? Weil seinen lächerlichsten Personen ihr Thun ein heiliger Ernst ist; wo sie am komischsten erscheinen, da ist es ihnen am wenigsten ein Spaß, was sie thun und wollen; dann weil diese ganz oder halb komischen Szenen mit in den Kausalnexus eingreifen, also innerhalb der Spannung liegen, die eine ernste ist. So z. B. die Einmischung des Kapitän Cuttle in Walters Verhältnis zu Dombey und Florentine, sein Besuch bei Carker u. s. w.[1]

Der Humor ist eben die überlegne Gemütsstimmung des Betrachters. Gervinus[2] hat keinen Sinn dafür. Ich glaube, weil er That und Betrachtung verwechselt. Er will ein thatkräftiges Geschlecht. Die That geht aus Borniertheit hervor, darum fürchtet er die Einwirkung einer Darstellungsart auf den Charakter des Volkes (Nation), in der die Einseitigkeiten dadurch aufgehoben erscheinen, daß sie auf die Spitze getrieben sind.

In der Hauptsache ist der Bozsche Roman satirisch ....

[1] Aus „Dombey and Son“.
[2] Vgl. oben, S. 332.

Zum eignen Schaffen.

Mein Verfahren beim poetischen Schaffen.

Mein Verfahren ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh' ich Gestalten, eine oder mehre in irgend einer Stellung und Gebärdung für sich oder gegeneinander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe oder, genauer ausgedrückt, wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung hab ich' auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz' ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte geben, so hab' ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraune spielend; wie Schiller, so hab' ich ein strahlendes Karmoisin; bei Shakespeare ist jede Szene eine Nuance der besonderen Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung, an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stücke erfahr' ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus, schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Szenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Szenen kann ich

mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduzieren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen, ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene nur ein toter Buchstabe. Nun geb' ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelheiten ist, oder wenn ich so sagen soll, ich suche die Idee, die, mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Kausalnexus mir zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge, den vollständigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte, und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinkt angehört, alles Absicht und Berechnung ist, im ganzen und bis in das einzelne Wort hinein. Da sieht es denn ohngefähr aus wie ein Hebbelsches Stück, alles ist abstrakt ausgesprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwickelung gleichsam ein psychologisches Präparat, das Gespräch ist nicht mehr wirkliches Gespräch, sondern eine Reihe von psychologischen und charakteristischen Zügen, pragmatischen und höheren Motiven. Ich könnte es nun so lassen, und vor dem Verstande würd' es so besser bestehn als nachher. Auch an zeitgemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten. Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen ist mir kein poetisches Kunstwerk, auch die Hebbelschen Stücke kommen mir immer nur vor wie der rohe Stoff zu einem Kunstwerk, nicht wie ein solches selbst. Es ist noch kein Mensch geworden, es ist ein Gerippe, etwas Fleisch darum, dem man aber die Zusammensetzung und die Natur der halbverdauten Stoffe noch anmerkt, das Psychologische drängt sich noch als Psychologisches auf, überall sieht man die Absicht. Nun mach' ich mich an die Ausführung. Das Stück muß aussehen, als wäre

es bloß aus dem Instinkt hervorgegangen. Die psychologischen Züge, alles Abstrakte wird in Konkretes verwandelt. Die Person darf nicht mehr abstrakte Bemerkungen über ihre Entwickelungsmomente machen, aus welchen bei Hebbel oft der ganze Dialog besteht, z. B. wie Antonio in der „Julia"[1] bei Seite sprechend, völlig abstrakt alle die Momente des Eindrucks von der Erzählung von Julias Tod auf ihn ausspricht, z. B.: ‚Ich glaube, du wünschest, sie sei aus Schmerz über dich gestorben', und dergleichen. Man muß an der Gebärde der Rede, wenn ich so sagen darf, merken, was in der Person vorgeht, aber sie muß es nicht mit dürren Worten sagen, denn wer kann in solchem Zustande solche Bemerkungen über sich machen? Man hört dann eine Marionette und keinen Menschen, eine Figur, die sagt, was der Dichter will, aber nicht, was sie selbst. Es ist das freilich schwer, denn man hat immer zwei Gedankenreihen bei dieser Umwandlung festzuhalten, nämlich erstens die Reden, die der Person natürlich und die einen Inhalt und Zusammenhang für sich haben, zweitens die psychologischen Entwickelungsmomente, die sozusagen ohne Wissen, ja oft wider den Willen der Figur durch jene hindurchscheinen. Es ist nicht allein technisch schwer, sondern es verlangt auch, wenigstens im Anfang, einen schweren Sieg über die Eitelkeit, denn die blendenden Reihenfaden der rohen Stoffe werden zu gebrochenen, die Einfälle verlieren das Pikante, das Raffinierte sieht aus wie das Gewöhnliche. Am schwierigsten ist dies bei leichteren psychologischen Momenten, bei den ersten Keimen innerer Zustände, die dann stetig gesteigert der Person selbst später erst klar werden, manchmal ihr gar nicht klar werden, die die Oberfläche der Rede oft nur so leicht affizieren dürfen, wie ein leises Lüftchen fast unsichtbar die Wellen kräuselt. So ist's mit dem Charakterisieren; bei Hebbel erzählen die Personen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten und wissen sich selbst etwas damit, was für ganz eigene Menschen sie sind, wäh-

[1] „Julia", Akt III, Sz. 2 und ähnlich Akt III, Sz. 5.

rend meiner Meinung nach sich der Charakter einer Person ohne ihr Wissen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Personen selber ihren Charakter meist nicht kennen, und indem sie ihren vermeinten schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen, ihren wirklichen schildern müssen. Denn wem, wer die Menschen und den Menschen kennt, muß nicht all dies absichtliche, abstrakte Auskramen psychologischer und charakteristischer Züge, die jedem bekannt sind, lächerlich vorkommen? Die Personen soll man für Menschen halten, sie müssen sich also doch einigermaßen als Menschen gebärden. Wenn ein Schicksal auf uns Eindruck machen soll, darf es doch kein Theaterschicksal sein. Solche Charaktere gibt es, die sich und ihre Entwickelungen stets selber beobachten. Warum soll der Dichter nicht auch einen solchen zeichnen? Er darf aber nicht vergessen, daß dieses Sichselbstbeobachten eben ein individueller Zug ist, und kein allgemeiner, den er allen Charakteren beilegen darf. Des Philosophen, des Mannes der Wissenschaft ist es, das Gesetz aus der Fülle seiner Erscheinungen herauszuschälen; des Dichters, das Gesetz wieder hinter der Erscheinung zu verbergen. — So dacht' ich in meiner Isolierung. Meine poetischen Menschen macht' ich, wie ich die Menschen kennen gelernt hatte, aber ich dachte wohl halb willkürlich nicht mehr daran, daß das Publikum ja eben aus solchen Menschen besteht, daß der beobachtende Blick, der mit Leichtigkeit durch die absichtlichen und unabsichtlichen Verkleidungen in das Innere dringt, der mehr auf die unwillkürliche Gebärde der Rede merkt, als auf ihren Wortinhalt, wie der Fechter mehr auf seines Gegners Auge, als auf seinen Arm, eine Sonntagskindergabe ist, die sich nicht anbilden, nur ausbilden läß

Zur Revision des Textes.

Zwischen Himmel und Erde.

Zu Grunde gelegt wurde:

Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig aus Eisfeld. Dritte Auflage. Berlin 1862. Verlag von Otto Janke.

Verglichen wurde:

Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig aus Eisfeld. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn und Comp. 1856.

Der erste Druck trägt die Widmung: Seinem Freunde Berthold Auerbach der Verfasser.

Wegen Mangels an Raum mußten leider die Textkritischen Zuthaten zu Zwischen Himmel und Erde wegbleiben, die gerade hier wegen der starken Abweichungen der zu Grunde gelegten Ausgabe letzter Hand von dem ersten Druck eine besonders große Ausdehnung gehabt hätten. Auch die Textgestaltung in Otto Ludwigs gesammelten Schriften (Leipzig 1891, erster Band), die mit zum Vergleich beigezogen wurde, entfernt sich bei unsrer Erzählung willkürlicher denn je von dem Originaltext des Dichters.

Maria.

Zu Grunde gelegt wurde:

Maria. Eine Novelle von Otto Ludwig aus Eisfeld. *(H)*. Originalhandschrift Otto Ludwigs im „Goethe- und Schillerarchiv" zu Weimar; 124 Seiten Kanzleiformat, rechts- und linksseitig beschrieben; schöne und deutliche Handschrift, nur wenig Korrekturen: 1) vom Schreiber mit derselben Tinte; 2) mit Rotstift, wohl auch von Otto Ludwig; 3) mit Bleistift im Sinne der Sternschen Textgestaltung; die letztgenannten Änderungen blieben selbstverständlich unberücksichtigt.

Verglichen wurde:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Zweiter Band. Leipzig 1891. S. 545—648. *(S)*. Erstmaliger Abdruck der Novelle.

233$_{1\mathrm{f.}}$ Maria. Erstes Buch. Erstes Kapitel. *H*, 1. *S* | –$_{9\mathrm{f.}}$ der große Schirm derselben] ihr großer Schirm *S* | –$_{14}$ welches] das *S* | –$_{26}$ zerstreuen *S* | 234$_{16}$ welchen] den *S* | –$_{18}$ entgegnete *S* | –$_{29}$ nähern *S* | verschiednen *S* | 235$_{8}$ herauszugehn *S* | –$_{14}$ ihrem *H* und so fort | –$_{22}$ Gränze *H* | –$_{23}$ welches] das *S* | –$_{32}$ Weibe ist. *S* | 236$_{3}$ Entwicklung *S* | –$_{4}$ vorgeeilt ist

S | bei dieser] bei jener *H* | –7 andres *S* | 236_{24} gehn *S* | –26 Betrunknen *S* | –32 sehen *S* | –33 was] das *S* | –34 eignen *S* | 237_{2} welchen] den *S* | –5 neuern *S* | –24 entschloßner *S* | 238_{5} bedauerte *S* | –7 offne *S* | –10 neugewaschnen *S* | –11 ausgelaßne *S* | –15 unsre *S* | –25 unsre *S* | –29 Entwicklung *S* | –30 Scheu *S* | –31 andres *S* | 239_{3} Ältern *S* | –4 Verheirateten *S* und so fort | –9 munterm *S* | –29 muntre *S* | –30 Kniebeugung *S* | 241_{9} gestehn *S* | –19 sie] es *S* | –20 abgerißnen *S* | –21 gemacht hat *S* | –22 eignen *S* | –24 eignes *S* | –31 wie] als *S* | –33 ihnen gegenüber *S* | 242_{13} eigne *S* | –19 verlornen *S* | –34 gehn *S* | 243_{5} hatte *S* | –11 sei | wäre *S* | –14 welches] das *S* | –24 ihm] ihr *H* (?) | –29 gefühlt worden ist *S* | 244_{8} mehrere *S* | –9 gethan hatten *S* | –14 verstehn *S* | –15 Lärm *S* | –18 gefunden hatte *S* | –22 welches | das *S* | –26 gewordnen *S* | –31 herabbog | hinabbog *S* | 245_{5} Ältern *S* | –7 versehen hatte *S* | –14 offne *S* | –15 könnte *S* | –17 erfreuen *S* | –24 herab] hinab *S* | 246_{3} hörte *S* | –6 stehn *S* | –11 auskleidete *S* | –14 stehn *S* | –15 andres *S* | –19 Bett *S* | –28 gespenstisch *S* | –30 Zweites Kapitel. | 2. *S* | 247_{2} könnte *S* | –4 immer lebhafteren Farben | einer lebhaftern Farbe *S* | –17 Morgenwinde *S* | –25 rosenfarbnes *S* | –30 sollte *S* | 248_{12} sei] wäre *S* | –14 bedrängte] –15 sei] wäre *S* | –17 Gesünderes *S* | –18 aufstehn *S* | –20 Sie ging] kein Absatz *S* | 249_{8} Herrn *S* | –10 welcher] der *S* | jenen] ihn *S* | –23 welches] das *S* | –27 größten *S* | Ältern *H,* und so fort | –32 aufstehn *S* | –34 allmählig *H,* und so fort | 250_{9-10} Mägden, die . . . nachtrugen, nach dem Hause zu; *S* | –15 welchem] dem *S* | –23 gefundne *S* | –31 waren die Bilder *S* | 251_{7} sagte *S* | –8 edlern *S* | –11 übernommen hast *S* | –23 Freunde *S* | 252_{2} verhielte *S* | –5 gesehn *S* | –6 andre *S* | gesehn *S* | –15 zutraute *S* | verstünde *S* | –16 könnte *S* | 253_{12} Die Stimme] kein Absatz *S* | –19 sicherlich] schließlich *S* | –33 ruhn *S* | –34 sei | wäre *S* | 254_{3} würde *S* | –4 ergehn *S* | –16 gesehn *S* | –21 sehn *S* | 255_{11} eigenen] eignen *S* | –12 folgte *S* | –16 unsrer *S* | –17 unsre *S*] beziehen *S* | –20 sagte *S* | –21 beßre *S* | –31 habe] hätte *S* | –32 welches] das *S* | forderte *S* | –33 könnte *S* | 256_{6} gespenstische *S,* und so fort | –9 Drittes Kapitel.] 3. *S* | –12 welches] das *S* | –18 andres *S* | –25 ausgelaßne *S* | 257_{6} hätte *S* | –13 sei] wäre *S* | –15 verdiente *S* | –16 wollte *S* | –21 hatte *S* | –24 welches] das *S* | –32 stehe] stünde *S* | 258_{1} Edlern *S* | –3 welches] das *S* | –10 unsre *S* | –16 verstehn *S* | habe] hätte *S* | –24 erhobne *S* | –26 verbißnes *S* | –30 Gebehrden *H,* und so fort | –31 erhobnen *S* | –33 welche] die *S* | 259_{4} unbefangnen *S* | –11 Temperament *S* | –17 was] das *S* | –19 eigner *S* | 260_{2} abgeschloßne *S* | –8 Zorn *S* | –29 müßte *S* | –33 welches] das *S* | 261_{3} fühlte *S* | –4 gewünscht hätte *S* | möchte *S* | fühlte *S* | –5 liebte *S* | –6 andre *S* | –16 gleichgiltig *S,* und so fort | –26 Gespräch *S* | 262_{13} ist] sei *S* | –20 widerstehn *S* | –28 sagte *S* | 263_{3} sehen *S* | –32 gestehn *S* | 264_{12} sei] wäre *S* | –18 liebte *S* | –19 möchte *S* | –22 habe] hätte *S* | –25 sei] wäre *S* | –29 welches] das *S* | 265_{3} gesehen *S* | –17 eignes *S* | –20 Möbel *S* | –29 Bewundrung *S* | –31 gerade *S* | 266_{10} Abwechslung *S* | –11 welches] das *S* | –17 geschloßnen *S* | –19 Bett *S* | –23 Wandrungen *S* | –34 entgehn *S* | 267_{6} Stirn *S* | 268_{4} rosenfarbnes *S* | –7 andre *S* | –10 fühlte *S* | 269_{1} Viertes Kapitel.] 4. *S* | –2 lange *S* | –7 in gedankenschnellem Wechsel lichter und dunkler *S* | –9 Thalufers *S* | –29 längern *S* | 270_{1} welches] das *S* | –19 ihr] fehlt *S* | –23 herausgetrieben hat *S* | –27 Glücks *S* | 271_{17} mußte *S* | –29 wüßte *S* | 272_{1} welche | die *S* | –29 dämmerte *S* | –31 wurde *S* | 273_{14} Hausthür *S* | –15 Stubenthür *S* | –21 hauste *S* | –25 Thür *S* | –26 Klavier *S* | –34 andre *S* | 274_{1} wollte *S* | –2 gehabten *S* | –6 gezeigt hatte *S* | –7 sei] wäre *S* | andrer *S* | –17 fühlte *S*] Gleichgiltigkeit *S,* und so fort | –33 wogte *S* | 275_{2} vergeßnen *S* | –4 rosenfarbnen *S* | –5 gesehen *S* | –10 wollte *S* | –11 gespannt hatte *S* | –13

fühlte *S* | –14 hörte *S* | –21 welches] das *S* | –23 andre *S* | –24 wurde *S* | 276_{7} sei] wäre *S* | –9 andre *S* | –11 gestehn *S* | –12 sei] wäre *S* | –29 welchem] dem *S* | wandte *S* | –32 kontrastierten *S* | 277_{11} gäbe *S* | –14 sagte *S* | –25 wollte *S* | 278_{1-2} Marie. Zweites Buch. Erstes Kapitel *H*, 5. *S* | –5 gewesen | geblieben *S* | –14 hervorgehn *S* | 279_{10} geschloßnen *S* | –15 erhabne *S* | –18 eignen *S* | –28 könnte *S* | 280_{9} schuldig wäre *S* | –18 herbeigerufne *S* | –19 würde *S* | –25 fühlte *S* | sagte *S* | –30 andre *S* | –31 andre *S* | –33 Glocke *S* | andrer *S* | 281_{6} habe] hätte *S* | –7 Gefallnen *S* | –16 eingekniffnen *S* | –26 eignes *S* | –33 fühlte *S* | –34 würde *S* | 282_{1} müßte *S* | –2 könnte *S* | –18 geschehen *S* | –27 eignes *S* | 283_{21} sollte *S* | –25 offnen *S* | –26 welchem] dem *S* | 284_{5} werd'] würde *S* | geh'] ginge *S* | –9 würde *S* | –10 glaubte *S* | –22 sagte *S* | –27 heitrer *S* | –29 euer *S* | 285_{10} brauchte *S* | Gefallne *S* | –12 Gefallne *S* | –34 aufzustehn *S* | 286_{21} wollte *S* | –26 könnte *S* | –34 drinn *H* | 287_{7} verreist *S* | –15 sei] wäre *S* | –25 weinte *S* | 288_{18} gehn *S* | –25 rosenfarbne *S* | –28 welches] das *S* | –30 welche] die *S* | 289_{11} sagte *S* | –17 geschriebnes *S* | –26 Hinterthür *S* | 290_{1} mählig *H*, allmählich *S* | –4 halbverfallnen *S* | welchem] dem *S* | –24 Zweites Kapitel.] 6. *S* | 291_{6} Naivität *S* | –11 was] das *S* | –14 welcher] der *S* | –30 entfremdete *S* | –32 liebte *S* | –33 andrer *S* | 292_{2} müßte *S* | –17 rauschte *S* | –19 Gebüsch *S* | umgebundnes *S* | –22 hinabgebogen *S* | –26 abseits *S* | –27 das] den *H*, Korrektur, da unten Zeile 32 das Bündel *H* | –28 worin *S* | 293_{10} Mannsgestalt *S* | –26 Abhilfe *S*, und so fort | 294_{5} sagte *S* | 295_{4} sähe *S* | wurde *S* | –7 gebogne *S* | –8 gehaltnen *S* | –15 legte *S* | –21 welcher] der *S* | –31 Geschriebnes *S* | 296_{1} Rosine *S* | –4 geschriebnen *S* | –11 erhobnen *S* | –18 unsre *S* | –22 übergehn *S* | –30 Jahre *S* | 297_{28} Stirn *S* | –34 Bett *S* | 298_{4} gehn *S* | –16 welches] das *S* | –17 Drittes Kapitel.] 7. *S* | –18 bei Mariens Empfang ihren Reden nach *S* | –23 andre *S* | würde *S* | –24 suchte *S* | –29 darum *S* | –30 andrer *S* | –32 welches] das *S* | 299_{12} könnte *S* | –14 füllten *S* | –25 wäre *S* | 300_{3} hatte *S* | –5 gewönne *S* | –7 freute *S* | –8 habe] hätte *S* | –9 könnte *S* | –13 wäre *S* | 301_{1} Ebne *S* | –2 Ebne *S* | –5 grünlichgoldnen *S* | –9 Schmetterling *S* | –22 welches] das *S* | 302_{15} welches] das *S* | –16 wurde *S* | –18 andre *S* | –19 andre *S* | –20 wäre *S* | 303_{2} welches] das *S* | –16 werd'] würde *S* | –19 eifersüchtiger *S* | –23 würde *S* | –28 Marie *S* | 304_{2} gestorbnen *S* | –9 Unbekanntem *S* | –10 müßte *S* | –13 größere *S* | –15 unbestrittnen *S* | –18 sei] wäre *S* | 305_{3} nachgehn *S* | –6 hätte *S* | –9 verstünde *S* | –12 wurde es *S* | –26 kennte *S* | –31 gegönnt hätte *S* | 306_{7} gesunder *S* | –14 wäre *S* | –15 andre *S* | –19 ruhte *S* | 22 regnete *S* | 307_{3} Bett *S* | –17 möchte *S* | 308_{9} sagte *S* | nach 308_{18} Ende des zweiten Buches *H* | 309 Marie. Drittes Buch. Erstes Kapitel. *H*, 8. *S* | –10 hatte *S* | –20 hinge *S* | –25 denselben] ihn *S* | Vierteljahr *S* | –27 meinte *S* | 310_{3} widmete *S* | hätte *S* | –4 vermöchte *S* | sollte *S* | –9 eignen *S* | –10 stehn *S* | –17 welcher] der *S* | –28 empfunden hatte *S* | 311_{2} stehn *S* | –4 stehn *S* | –5 welchen] denen *S* | –9 wälsche *H* | –21 Grunde *S* | –25 eignen *S* | 312_{13} welchen] den *S* | –15 eigne *S* | –18 andre *S* | –21 folgte *S* | 313_{9} entschiednen *S* | andrer *S* | –10 Ausgesprochne *S* | –12 welcher] der *S* | –18 welche] die *S* | –29 konnte *S* | –31 müßte *S* | 314_{5} desselben fehlt *S* | könnte *S* | –6 welches] das *S*] vermöchte *S* | –8 mehrere *S* | –16 Tagesgrauen *S* | eigne *S* | fühlte *S* | –22 entgegengehn *S* | –23 eigne *S* | müßte *S* | –25 wiedersehen *S* | –315_{6} werd'] würde *S* | –9 welches] das *S* | –10 bemerkte *S* | –18 sei] wäre *S* | –19 hatten *S* | –22 welchen] den *S* | –23 eignes *S* | –26 mehreren *S* | 316_{4} Landschaftsmaler *S* | –5 Poste *H* (?) | –23 hingegebnen *S* | 317_{13} verschiedne *S* | –15 goldne *S* | –21 habe] hätte *S* | –23 habe] hätte *S* | –24 welches] das *S* | –29 sei] wäre *S* | –30 habe] hätte *S* | 318_{7f} die er … zu sollen schien *S* |

–$_{25}$ stehn *S* | –$_{27}$ könnte *S* | müßte *S* | –$_{33}$ rosafarbnem *S* | 319_{1} Zweites Kapitel.] 9. *S* | –$_{9}$ dachte *S* | –$_{17}$ konnte *S* | –$_{23}$ antworte *H* | –$_{24}$ wäre *S* | –$_{28}$ geschloßner *S* | –$_{29}$ Gestorbne *S* | –$_{31}$ eigne *S* | 320_{3} könnte *S* | –$_{8}$ glaube *S* | –$_{14}$ genannt hatte *S* | –$_{21}$ adressiere *S* | –$_{30}$ sagte *S* | –$_{32}$ hatte *S* | 321_{2} würde *S* | –$_{4}$ aufstehn *S* | –$_{5}$ der] derer *S* | –$_{10}$ Verbrechens *HS* | –$_{13}$ fragte *S* | –$_{15}$ müßte *S* | –$_{24}$ gestehn *S* | –$_{28}$ niedergeschlagnes *S* | –$_{32}$ wüßte *S* | müßte *S* | 322_{6} habe] hätte *S* | –$_{15}$ fühlte *S* | –$_{25}$ andrer *S* | –$_{26}$ hörte *S* | –$_{32}$ gestorbnen *S* | 323_{8} offnen *S* | –$_{9}$ bringe] brächte *S* | –$_{10}$ denselben] ihn *S* | $_{17}$– welchem] dem *S* | –$_{20}$ gesehen haben *S* | –$_{26}$ wünschte *S* | –$_{27}$ möchte *S* | –$_{30}$ erblickte *S* | 324_{2} gesehen *S* | –$_{10}$ angehörte *S* | –$_{18}$ wurde *S* | –$_{21}$ wüßte *S* | sei] wäre *S* | 325_{4} welchen] den *S* | –$_{7}$ sollte *S* | –$_{10}$ schönen fehlt *S* | –$_{32}$ gehe] ginge *S* | –$_{33}$ sei] wäre *S* beidemal | 326_{7} gehn *S* | –$_{18}$ Angegriffnen *S* | dachte *S* | –$_{21}$ verzichtet hatte *S* | –$_{32}$ meinte *S* | könnte *S* | –$_{33}$ bäte *S* | 327_{5} aufstehn *S* | –$_{9}$ müßte *S* | –$_{21}$ eignen *S* | nach 327_{23} Ende des Dritten Buches und der Novelle *H*].

Aus den Shakespearestudien.

Zu Grunde gelegt wurde:

Otto Ludwig, Shakespeare-Studien. Herausgegeben von Moritz Heydrich. Leipzig, Verlag von Carl Cnobloch, 1874 (Nachlaßschriften Otto Ludwigs, 2. Bd.). S. 230—259 *(A)*.

Verglichen wurde:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Fünfter Band. (Studien. Erster Band.) Leipzig, 1891. S. 35—61 *(S)*.

Der von Ludwig für diesen Aufsatz bestimmte Titel ist nach einer Mitteilung des Herrn Professor Adolf Stern: Die dramatischen Aufgaben der Zeit. Mein Wille und Weg *(S)*. Bei Heydrich lautet dagegen der Titel: Andeutungen über Philosophie und Dichtung. Antikes und modernes Drama *(A)*.

336_{6} äußern *S* | –$_{15}$ ungeheuern *S* | –$_{25}$ die Abstraktion *A* | –$_{28}$ unsrer *S* | 337_{23} Zweck *S* | –$_{25}$ eigne *S* | 338_{4} dunkeln *S* | –$_{8}$ eignen *S* | 339_{18} eignen *S* | –$_{20}$ andern *S* | –$_{27}$ andern *S* | 340_{5} unsrer *S* | –$_{15}$ unsrer *S* | –$_{21}$ besondern *S* | –$_{25}$ äußern *S* | –$_{26}$ Neuern *S* | –$_{30}$ andrer *S* | 341_{10} eignes *S* | 342_{3} andern *S* | –$_{6}$ unserm *S* | –$_{16}$ unsers *S* | –$_{21}$ unsrer *S* | –$_{22}$ unsers *S* | 343_{8} eignes *S* | –$_{9}$ andre *S* | –$_{15}$ unsers *S* | –$_{18}$ unsern *S* | –$_{22}$ engern *S* | 344_{21} abgelöst *S* | –$_{31}$ unsern *S* | 345_{3} besondern *S* | 346_{20} eignes *S* | –$_{28}$ eignes *S* | 347_{1} besondern *S* | –$_{15}$ eignen *S* | 348_{13} Vorgrund *A* | –$_{22}$ unsrer *S* | 349_{5} eignes *S* | eignen *S* | –$_{24}$ unsrer *S* | –$_{28}$ andern *S* | –$_{32}$ andern *S* | 350_{4} andres *S* | –$_{5}$ unsre *S* | –$_{8}$ andern *S* | –$_{14}$ andrem *S* | –$_{15}$ unsrer *S* | –$_{24}$ andern *S* | gute *S* | –$_{27}$ eignen *S* | 351_{13} herübergenommen *S* | –$_{16}$ andern *S* | –$_{17}$ unsre *S* | –$_{18}$ unsre *S* | –$_{19}$ andre *S* | 352_{10} eignen *S* | –$_{25}$ eigner *S* | –$_{29}$ bemäntelt *S* | 353_{8} anders *S* | 354_{3} eignes *S* | –$_{4}$ pappenes *S* | –$_{22}$ eignen *S* | –$_{32}$ unsre *S* | 355_{16} neuern *S* | –$_{27}$ merke *A* | 356_{11} unsrer *S* | –$_{13}$ Unsre *S* | –$_{15}$ eignen *S* | –$_{29}$ andres *S* | 357_{4} unsre *S* | 358_{6} unsers *S* |

Aus den Romanstudien.

Zu Grunde gelegt wurde:

Romanstudien, Band 1, S. 21 f. Originalhandschrift Otto Ludwigs im „Goethe- und Schillerarchiv“ zu Weimar *(H)*.

Verglichen wurde:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Sechster Band. (Studien. Zweiter Band.) Leipzig 1891. S. 59—69 *(S)*. Erstmaliger Abdruck.

Die Überschrift lautet in der Handschrift (flüchtig hingeschrieben und wohl nicht als eigentlicher Titel gedacht): Theorie. Darunter steht: Die alte Eisentruhe von James. Die Überschrift von *S*: Wesen und Technik des Romans bei den Engländern steht nicht in *H*.

360₃ Romans *S* | –₆ Ranges *S* | –₁₂ Roman] R. *H* | –₁₄ erstens] 1. *H* | –₁₅ zweitens] 2. *H* | –₁₆ gedeihen *S* | –₂₀-₂₃ in *H* von Ludwig an den Rand geschrieben. | 361₄ innre *S* | –₇ bestehen *S* | –₁₆ heitre *S* | 362₄ entstehen *S* | –₅ mehrere *S* | –₉ Sein Thun] Das Thun des Romanschreibers *S* | –₂₁ Moment *S* | –₂₄-₃₇ Randbemerkung in *H* | –₂₆ Blüte *S* | –₃₃ andres] and. *H* | –₃₅ die fehlt *S* | –₃₆f. Also a*a*, b*a* bis eine Hauptsache.] Also a*a*, b*a*, c*a*. *S* | 363₂ und] wie *S* | –₃ erreichen] ergreifen *S* | –₅ an fehlt *H S*, Korrektur, da ursprünglich für ungerührt vorbei in *H* aus dem Wege gestanden hatte. | –₈ die Ungeduld in *H* nachträglich hereinkorrigiert | –₁₇ andrer *S* | –₂₈ aufopfernder *S* | 364₃ verschiedne *S* | –₉ Äußres *S* | –₁₃ Innres *S* | –₁₄ Eichentruhe" z. B. *S* | –₁₅ Testaments *S* | –₁₅f. In diesen Romanen] Im Roman *S* | –₃₀ Äußerm *S* | –₃₃ Randbemerkung in *H* | 365₂₂ gestohlne *S* | –₂₄ getötet werden *S* | 366₂ mehrerer *S* | –₇ hohler *S* | –₁₇ gutmütige und bösartige *S* | –₂₀ Entwicklung *S* | –₂₇-₃₂ Randbemerkung in *H* | –₃₂ gehören, ist nichts Geringes. *S* | 367₄ Entwicklung *S* | –₁₀ diesem] Dramen *S* | –₃₀-₃₃ Randbemerkung in *H* | 368₂ Bozischen und so fort *S* | –₂₀ unsrer *S* | –₂₇ nach belebt werden. folgt in *H* Woher Charaktere nehmen, dann Lücke | 369₂₀ satirisch.] Es folgt in *H:* Boz geht gegen die Verhältnisse an, nicht gegen die . . .; damit schließt der Abschnitt, der von *S* noch mitgeteilte Absatz steht in *H* nicht an dieser Stelle.

Zum eignen Schaffen.

Zu Grunde gelegt wurde:

Otto Ludwig, Skizzen und Fragmente. Herausgegeben von Moritz Heydrich. Leipzig, Verlag von Carl Cnobloch. 1874. (Nachlaßschriften Otto Ludwigs, 1. Bd.) S. 134—138 *(A)*.

Verglichen wurde:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Sechster Band. Studien. Zweiter Band. Leipzig 1891. S. 215—219 *(S)*.

370₂ Die Überschrift fehlt bei Heydrich. | –₃ Verfahren beim poetischen Schaffen *S* | –₅ mehrere *S* | –₁₄ Karmosin *S* | –₁₅ besondern *S* | 371₅f. Aufgeschriebne *S* | –₁₈ Hebbelisches *S* | –₁₉ Veränderung *S* | –₂₀ Charakterentwicklung *S* | –₂₃ höhern *S* | –₂₄ würde *S* | –₂₇ Hebbelischen *S* | 372₃f Entwicklungsmomente *S* | –₁₈ Entwickelungsmomente *S* | –₂₃ gebrochnen *S* | –₂₅ leichtern *S* | –₃₂ eigne *S* | 373₅ wer] der *S* | –₁₂ Entwicklungen *S* | –₂₄ Innre *S* |.

Inhalt.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Verlags-Verzeichnis

des

BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS.

(Winter 1897.)

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
***Meyers Konversations-Lexikon**, fünfte Auflage.* Mit mehr als 10,500 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1088 Tafeln, darunter 164 Farbendrucktafeln und 286 Kartenbeilagen.		
Geheftet, in 272 Lieferungen je	—	50
Geheftet, in 34 Halbbänden je	4	—
Geb., in 17 Halblederbänden je	10	—
***Meyers Kleines Konversations-Lexikon**, fünfte Auflage.* Mit 135 Karten und Illustrationstafeln.		
Geheftet, in 66 Lieferungen je	—	30
Geb., in 3 Halblederbänden je	8	—
Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens in einem Band, *fünfte Auflage.*		
Gebunden, in Leinwand . .	6	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
***Brehms Tierleben**, III. Aufl.* Mit 1910 Textbildern, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen je	1	—
Geb., in 10 Halblederbänden je	15	—
***Gesamtregister zu Brehms Tierleben**, III. Auflage.*		
Gebunden, in Leinwand	3	—
***Brehms Tierleben**,* Volks- u. Schulausgabe, *II. Aufl.* Mit 1179 Textbildern, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen je	—	50
Geb., in 3 Halblederbänden je	10	—
Haacke, Die Schöpfung der Tierwelt. (Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben".) Mit 1 Karte und 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
***Ranke, Der Mensch.** II. Aufl.* Mit 1398 Textbildern, 6 Karten u. 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	15	—
***Ratzel, Völkerkunde.** II. Aufl.* Mit 1103 Textbildern, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—
***Kerner, Pflanzenleben.** II. Aufl.* Mit 455 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt u. Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—

Ausführliche Prospekte über jedes Werk stehen gratis zur Verfügung.

Naturgeschichtliche Werke (Fortsetzung).

	M.	Pf.
Neumayr, Erdgeschichte. *II. Aufl.* Mit 873 Textbildern, 4 Karten u. 34 Tafeln in Holzschnitt u. Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—
Meyer, Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Mit 286 Abbildungen im Text, 10 Karten und 30 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Marshall, Bilderatlas zur Zoologie der Säugetiere. Beschreibender Text mit 258 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	50

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Sievers, Afrika. Mit 154 Textbild., 12 Karten u. 16 Tafeln in Holzschn. u. Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	12	—
Sievers, Asien. Mit 156 Textbildern, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Sievers, Amerika. Mit 201 Textbildern, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Sievers, Europa. Mit 166 Textbildern, 14 Kartenbeilagen und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Sievers, Australien. Mit 137 Textbildern, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *III. Auflage.* Mit 3 Karten, 31 Städteplänen und 276 Wappenbildern.		
Geheftet, in 26 Lieferungen je	—	50
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Post-, Telegraphen-, Eisenbahn- und Schiffahrtsstations-Verzeichnis des Deutschen Reichs. Nach amtlichen Quellen.		
Kartoniert	—	80
Meyers Kleiner Hand-Atlas. Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen.		
30 Lieferungen. . . . . je	—	30
Gebunden, in Halbleder . .	10	—
Meyer, Eine Weltreise. Mit 1 Karte u. 100 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	6	—
Geistbeck, Bilder-Atlas zur Geographie von Europa. Mit 233 Abbildungen und beschreibendem Text.		
In Leinwand	2	25
Geistbeck, Bilderatlas zur Geographie der außereuropäischen Erdteile. Beschreibender Text mit 314 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	75

Geschichtswerke.

	M.	Pf.		M.	Pf.
Blum*, *Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Mit einem Porträt.			graphen, Münzen- u. Wappenbilder nebst beschreibendem Text, geschichtliche Tagesnotizen, Citate, Sprichwörter, Proben von altdeutschem Humor, astronomische Angaben, Festkalender u. a. m. Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet	1	50
Gebunden, in Leinwand . .	5	—	(Für Österreich-Ungarn erfolgt ein Zoll- u. Stempelzuschlag von 40 Pfennig.)		
Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1898. Auf 365 Tagesblättern über 600 Landschafts- und Städteansichten, Architekturbilder, historische Bildnisse, Auto-					

Litteraturwerke.

	M.	Pf.		M.	Pf.
Mähly*, *Geschichte der antiken Litteratur.			Holzschnitt und 34 Faksimile-Beilagen.		
Gebunden, in Leinwand . .	3	50	*Geheftet, in 14 Lieferungen je*	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	5	25	*Gebunden, in Halbleder* . .	16	—
Wülker*, *Geschichte der englischen Litteratur. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen.			***Suchier*** und ***Birch-Hirschfeld*, *Geschichte der französischen Litteratur.*** Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck, Kupferstich u. Holzschnitt u. Faksimile-Beilagen. (Erscheint im Herbst 1898.)		
Geheftet, 14 Lieferungen . je	1	—			
Gebunden, in Halbleder . .	16	—	***Wiese*** u. ***Percopo*, *Geschichte der italienischen Litteratur.*** Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und Faksimile-Beilagen. (Erscheint im Herbst 1898.)		
Vogt und ***Koch*, *Geschichte der deutschen Litteratur.*** Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und					

Meyers Klassiker-Ausgaben.

Alle Bände in elegantem Leinwand-Einband; für feinsten Saffian-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

	M.	Pf.		M.	Pf.
Deutsche Litteratur.			**Körner**, 2 Bde., von *H. Zimmer*	4	—
Arnim, 1 Bd., von *J. Dohmke*	2	—	**Lenau**, 2 Bde., von *C. Hepp*	4	—
Brentano, 1 Bd., v. *Demselben*	2	—	**Lessing**, 5 Bde., von *F. Bornmüller*	12	—
Bürger, 1 Bd., v. *A. E. Berger*	2	—			
Chamisso, 2 Bde., von *H. Kurz*	4	—	**O. Ludwig**, 3 Bände, von *V. Schweizer*	6	—
Eichendorff, 2 Bde., v. *R. Dietze*	4	—			
Gellert, 1 Bd., v. *A. Schullerus*	2	—	**Novalis** u. **Fouqué**, 1 Bd., von *J. Dohmke*	2	—
Goethe, 12 Bde., von *H. Kurz*	30	—			
Hauff, 3 Bde., v. *M. Mendheim*	6	—	**Platen**, 2 Bde. von *G. A. Wolff* und *V. Schweizer*	4	—
Heine, 7 Bde., von *E. Elster*	16	—			
Herder, 4 Bde., von *H. Kurz*	10	—	**Rückert**, 2 Bde. v. *G. Ellinger*	4	—
E. T. A. Hoffmann, 3 Bde., von *V. Schweizer*	6	—	**Schiller**, von *L. Bellermann*, Kleine Ausgabe. 8 Bde.	16	—
H. v. Kleist, 2 Bde., v. *H. Kurz*	4	—	— Große Ausgabe in 14 Bdn.	28	—

	M.	Pf.
Tieck, 3 Bde., von *G. L. Klee*	6	—
Uhland, 2 Bde., von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bde., von *H. Kurz*	6	—
Englische Litteratur.		
Altenglisches Theater, von *Robert Prölß*, 2 Bde. . . .	4	50
Burns, Lieder u. Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausg., 4 Bde. . . .	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausgabe mit Biogr. von *R. Genée*, 9 Bde.	18	—
— *Schlegel-Tieck*sche Übersetzung, v. *A. Brandl*, 10 Bde. (Im Erscheinen.) . . je	2	—
Shelley, Ausgew. Dichtungen, von *Ad. Strodtmann* . . .	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, von *K. Eitner*. .	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Adolf Strodtmann*	1	25
Amerikanische Anthologie, von *Ad. Strodtmann* . . .	2	—
Italienische Litteratur.		
Ariost, Der rasende Roland, von *J. D. Gries*, 2 Bde. . .	4	—
Dante, Göttliche Komödie, v. *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde. . . .	3	50
Spanische u. portugiesische Litteratur.		
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *Edm. Zoller*, 2 Bde. . . .	4	—
Cid, v. *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, v. *Rapp*, *Braunfels* und *Kurz*, 3 Bde.	6	50

	M.	Pf.
Französische Litteratur.		
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt* .	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, von *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, von *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, von *Ad. Laun*. . . .	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde. . . .	3	50
— Briefe, v. *Wiegand* . . .	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, von *Aug. Cornelius* . . .	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa u. Gertrud, von *K. Eitner*	1	25
Skandinavische u. russische Litteratur.		
Björnson, Bauern-Novellen, v. *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, von *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering* .	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bde..	4	—
Puschkin, Dichtungen, v. *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, v. *H. Viehoff*	1	—
Litteratur des Altertums.		
Anthologie griechischer und römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*, 2 Teile in 1 Bd. gebunden	2	—
Äschylos, Dramen, v. *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, von *J. Mähly* . . .	1	50
Homer, Ilias, v. *F. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *Demselben* .	1	50
Sophokles, Dramen, von *H. Viehoff*	2	50
Orientalische Litteratur.		
Kalidasa, Sakuntala, v. *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, *fünfte Auflage.* Gebunden, in Leinwand . .	1	50
Meyers Sprachführer, geb. **Deutsch-Arabisch** . . .	5	—
— **Dänisch und Norwegisch** . . .	3	—

	M.	Pf.
Deutsch-Englisch	2	50
— **Französisch** . . .	2	50
— **Italienisch** . . .	2	50
— **Neugriechisch** . .	4	—
— **Portugiesisch** . .	5	—
— **Russisch**	3	—
— **Schwedisch** . . .	3	50
— **Spanisch**	3	—
— **Türkisch** . . .	5	—

Meyers Reisebücher.

	M.	Pf.
Süd-Deutschland, Salzkammergut, Salzburg u. Nordtirol, 7. Auflage, gebunden	5	—
Rheinlande, 8. Auflage, geb.	4	—
Schwarzwald, 7. Auflage, kart.	2	—
Thüringen, 13. Auflage, kart.	2	—
Harz, 14. Auflage, kartoniert	2	—
Dresden und die Sächsische Schweiz, 4. Auflage, kart.	2	—
Riesengebirge, 10. Aufl., kart.	2	—
Österreich und das angrenzende Ungarn, 6. Aufl., geb.	5	—
Deutsche Alpen, I. Teil. 5. Auflage, gebunden	4	—
— II. Teil. 5. Auflage, geb.	4	—
— III. Teil. 3. Auflage, geb.	4	—
Der Hochtourist in den Ostalpen, 2 Bde., gebunden je	3	—
Schweiz, 14. Auflage, geb. .	6	—
Norwegen, Schweden und Dänemark, 6. Auflage, geb.	6	—

	M.	Pf.
Paris und Nord-Frankreich, 3. Auflage, gebunden . . .	6	—
Riviera, Süd-Frankreich, Corsica, Algerien u. Tunis, 4. Aufl., gebunden	10	—
Ober-Italien u. die Riviera, 5. Auflage, gebunden . . .	10	—
Mittel-Italien, 4. Aufl., geb.	6	—
Rom und die Campagna, 4. Auflage, gebunden . .	13	—
Unter-Italien und Sizilien, 3. Auflage, gebunden . .	10	—
Italien in 60 Tagen, 5. Auflage, gebunden	9	—
Türkei und untere Donauländer, 4. Aufl., gebunden .	7	—
Griechenland u. Kleinasien, 4. Auflage, gebunden . . .	7	—
Ägypten, 3. Auflage, gebunden	7	50
Palästina u. Syrien, 3. Auflage, gebunden	7	50

Meyers Volksbücher.

Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Erschienen sind 1190 Nummern. Die zuletzt erschienenen Bändchen enthalten:

Althaus, Märchen aus der Gegenwart. 508—510.
Andersen, Bilderbuch ohne Bilder. 860.
Archenholz, Preuß. Armee vor und in dem Siebenjährigen Kriege. 840.
Ariosto, Der rasende Roland. I. 947 bis 954.
— Der rasende Roland. II. 955—962.
Arndt, Gedichte. 825. 826.
— Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein. 827—829.
— Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. 1096.
Arnim, Isabella von Ägypten. 530. 531.
Äschylos, Orestie (Agamemnon. — Das Totenopfer. — Die Eumeniden). 533. 534.
Bechstein, Deutsches Märchenbuch. 1069—1071.
Bellamy, Ein Rückblick. 830—833.
— Mit geschlossenen Augen. — Ein Schiffbruch. 1040.
Bendt, Technische Aufsätze. I. 1136.
Bersezio, Eine Seifenblase. 1095.
Biernatzki, Der braune Knabe. 513 bis 517.
Bismarcks Reden. 807—810.
Blum, Ich bleibe ledig. 507.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Ludwig, Otto

Ludwigs Werke

Bd.: 3

[1898]